AUS FEUER UND WASSER GERETTET
BEIM GROSSEN BRANDE DER
BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK
IM MÄRZ DES KRIEGSJAHRES 1943
F. STAEGER

Biogr. c. 22-5

<366179200000 11

Bayer. Staatsbibliothek

~~Hist lit univ vit enw gen~~
~~1844. f. 5. 70.~~

Biogr. coll. 22.

Histor.

Biogr. Collect.

Charakter-Zeichnungen
interessanter Menschen
aus der
neuen Geschichte.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen bey Ulm.

Erster Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau,

1806.

Gallerie
historischer Gemählde
aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ein Handbuch
für Liebhaber der Geschichte.

Von

Samuel Baur,

Prediger in Göttingen bey Ulm.

[illegible]

Fünfter Theil.

Hof, bey Gottfried Adolph Grau,
1806.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es war mir ungemein erfreulich, daß das Publikum meine Bemühungen, in verschiedenen Schriften das Andenken merkwürdiger Verstorbenen unter uns zu erhalten, mit seinem Beifalle beehrt hat. Ich verkenne die Nachsicht nicht, die mit dieser günstigen Aufnahme verbunden ist, und fühle es selbst lebhaft genug, daß ich noch ferne von dem Ziele bin, welches ich zu erreichen strebte. Daß es mir aber ein Ernst ist, mich in der Gunst meiner Leser zu erhalten, und daß ich mich bemühe, interessante Data auf eine unterhaltende Art mitzutheilen, glaube ich auch bei diesen neuen biographischen Schilderungen denkwürdiger Personen aus der neuen Geschichte bewiesen zu haben. Wenigstens that ich alles, was meine Lage mir gestattete — die es mir oft sehr sauer macht, die nöthigen literarischen Hülfsmittel zu erhalten — interessante Charaktere auf eine würdige Art zu schildern.

Verschiedene Leser meiner Gallerie historischer Gemählde, die in vier Bänden erschienen ist, ha-

ben gegen mich den Wunsch geäußert, daß ich die noch fehlenden Biographien denkwürdiger Personen aus dem achtzehnten Jahrhundert nachholen möchte, um meinem Versprechen in der Vorrede zur neuen Auflage des ersten Bandes nachzukommen, weil es mir die Form dieses Werks unmöglich machte, jedem denkwürdigen Verstorbenen aus dem angezeigten Zeitraume eine Stelle zu geben. Dieß geschieht nun in diesem neuen Werke, welches aus zwei Bänden besteht, und eine neue Gallerie solcher Personen aufstellt, die es verdienen, im Andenken zu bleiben. Auf diese Art erhalten die Besitzer der Gallerie ein ziemlich vollständiges biographisches Handbuch über das achtzehnte Jahrhundert. — Da aber diese beiden Bände auch für sich bestehen können, so ist ihnen zugleich ein besonderer Titel gegeben worden.

Daß auch diese neue Arbeit eine nützliche und angenehme Unterhaltung gewähren möge, wünscht

Göttingen,
den 16. August 1805.

der Verfasser.

Inhalt

I. Regenten.

Seite

1. Leopold der Erste. Deutscher Kaiser 1
2. Friedrich Wilhelm der Erste. König von Preußen 8
3. Christian Ernst. Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach 15
4. Johann Adolph. Herzog von Weißenfels und Querfurth 21
5. Ernst Ludwig, oder Ernst der Zweite. Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg 27
6. Karl Egon. Fürst zu Fürstenberg 34
7. Ludwig der Funfzehnte. König von Frankreich 41
8. Ludwig. Dauphin von Frankreich 48
9. Wilhelm der Dritte. König von Großbrittanien 54
10. Friedrich der Erste. König von Schweden 61
11. Kjen Long. Kaiser von China 68

II. Staatsmänner.

12. Eberhard Christoph Balthasar von Dankelmann. Königlich Preußischer Staatsminister 74

Seite

13. Johann Klefeker. Syndikonus in Hamburg 81
14. Christoph Karl Kreß von Kressenstein. Kaiserlicher wirklicher Rath, Mitglied des geh. Raths in Nürnberg 87
15. Johann Gottfried Reyger. Bürgermeister in Danzig 93
16. Andreas Graf von Ostermann. Russisch-kaiserlicher Staatsminister 99
17 Jakob Necker. Französischer Finanzminister 104
18. Graf Clermont-Tonnere. Mitglied der National-Versammlung in Paris 111
19. John Wilkes. Schatzmeister von London 115
20. James Caulfeild, Graf von Charlemont. Parlamentsglied in London 121
21. Arved, Graf von Horn. Königlich Schwedischer Reichsrath 125

III. Generale und Admirale.

22. Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden. Kaiserl. königl. und Reichs-Feldmarschall 129
23. Joseph Wenzel, Fürst von Lichtenstein. Kaiserl. königl. General-Feldmarschall 136
24. David Hotze. Kaiserl. königl. Feldmarschall-Lieutenant 143
25. Samuel, Graf von Schmettau. Königl. Preußl. General-Feldmarschall 149
26. Ludwig Franz, Herzog von Bouflers. Pair und Marschall von Frankreich 156

Seite

27 Ludwig Hector, Herzog von Villars. Marschall von Frankreich 163

28. Thomas Arthur, Graf von Lally. Französischer Gouverneur von Ostindien 170

29. Jean Charles Pichegru. Französischer Obergeneral 175

30. Richard, Graf Howe. Großbritannischer Admiral 182

IV. Rechtsgelehrte.

31. Johann Peter von Ludewig. Kanzler der Universität Halle 189

32. Johann Gottlieb Heineccius. Königl. Preußl. Hofrath und Professor der Rechte in Halle 195

33. Johann Heumann von Teutschenbrunn. Professor der Rechte in Altdorf 201

V. Aerzte und Wundärzte.

34. Hermann Boerhaave. Professor der Arzneiwissenschaft in Leiden 206

35. Gerhard, Freiherr van Swieten. Kaiserlich-königlicher Rath und erster Leibarzt 213

36. Peter Camper. Professor der Arzneiwissenschaft zu Franecker 220

37. John Pringle. Präsident der Societät der Wissenschaften in London 225

38. Thomas, Baron Dimsdale. Russischer Staatsrath und Leibarzt 231

39. Wilhelm Hunter. Leibarzt der Königin von England 235

Seite

40. John Hunter. General-Inspector der britischen Spitäler 242

41. Erasmus Darwin. Doktor der Arzneikunde 247

42. Joseph Lieutaud. Königl. Franz. Leibarzt 252

43. Karl le Roy. Praktischer Arzt zu Paris 258

44. Kasimir Christoph Schmiedel. Leibarzt und Präsident des medicinischen Kollegiums zu Ansbach 264

45. Markus Herz. Jüdischer Arzt zu Berlin 271

46. Philipp Ludwig Wittwer. Ordentlicher Physikus in Nürnberg 277

47. Johann Andreas Venel. Praktischer Arzt zu Orbe 283

VI. Philosophen.

48. Andreas Rüdiger. Churfächsischer Rath und Leibarzt 290

49. Jakob Brucker. Senior des Ministeriums in Augsburg 295

50. Alexander Gottlieb Baumgarten. Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder 301

51. Georg Friedrich Meier. Professor der Philosophie in Halle 307

52. Johann Georg Sulzer. Professor und Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 314

53. Immanuel Kant. Professor der Philosophie in Königsberg 321

54. Sebastian Mutschelle. Professor am Lyceum in München 328

Seite

55. Salomon Maimon. Jude zu Berlin 335
56. Georg Berkeley. Bischof von Cloyne in Irland 342
57. Jean le Rond d'Alembert. Beständiger Sekretair der Französischen Akademie 349

VII. Freidenker, Naturalisten und Schwärmer.

58. Johann Toland. Ein Freidenker 354
59. Anton Collins. Thomas Woolston. Matthäus Tindal. Bernhard von Mandeville. Englische Freidenker 361
60. Johann Albert d'Archambaud, Graf von Buquoy. Hannöverischer Pensionär 369
61. Julien Offray de la Mettrie. Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften 375
62. Johann Christian Edelmann. Ein Naturalist 381

VIII. Gottesgelehrte.

63. Christoph Matthäus Pfaff. Kanzler der Universität zu Giessen 388
64. Johann Friedrich Burg. Konsistorialrath, Inspector und Ober-Pastor zu Breslau 394
65. Siegmund Jakob Baumgarten. Professor der Theologie in Halle 400
66. Paul Eugen Layritz. Bischof der evangelischen Brüdergemeine zu Herrnhut 406
67. Johann Joachim Spalding. Oberkonsistorialrath und Probst zu Berlin 411

Seite

68. Wilhelm Abraham Teller. Oberkonsisto-
rialrath und Probst in Berlin 418

69. Ernst Jakob Danov. Kirchenrath und Pro-
fessor der Theologie in Jena 424

70. Samuel Werenfels. Professor der Theo-
logie in Genf 430

71. Jakob Vernet. Professor der Theologie und
Prediger in Genf 435

72. Alexander Geddes. Doktor der Theolo-
gie in London 442

73. Gilbert Wakefield. Prediger der Dissenters 449

74. Ludwig Bourdaloue. Königlich französi-
scher Hofprediger 455

IX. Geschichtschreiber.

75. Gottfried Arnold. Inspektor und Pre-
diger zu Perleberg 460

76. Jakob Mauvillon. Ingenieur-Obristlieu-
tenant und Professor in Braunschweig 465

77. Karl Rollin. Rector der Universität zu Paris 471

78. William Robertson. Principal der Uni-
versität zu Edinburg 477

Charakter-Zeichnungen

interessanter Menschen.

Erster Theil.

Leopold der Erste.

Deutscher Kaiser.

Das Oberhaupt des deutschen Reichs und zugleich der Beherrscher der österreichischen Staaten, durch die letzte Hälfte des siebzehnten, und in die ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, war Kaiser Leopold der Erste — ein gütiger, frommer Regent, obgleich kein Genie auf dem Throne, kein Monarch von der persönlichen Größe, wie sein Namens-Nachfolger gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Leopold der Zweite.

Er war ein Sohn des Kaiser Ferdinand des Dritten und sah das Weltlicht zum erstenmal am 9ten Jun. des Jahres 1640. Da er als Jüngling zum Bischofsstabe, und nicht zum weltlichen Scepter bestimmt gewesen war, so hatte er einen sorgfältigern gelehrten Unterricht genossen, als sonst den Fürsten zu Theil zu werden pflegt. Er kannte und redete mehrere Sprachen, hatte von verschiedenen Wissenschaften, besonders der Mathematik, einige aufgenommene Begriffe; und galt für einen Freund der Künste, vornemlich der Tonkunst. Wirklich war er nicht nur einer der fertigsten Klavieristen seiner Zeit, sondern auch ein sehr geübter Komponist. In jeder Oper hatte er die

Partitur vor sich, um nachzusehen; und öfters spielte er den ersten Flügel, indem der Oberkapellmeister Fux hinter ihm stand, um ihm umzuwenden. Als einst Fux, erstaunt über seine Accurateſſe im Vortrage, bei einer solchen Gelegenheit ausrief: „Schade, daß Ihro Majestät kein Virtuose geworden sind!“ gab ihm dieser die treffende Antwort: „Ich steh mich so besser.“ — Uebrigens verdankte Leopold die Geschicklichkeiten, welche er besaß, seinen Erziehern, den Jesuiten, war aber auch dafür auf Lebenslang der Sklave derselben geworden.

Die ganze Regierung dieses Kaisers, welche mit dem Jahre 1657 ihren Anfang nahm, war kriegerisch, denn immer lag er mit den Franzosen und mit den Türken im Kampfe. Seine Feldherren waren Montecuculi, Ludwig von Baden, Hensler, Eugen u. a.; er selbst führte seine Völker nie in ein Treffen, und wohnte niemals einer Belagerung bei. An dem Kriege mit den Türken, der ihn in so große Gefahr brachte, war er gewissermassen selbst dadurch schuldig, daß er den Anschlägen der Jesuiten zu viel Gehör gab, unter denen seine Lieblinge Müller und Boccabella waren, und daß er sowohl die Protestanten, als auch die vornehmen und reichen Familien in Ungarn unterdrücken wollte. Daher sahen sich diese, besonders Tökely, der ein kleines Fürstenthum mit 300,000 Gulden Einkünften besaß, und deshalb hauptsächlich verfolgt wurde, genöthigt, die Türken um Hülfe zu rufen. Der Großvezier kam im Jahr 1683 mit mehr als 100,000 Mann vor Wien. Die Feinde bestennten die Stadt, und brachten sie, der tapfern Ge-

genwehr des Grafen von Stahremberg ungeachtet, in die äußerste Noth, bis der König von Polen, die Churfürsten von Baiern und Sachsen, der Herzog von Lothringen und andere Prinzen die Stadt entsetzten und einen vollkommenen Sieg über die Türken erhielten. Diese verloren in den folgenden Jahren alles wieder, was sie in Ungarn erobert hatten, und Leopold verdankte dem Heldenmuthe des Herzogs Karl von Lothringen und dem Patriotismus mehrerer deutschen Fürsten ein höchst unverdientes großes Glück, das ihm der Friede zu Karlowitz 1699 zusicherte. Schon das folgende Jahr verwickelte ihn, wegen der spanischen Erbfolge, in einen weitaussehenden Krieg, der in Italien, Deutschland und Spanien mit verschiedenem Glück geführt wurde. Der Kaiser erlebte aber das Ende desselben nicht, sondern starb den 5ten Mai 1705.

Der Ruhm eines frommen Monarchen war derjenige, auf den Leopold die größte Sorgfalt verwandte. Den Preis seiner Frömmigkeit setzte er aber darinn, ein Verehrer der heil. Jungfrau zu seyn. Er pflegte nicht selten zu Oettingen, Passau und Zell die Opfer seiner Andacht auf die Altäre derselben zu bringen. In seinen Gebeten an sie bediente er sich gewöhnlich der Ausdrücke: „Ich größter aller Sünder, ich geringste Kreatur, ich unwürdigste Kreatur Leopold.“ Auch unterschrieb er sich wohl auf seinen Wallfahrten zu der Maria von Zell: „Der heil. Jungfrau Maria geringster und unwürdigster Knecht Leopold.“ Täglich hatte er drei Messen, und der Prozession folgte er betend zu Fuß durch die ganze Stadt. Nie war ihm ein Geschäft

so wichtig gewesen, daß er eine seiner gottesdienstlichen Uebungen deshalb versäumt, oder nur verschoben hätte.

Ausser den Religionsübungen bestand ein beträchtlicher Theil der Beschäftigungen des Kaisers darinn, daß er die Aufsätze, welche man ihn über Staatsangelegenheiten in lateinischer Sprache vorlegte, in Rücksicht auf die Sprache sorgfältig durchlas und eigenhändig korrigirte. Weit entfernt, die großen Ereignisse seiner Regierung im Ganzen zu übersehen, haftete sein matter Blick an einzelnen, größtentheils geringfügigen Gegenständen. Schwierig und langsam im Erkennen, Ueberlegen und Beschließen, ließ er sich meistens die Gelegenheit, entscheidende Unternehmungen auszuführen, entgehen. Stets wurden, durch zweckloses Zögern, die Schwierigkeiten vergrößert und vervielfältigt; häufig das wichtigste zu spat bemerkt, oder übersehen und vergessen. Mit dem zuviel verlangenden Vertrauen rechnete er auf die Wirkung des Gebets und die Vorsehung Gottes. „Gott wird helfen!“ war die Floskel, welche er bei allen widrigen Vorfällen im Munde führte. Auch pflegte er wohl zu sagen: „es kann noch schlimmer werden; aber Gott wird uns gewiß helfen!“ Und dabei beruhigte er sich, ließ die bedrängten Armeen ohne Unterstützung, seine Staaten ohne hinlänglichen Schutz, die Maasregeln ohne Kraft und Nachdruck.

Die Unterstützung der Armen, dieser schöne Stein in der Krone des wahren Landesvaters, war unter der Regierung dieses Kaisers mehr blendend als ächt. Er zog ein Heer Bettler an seinen Hof und behandelte sie mit mehr Aufmerksamkeit, als die wichtigsten Staats-

angelegenheiten. Man theilte die Bettler in Audienzbrüder und in gemeine Bettler. Erstere waren Leute von guter Herkunft — wenigstens galten sie für solche. Diese fanden sich zweimal in der Woche am Hofe ein, wo ihnen der Kaiser sämmtlich Audienz ertheilte. Er stand gewöhnlich an einem Tische, auf welchem Päckchen mit 100, 50, 25 und mit 12 Dukaten lagen. Die Audienzbrüder trugen dem Kaiser ihr Anliegen vor, und je nachdem er ihr Bedürfniß groß oder dringend fand, theilte er den Bittenden ein größeres oder kleineres dieser Papierpäckchen oder Scharmützel (wie man sie nannte) mit. Einst hatte Leopold einem solchen Audienzbruder ein Päckchen, was er seinem Bedürfnisse angemessen hielt, eingehändigt. Allein dieser, anstatt sich zu entfernen, erklärte: es sey seinem Bedürfnisse nicht angemessen, langte selbst ein zweites vom Tische und entfernte sich, ohne daß der Kaiser auch nur eine Erinnerung darüber gemacht, oder eine Befremdung geäussert hätte. Die Bettler vergeudeten natürlich das so leicht erhaltene Geld, kamen wieder, und empfingen von neuem aus der milden Hand des frommen Monarchen. Wagte man es, ihm Vorstellungen darüber zu machen, so erklärte er: „auf der Wohlthätigkeit gegen die Armen beruhe die Wohlfahrt und Erhaltung des Hauses Oesterreich; er werde so fortfahren, so lange nur ein Athem in ihm sey.“ Nie fuhr der Kaiser aus, ohne einen großen Sack mit Siebenzehnern in seinen Wagen setzen zu lassen, aus welchem er mit eigener Hand mittheilte. Die Bettler umringten den Wagen in so dichten Haufen, daß nicht selten die Pferde fortzugehen verhindert wurden. Weder

Trabant noch Höfling durften es wagen, sie zur Ordnung zu verweisen, oder auseinander zu treiben. Selbst als sie einst die Wagenfenster einstießen, litte er es nicht, daß die Wache sie den gehörigen Respekt lehrte. Man sollte die Leute nicht hindern, ihre Almosen zu empfangen, und das Fenster wieder machen lassen, sagte er, und fuhr ruhig fort auszutheilen.

So emsig und beharrlich er in dieser Wohlthätigkeit war; so wenig kümmerte es ihn, ob das Verdienst darbte, oder die nothwendigen und wichtigsten Staatsbedürfnisse gehörig bestritten werden konnten. Die Besoldungen der Staatsbedienten waren sämmtlich unverhältnismäßig gering. Seine Heere konnten nie vollzählig gemacht, selten gehörig bezahlt werden, und mußten oft, wenn sie am eifrigsten für die Sache des Kaisers fochten, an allen Bedürfnissen Mangel leiden. Ungern und nie ohne Weigern und Zögern unterschrieb er das Todesurtheil eines Verbrechers; allein Protestanten und andere Ketzer wurden verfolgt und hingerichtet; auf seinen Befehl und ohne seine Befehle. Unter dem Vorwande der Gewissensorge mischten sich die Priester in alle Regierungsgeschäfte und bestimmten, selbst mit Ausschluß der Staatsräthe und Minister, fast alle Vorstellungen und Entschlüsse des Kaisers. Seine schwache Urtheilskraft verlohr dadurch nach und nach die geringe Selbstständigkeit völlig, welche ihm die Natur zur Ausstattung gegeben hatte. Bemerkte er es auch einmal, oder wurde er durch andere überzeugt, daß man ihn hintergieng, so durften doch die, welche seine Gunst besaßen, oder ihn einmal von sich abhängig gemacht hatten, kaum eine Rüge, nie aber eine Ahn-

dung oder gar die Entfernung von seiner Person und den Verlust seiner Gunst befürchten.

In seiner ganzen Lebensweise war Leopold der Mann nach der Uhr. Täglich stand er um dieselbe Stunde auf, täglich hörte er, genau um dieselbe Zeit, die Messe, oder verrichtete er sein Gebet. Nie hat er zur andern, als der bestimmten Zeit Audienz gegeben, oder war er in dem geheimen Rathe erschienen, nie hat er sich länger darinn verweilt. Die wichtigsten und dringendsten Ereignisse vermochten es nicht, ihn aus dieser gewohnten Lebensordnung zu bringen. Nie war er zu einer andern Stunde spatzieren gefahren, oder hatte er diese Leibesbewegung unterlassen, oder gegen eine andere Vergnügung vertauscht. Stets hatte er zu derselben Stunde gegessen, war er in derselben Minute ins Bette gestiegen.

Die Regierung dieses Kaisers ist der Zeitpunkt, da in Deutschland (um das Jahr 1650) das Thee- und Kaffeetrinken, und das Tobackrauchen aufkam.

Friedrich Wilhelm der Erste.

König von Preussen.

Vielleicht hat sich nie ein Monarch so. große Regenten-Verdienste erworben, und ist doch so ungerecht beurtheilt worden, als Friedrich Wilhelm I. Er war eigentlich der Schöpfer aller der glücklichen Einrichtungen im Staate, die erst unter der Regierung seines großen Sohnes und Nachfolgers, Friedrichs II. die sichtbaren Früchte trugen, wurde aber von seinem eigenen Zeitalter verkannt, und mehr gefürchtet als geliebt. Die Ursache davon war, daß er nur durch despotische Maasregeln seine Zwecke zu erreichen trachtete, die Achtung und Liebe seiner Unterthanen und die Stimme des Publikums für nichts rechnete, und die edlere Geisteskultur vernachläßigte, wie sie in ihm vernachläßigt war.

Geboren wurde er am 15ten August 1688 zu Berlin, aus der zweiten Ehe Churfürst Friedrich III. nachmaligen ersten Königs von Preußen, und der geistreichen Sophie Charlotte, einer gebohrnen Prinzessin von Braunschweig-Hannover. Er wurde in der Fülle der Pracht, des Luxus und der Verschwendung erzogen. Als einziger Sohn und Hauptgegenstand

der Zärtlichkeit beider Eltern fehlte es ihm nicht an Veranlassung, sich eben die Neigung zur Pracht und Verschwendung zu eigen zu machen, durch die sich sein Vater auszeichnete. Gleichwohl entwickelten sich bei ihm gerade die entgegengesetzten Eigenschaften. Niemand war in seiner ganzen Lebensweise frugaler und einfacher als er. Sein Vater schätzte Wissenschaften und Künste; er hegte die tiefste Geringschätzung gegen alles, was Wissenschaft und wissenschaftliche Bildung heißt, und die Künste sah er als einen Flitterstaat an, der zwar ganz artig kleiden könne, aber doch als etwas gänzlich überflüßiges vermieden werden müsse, sobald man sein Geld auf etwas nur im mindesten Nützliches verwenden könne. Hierauf mußte sich alles reduciren, was Anspruch auf seine Schätzung machen wollte, und dieser Charakter des Prinzen war der Charakter seiner ganzen Regierung. Die militärischen Tändeleien und einige andere eben so kleinliche Neigungen abgerechnet, hatte er eigentlich für nichts Sinn, als für das Nützliche.

Die Jugendjahre des Prinzen haben nichts auszeichnendes. Er vermählte sich 1706 mit Sophien Dorotheen, einer Prinzessin König Georgs I. von Großbritannien, und wohnte um diese Zeit einigen kriegerischen Unternehmungen in den Niederlanden bei, ohne nach dem Ruhm des Helden zu streben; so leidenschaftlich er das Militär liebte, so friedfertig war im Grunde seine Gesinnung. Als er aber durch den Tod seines Vaters (den 25sten Febr. 1713) zur Regierung kam, unternahm er die wichtigsten Reformen Schlag auf Schlag.

Friedrich Wilhelm brachte einen großen Hauptzweck mit zu seiner Regierung, nemlich den: eine beträchtliche und furchtbare Armee zu organisiren. Nur durch Ersparungen, durch Ordnung in den Verwaltungen, durch Vermehrung der Population, durch Eröffnung neuer Quellen des Erwerbs und Erweiterung der alten war es möglich, diesen Zweck zu erreichen, daher war auch seine Thätigkeit zunächst und unablässig dahin gerichtet. Den Anfang seiner Reformen machte er damit, daß er sich die Hofetats einreichen ließ, und sie mit rascher Hand völlig durchstrich. Der zahlreiche und prächtige Hofstaat wurde, durch den Zauberschlag eines Machtworts, plötzlich beinahe völlig in sein ursprüngliches Nichts zurückgeschleudert. Tausende, die vom Hof ihre Subsistenz zogen, wurden brodlos, und Schrecken erfüllte aller Herzen, da der frugale König nicht blos zu sparen, sondern eben so emsig zu gewinnen trachtete. Die bestehenden Abgaben blieben nicht nur grösstentheils, sondern wurden zum Theil noch erhöhet und vermannigfaltiget. Alle Juwelen, Geräthe und andere Sachen von hohem Werth, deren Friedrich Wilhelms Vater so viele zusammen gebracht hatte, wurden an den Meistbietenden verkauft, und dieser Erlös gab die Grundlage des Schatzes, welchen dieser wirthschaftliche Monarch während seiner ganzen Regierung so sorgfältig erhielt und so ansehnlich vermehrte.

Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung traf der König Veranstaltungen zu einer genauen und zweckmäsigen Vertheilung und Besorgung der Staatsverwaltung der verschiedenen Provinzen. Die Oberdirection aller Finanz- Justiz- Kirchen- Lehens- und Militair- An-

gelegenheiten wurden, nach den Provinzen, unter 6 Minister vertheilt. Der König blieb indessen die Seele der ganzen Verwaltung, in welcher er gleich anfangs seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit fast allen Gegenständen auf gleiche Weise widmete. Alle Briefe und Berichte durchsah er selbst, und erlaubte sich keine andern Zerstreuungen, ehe er diese Beschäftigung, die er bis an den Tag vor seinem Tode fortsetzte, geendigt hatte. Sein wachsames Auge sorgte überall für eine gute Wirthschaft, für die Verbesserung des Justiz- und Polizeywesens, für die Aufnahme der Handlung und für die Bevölkerung seiner Staaten. Er stiftete Almosen-Kassen, Armen- Zucht- und Arbeitshäuser, brachte die Grenzen mit den Nachbarn in Ordnung, setzte der Kleiderpracht Schranken, führte eine Trauerordnung ein, bestellte Professoren der Oekonomie auf den Universitäten, stiftete zu Berlin ein chirurgisches und medicinisches Kollegium, und publicirte zur Erhaltung guter Zucht und Ordnung in allen Ständen scharfe Edicte. Er hielt strenge auf Recht und Gerechtigkeit, und schenkte nicht leicht jemand das Leben, der es verbrochen hatte. Ausser den Steuern, der Accise, den Zöllen, Geleite und Impost-Gefällen, trugen ihm seine vielen Aemter und Domainen-Güter, das Salz- Salpeter- und Postwesen, Schiffahrt, Bergwerke, Stempelpapier, Kartenkammer, die angelegten Manufacturen und Fabriken, der Ertrag von den Ritterpferden und die sogenannte Rekruten-Kasse ein sehr großes ein. Um das Land desto besser anzubauen, ließ er nicht nur sumpfichte Gegenden zu den schönsten Wiesen und Auen machen, sondern nahm auch viele Tausend Kolonisten in sein Land auf. Er zeigte bei allem,

was er vorhatte, eine Fähigkeit und Thätigkeit zu praktischen Geschäften, die nicht nur Bewunderung, sondern auch einen Diensteifer erweckte, der bis dahin in allen Theilen dieser Staatsverwaltung völlig unbekannt gewesen war. Bei der Wahl der Mittel, die er anwandte, um seine Plane auszuführen, schien ihm übrigens nur die Zweckmäßigkeit ein Gegenstand der Prüfung zu sein, und die waren ihm die zweckmäßigsten, durch welche er, wenn auch nur dem Anscheine nach, am raschesten zu seinem Ziele gelangte.

Seine eigenen Ideen hielt Friedrich Wilhelm, gegen alle Vorstellungen und Einwendungen, fest und setzte sie durch, mit einer Festigkeit, die nicht selten in Eigensinn und Despotie ausartete. Militärische Subordination hielt er auch im Civildienste für die Seele des Dienstes und das einzige wirksame Mittel, eine pünktliche und gewissenhafte Dienstbesorgung zu bewirken. Nicht raisonniren, sondern gehorchen! war das Prinzip, welches er überall wirksam zu machen suchte. Er war auffahrisch, in hohem Grade jachzornig, und kannte im Anfalle des Zorns keine Selbstbeobachtung und Mäßigung. Seine Herrschsucht kannte keine Grenzen und verschmähte jede Maaßregel der Milde und Sanftmuth, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Sehr unangenehm war es, ihm auf der Straße zu begegnen. Man mußte Fragen gewärtig seyn, die zuweilen zu unangenehmen Erläuterungen führten. Merkte der König, daß ihm jemand absichtlich aus dem Wege gehe, so ward er sehr ungehalten, ließ den Flüchtling zurück holen, und wusch ihn mit scharfer Lauge. Hingegen

ließ er sich wohl mit unter kühne Wahrheiten sagen, ohne daß er es übel aufnahm.

Auf seine Würde und Vorrechte war Friedrich Wilhelm sehr eifersüchtig; er hielt über den churfürstlichen Stand, über das Recht, Gesandte vom ersten Range zu schicken und über die Begegnung derselben mit einer Pünktlichkeit, welche für diese, ietzt nicht mehr so wichtigen Gegenstände, beinahe zu groß scheint. Die reformirte und überhaupt die protestantische Religion liebte er mit vieler Wärme, übte sie aus, und beschützte seine an andern Orten gedruckten Glaubensgenossen so viel er konnte. Er war vielleicht der einzige Fürst seiner Zeit, welcher thätigen Religionseifer mit Duldsamkeit und Verträglichkeit gegen anders Denkende zu verbinden wußte. Jeder, welcher die Pflichten eines guten Bürgers beobachtete, fand in seinen Landen Schutz, und diesen Grundsatz, das größte Hülfsmittel der so schnell angewachsenen brandenburgischen Macht, hat er auf seine Nachfolger vererbt. In seinen Sitten war er regelmäsig. Dem damals in Deutschland noch so allgemein herrschenden Trunk war er nicht ergeben, und in der Liebe weiß man keine Ausschweifung von ihm. Seine Tagesordnung war bestimmt; er stand früh auf, nahm in den ersten Stunden seine Regierungsgeschäfte vor, besuchte dann die Wachparade, setzte sich um 12 Uhr zu Tafel, die nie länger als ein und eine halbe Stunde dauerte, beschäftigte sich nach der Tafel mit der Malerei und Mathematik, gab um 3 Uhr die Parole aus, ritt darauf gewöhnlich spazieren, speisete nie des Abends, als zuweilen ein Butterbrod, und legte sich um 10 Uhr zu Bette. Er liebte den vertraulichen Umgang, besuchte

daher gewöhnlich die Assembleen selbst und speißte auch gern bei seinen Generalen und Ministern. Im Winter machte ein sogenanntes Tobackskollegium seine eigentliche Erhohlung aus, an welchem er nur seine vertrautesten Generale und Staabsoffiziere Antheil nehmen ließ. Sein ganzes Aeußeres war übrigens vernachläßiget. In seinen Aeußerungen, in seinem Betragen, in seiner ganzen Lebensart sank er nicht selten unter die Grenzlinie des Edlen und Schicklichen herab. So sehr sein Vater Ceremoniell und Zwang liebte, so sehr haßte er alles, was diesem ähnlich war. Und vielleicht war dieses Gegenstreben gegen allen Zwang die Veranlassung zu der Rohheit, auch wohl Niedrigkeit geworden, welche er nicht selten in seinen Sitten und in seiner Lebensart zu Tage legte.

Die Hauptleidenschaft Friedrich Wilhelms, der selbst klein war, waren große Soldaten, und so sehr er sonst ökonomisirte, ließ er sich doch manchen großen Mann einige 1000 Reichsthaler kosten, um ihn in Potsdam, seinem Lieblingsorte, zu haben. Noch zwei Stunden vor seinem Tode, welcher den 31. Mai 1740 erfolgte, ließ er sich in seinen Stuhlwagen setzen, und auf der Gallerie des Schlosses herumfahren, um die im Hof paradirende Garde noch einmal zu sehen, und gleichsam von ihr Abschied zu nehmen. Dieß geschah um 11 Uhr — und um 1 Uhr war er todt.

Christian Ernst.

Markgraf zu Brandenburg-Kulmbach.

Durch Heldenruhm und Regententreue bahnte sich dieser Sprößling eines alten berühmten Fürstenstammes den Weg zum Tempel der Unsterblichkeit. Er war am 27. Jul. 1644 zu Baireuth gebohren, von Sophie, des Markgrafen Joachim Ernst zu Ansbach Tochter, und Erdmann Augusts, Markgrafen zu Kulmbach Gemahlin. Schon im siebenten Jahre seiner beiden Eltern beraubt, wurde er seinem Großvater, dem Markgrafen Christian, und da auch dieser 1655 starb, und er zur Regierung seiner Lande noch unfähig war, seinen Vormündern, dem Markgrafen zu Ansbach, Georg Albrecht, seines Vaters Bruder, und dem Churfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm übergeben, welche für seine standesmäßige Erziehung sorgten und ihn dem Statthalter von Halberstadt, Joachim Friedrich Freiherrn von Blumenthal anvertrauten, der ihn im Jahr 1656 mit sich nach Halberstadt nahm.

Schon im folgenden Jahre kam er, nach dem Tode des Statthalters, an den Berlinerhof, und dann nach Strasburg, wo er den Wissenschaften huldigte, und rit-

terlichen Uebungen einen Theil seiner Zeit widmete. Geschichte und Mathematik, besonders aber Fortifikation und Religion beschäftigten seinen Fleiß, und daß es ihm mit den Studien ein Ernst war, mag unter andern daraus erhellen, daß er einmal öffentlich als Redner auf dem Katheder erschien. Er handelte das gröste Thema von der Regierungskunst ab (de principatus bene regendi artibus,) und seine Rede ist in lateinischer, deutscher und französischer Sprache mehrmals gedruckt worden.

Im Sommer des Jahres 1659 machte er eine Reise nach Frankreich, und verweilte mehrere Monate zu Angiers, um den Unterricht der Lehrer dieser Akademie zu nutzen. Dann reiste er an die spanische Grenze, wo eben am Pyrenäischen Frieden gearbeitet wurde, und bei dieser Gelegenheit lernte er die Könige Philipp IV. von Spanien und Ludwig XIV. von Frankreich persönlich kennen. Als nun auch der Friede zwischen dem Kaiser, dem Könige von Schweden und dem Churfürsten von Brandenburg zu Stande kam, stiftete er, zum Andenken dieses zweifachen Friedens, bei seinem Aufenthalte in Bourdeaux den Orden de la Concorde, und begab sich dann nach Paris, wo er die kirchliche und politische Verfassung Frankreichs kennen zu lernen bemüht war. Aehnliche Zwecke verfolgte er in Genf, wo er sich besonders mit der Schweizerverfassung bekannt machte. Dann bereiste er das Appenninen-Gebürg und die vorzüglichsten Städte Italiens. In Rom mußte man es für eine wichtige Acquisition ansehen, einen so einsichtsvollen Fürsten in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurück zu führen, allein die Vorstellungen und Ueberredungskünste des päbstlichen Beichtvaters

vaters Oliva waren dießmal umsonst. Christian Ernst blieb seinem Glauben treu, reiste durch Frankreich und die Niederlande ins Vaterland zurück, und kam am 2ten Sept. 1662 zu Cleve an, wo sich damals der churfürstl. Hof aufhielt. Hier war es, wo der Churfürst seiner Obervormundschaft entsagte, und dem Prinzen die Regierung seiner Lande übertrug.

Christian Ernst bewies sich gleich anfangs als einen sehr thätigen Regenten, der die Wichtigkeit seines Berufs kannte, und ernstlich bemüht war, seine erworbenen Einsichten zum Besten seiner Unterthanen anzuwenden. Dazu gab es überall Gelegenheit genug; dennoch blutete das Land von den Wunden, die ihm der 30jährige Krieg geschlagen hatte. Dem verfallenen Nahrungsstand suchte er aufzuhelfen, es wurden Manufacturen errichtet, und als Freund der Wissenschaften sorgte er auch für die Kultur des Geistes. Zu Baireuth stiftete er ein Gymnasium, das nach ihm benannt wurde, und überhaupt sorgte er für die Verbesserung des Schulwesens mit Ernst und Nachdruck. Um der Verwilderung in den Sitten und der Lebensart Einhalt zu thun, ließ er die alte Polizei-Ordnung wieder einschärfen, und aus Eifer für die Religion ließ er eine scharfe Verordnung gegen die Entheiligung des göttlichen Namens, und wider die Flucher und Gotteslästerer kund machen; sogar ließ er vor den Kirchen Brechen errichten, worein man dergleichen Verbrecher zur Strafe und Warnung einsperren sollte. Wie wichtig ihm die Pflichten als deutschen Reichsstandes waren, gab er schon durch den am 31. October 1663 zwischen ihm und dem Markgrafen Albrecht zu Anspach einge-

gangenen Vergleich wegen der Präcedenz zu erkennen, welche dieser lebenslang auf dem Kreis-, er selbst hingegen bei Reichs- und Deputations-Tagen haben, im übrigen aber jährlich abgewechselt werden sollte. Um seine Residenz Baireuth ließ er eine Stadtmauer führen, und die ruinirte Stadtkirche bekam eine neue Gestalt. Durch ein Gelübde gebunden, das er ehemals in fremden Ländern gethan hatte, baute er eine vortrefliche Schloßkirche.

Im Jahr 1672 errichtete er mit dem Kaiser Leopold, den Churfürsten zu Mainz, Trier und Sachsen und dem Bischof zu Münster, zur Erhaltung der deutschen Freiheit und des beständigen Genusses des westphälischen Friedens, ein Bündniß, und schickte, da die Franzosen in Deutschland einfielen, zur Beschützung von Cleve, dem Churfürsten von Brandenburg seine Truppen. Zu gleicher Zeit lag ihm auch, als kreisausschreibendem Fürsten, da die deutschen Reichsfürsten ihr Kontingent gegen eben diese Feinde stellen mußten, ob, Sorge zu tragen, daß der fränkische Kreis die bestimmte Anzahl Kriegsvölker zur rechten Zeit stellen möchte. Und da sich diese (am 7ten April 1673) bei Nürnberg versammelten, gieng er dahin und erhielt als Obrister vom Kreis nicht allein ein Regiment zu Pferd, sondern das General-Kommando über die sämmtlichen Kreistruppen, mit denen er den Einfall der Franzosen in Franken bei Kronach verhinderte. Dann unterredete er sich mit dem Kaiser zu Eger, eilte aber, da die Franzosen über den Rhein gegangen waren, nach Ochsenfurt, besetzte den Mainpaß und beobachtete so fleißig, daß die Franzosen vom weitern Vordringen ab-

gehalten und öfters mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden, weswegen ihn der Kaiser zum Generalwachtmeister ernannte.

Da indessen die kaiserliche Armee zu ihm gekommen war, gieng er zur Belagerung von Bonn, welches die Franzosen inne hatten, und wagte sich hier so tief ins Treffen, daß er von dem Blute zweier Kanoniere, welche eine aus der Stadt geschossene Kanonenkugel mitten von einander riß, bespritzt wurde. Indessen wurden Bonn und andere von den Franzosen besetzte Plätze unter seinem Kommando erobert, worauf er nach Baireuth zurück kam. Kurz darauf aber stand er schon wieder im Felde, besetzte alle Pässe des Landes, schlug die Franzosen bei Zwingenberg, und bewährte seinen Heldenmuth von neuem in dem berühmten Treffen bei Goldscheuer (am 1. Aug. 1675), wo ihm das Pferd unter dem Leib erschossen wurde. Als kaiserlicher Generalfeldmarschall war er bei der Belagerung und Eroberung von Philippsburg, und in der Abwesenheit des Markgrafen Friedrich von Baden übernahm er das völlige Kommando über die kaiserliche und Reichsarmee.

Der Friede zu Niemwegen (am 5. Febr. 1679) machte endlich dem Blutvergießen ein Ende; allein der Markgraf fand auch in der Folge noch öfters Gelegenheit, Beweise seines Heldenmuthes zu geben. Bei der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahr 1683 eroberte er mit eigener Hand einen türkischen Hauptroßschweif, und wurde deswegen kaiserlicher General der Kavallerie und bald darauf General-Feldmarschall. Im Vaterlande selbst machte er sich nicht weniger durch gute Anordnungen verdient, schützte mit Nachdruck die Gerechtsa-

men seines Hauses und erweiterte von Zeit zu Zeit die Grenzen des Landes durch den Ankauf beträchtlicher Güter. Mit Nachdruck nahm er sich der aus Frankreich entflohenen Reformirten an, erlaubte ihnen, sich in Erlangen anzubauen, und ertheilte ihnen große Freiheiten, wodurch er der Stifter und zum Theil auch der Erbauer einer neuen Stadt wurde, in welcher am Ende des 17ten Jahrhunderts mit seiner Hülfe der Baron Gros von Trocca u eine Ritterakademie anlegte.

Im spanischen Successionskriege zog er gegen Frankreich zu Felde, und hatte 1707 das Oberkommando über die kaiserlichen und Reichstruppen. Verdrüßlich darüber, daß er nicht nachdrücklich genug unterstützt wurde, legte er das Kommando nieder, und lebte nun einzig für das Wohl seines Landes, dessen Bergbau er in Aufnahme brachte, und dessen Wohlstand er überhaupt durch viele treffliche Verordnungen erhöhte. Bald nach der Feier seines Regierungs-Jubiläums starb er zu Erlangen am 10. Mai 1712. Daß er sich von einem Betrüger, von Krohneman, einem angeblichen Goldmacher, täuschen ließ, ist eine Schwachheit, die man ihm wohl verzeihen kann.

Johann Adolph,

Herzog von Weißenfels und Querfurth.

Ein ehrenvolles Denkmal gebührt auch diesem Sprößlinge eines deutschen Fürstenhauses, das mit ihm erloschen ist. Er war am 4ten Sept. 1684 gebohren, und der jüngste unter den drei Söhnen des Herzogs Johann Adolph von Weißenfels und Querfurth. Frühe äußerte sich bei ihm eine Neigung zum Kriegsdienste, und der Ausbruch des spanischen Successionskriegs bestimmte ihn, im Jahr 1701 bei den hessischen Truppen als Kapitain seine militärische Laufbahn anzutreten. Schon vorher hatte er eine zweijährige Reise durch Holland und Frankreich gemacht, die zur Bildung seines Geistes und Charakters nicht wenig beitrug.

Der Prinz bewies bald, daß er von einem wahren Heldenmuthe beseelt sei. Er war bei der Belagerung Lüttichs, und als ein Sturm beschlossen wurde, traf ihn zum erstenmale die Tour, als Hauptmann mit zu stürmen. Die Generalität suchte ihn zu schonen — allein der junge Held ließ sich von dem ehrenvollen Posten nicht abhalten, setzte sich an die Spitze seiner Grenadiere, sprang mit Hülfe eines seiner Bedienten über die Palliſaden in die Contreescarpe, brach in die Citadelle selbst

mit ein, und half die darinn befindliche Besatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieser erste Beweis seines Muthes erwarb ihm die Achtung Marleboroughs und der übrigen Heerführer, welche in dem kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen eine Wunde bekam, noch erhöht wurde.

Als sich der Krieg (1705) mit aller Macht in Italien ausgebreitet hatte, zog auch Johann Adolph mit den hessischen Truppen dahin, und unter Kämpfen und Blutvergießen entwickelte sich sein militärischer Charakter immer mehr. Gleich anfangs schlug er bei Castilione als Oberster eines Regiments Reuterei die Franzosen zurück und erbeutete mehrere Fahnen. Bei den Schlachten zu Turin, der Einnahme von Mailand, der Expedition von Toulon, der Eroberung Sousas war er zugegen. Da es in Italien nichts mehr zu thun gab, gieng er nach Flandern, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryssel bei, half bei dem Rückzuge Gent mit erobern, befand sich mit bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet, und bei der Eroberung von Mons.

August II, König von Polen und Churfürst von Sachsen, hatte Adolphs militärische Verdienste bei der Belagerung von Ryssel, wo er mit zugegen war, kennen gelernt, und ihm eine Stelle als Generalmajor in seiner Armee angeboten. Mit Vergnügen folgte er dem sanften Rufe seines Herzens, zog die Dienste seines Vaterlandes vor. Hier öfnete sich ihm ein weites Feld, seinem strebsamen Geiste mehr Nahrung zu geben, und seine erlangten militärischen Kenntnisse der Welt zu zeigen. Als der König August es für nöthig achtete, sei-

ne kursächsischen Lande vor den Drohungen des schwedischen Generals von Crassau durch einen Einfall in Vorpommern zu sichern, so kam Adolph (1711) mit den sächsischen Truppen dahin. Sogleich eroberte er mit seinem Corps die Pernamünder Schanze und machte die Besatzung zu Gefangenen. Als Peter der Große vor Stralsund rekognoscirte, und die Schweden einen starken Ausfall aus der Festung thaten, gerieth der Czar in Gefahr gefangen zu werden, wenn ihm nicht Adolph zu Hülfe gekommen wäre, und die Schweden mit Verlust in die Festung zurückgetrieben hätte. In dem Treffen bei Gadebusch, wo die Schweden siegten, wäre die ganze Reuterei verloren gewesen, wenn nicht der Prinz ihrer Flucht Einhalt gethan hätte.

In den polnischen Unruhen kommandirte Adolph ein eigenes Korps, und besiegte die Konföderirten bei jeder Gelegenheit, bis 1717 die Ruhe wieder hergestellt war. Im folgenden Jahre zog er mit 6000 Mann Hülfstruppen, welche August dem Kaiser Karl VI. zu dem damaligen Türkenkriege versprochen hatte, nach Ungarn. Aber kaum war er daselbst angekommen, als der Friede zu Passarowitz (am 21. Jul. 1718) geschlossen wurde. Er führte nun das Korps wieder zurück, wählte das Städtchen Dahme im Fürstenthum Querfurt zu seinem friedlichen Aufenthalte, und Johannen Antoinetten, Prinzessin von Sachsen-Eisenach zur Gefährtin seines Lebens, die ihm aber nach wenig Jahren der Tod entriß.

In dem polnischen Kriege, der nach dem Tode Augusts II. (den 1. Febr. 1730) ausbrach, kommandirte er, als General der Kavallerie, eine Kolonne der

sächsischen Völker, eroberte Posen, und beförderte dadurch die Unterwerfung des Landes unter August III. Als die Krönung geschehen war, zog er mit 12000 Mann nach Danzig, welche Veste von den russischen Truppen belagert wurde. Die Danziger hatten es seiner Vermittelung vornemlich zu danken, daß ihnen eine annehmliche Kapitulation zugestanden wurde, und da durch den Fall dieser Stadt die meisten Unruhen in Polen getilgt waren, so gieng Adolph im August 1734 wieder nach Sachsen zurück. Er erhielt noch in diesem Jahre die Würde eines Generalfeldzeugmeisters des deutschen Reichs, und 1735 eines sächsischen Generalfeldmarschalls. In dieser Zeit schlug er die noch unruhigen Polen an vielen Orten, dämpfte dadurch die Unruhen, und brachte alles unter den Gehorsam König August III.

Als am 28. Jun. 1736 sein Bruder, Herzog Christian zu Sangerhausen starb, so fiel die Regierung der Herzogthümer Weißenfels und Querfurth ihm zu. Diese Länder befanden sich damals in der traurigsten Lage; Schulden hatten sich auf Schulden gehäuft, und das Land seufzte unter ihrem Druck. Das Kammerwesen war in der größten Unordnung, und gewissermassen in völliger Unthätigkeit. Diese Lage nun erforderte die ganze Aufmerksamkeit des neuen Fürsten. Sie war es, die ihn bewog, die churfächsischen Dienste, doch mit Beibehaltung des Feldmarschalls-Charakters, zu verlassen, und sich ganz seinen Unterthanen zu widmen. Muthig und standhaft ergriff er nun das Ruder, und zeigte bald, daß er gleich fähig in Regierungs- wie in Kriegsgeschäften war. Er besetzte mit

rechtschaffenen Männern die Kollegien, besuchte solche fleißig selbst, verbesserte die Gerichtspflege, suchte sein Kammerwesen in eine bessere Verfassung zu bringen, und hob in kurzer Zeit das Land aus seinem traurigen Verfall wieder empor. Ein vortheilhafter Umstand war hierbei, daß nach dem Absterben seines Vetters Albrechts zu Barby (1739) diese Grafschaft dem Herzoge zufiel, seine Revenüen vermehrte, und er sich hierdurch noch mehr im Stande sah, die große Schuldenlast nach und nach abzutragen.

In dieser Lage brach (1740) der erste schlesische Krieg aus, und Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des Churfürsten von Sachsen, das völlige Kommando über die in Böhmen stehende Armee wieder. Da aber durch Englands Vermittlung der Friede zwischen Preußen und Oesterreich zu Breslau geschlossen wurde, so marschirte er nach Sachsen zurück. Auch im 2ten schlesischen Kriege vereinigte er sich mit den Kaiserlichen in Böhmen, und seinen klugen Maaßregeln war es vornemlich zuzuschreiben, daß die Preußen dieses Königreich räumen mußten. In der Folge war ihm das Glück weniger günstig, und nach dem unglücklichen Treffen bei Hohenfriedberg (1745) legte er die Befehlshaberstelle nieder. Er sorgte nun von neuem für das Wohl seines Landes, und hatte die Freude, es durch eine weise Oekonomie in blühende Umstände zu versetzen. Fast alle Schulden waren bezahlt, seine Finanzen hoben sich, uud seine Ersparnisse fiengen an sich bedeutend zu mehren. In dieser für das Land so glücklichen Lage überraschte ihn zu Leipzig auf der Messe den 16ten May 1746 plötzlich, als er eben von der Mittagstafel aufgestanden war,

der Tod. Seine zweite Gemahlin Friederike, aus dem herzogl. Gothaischen Hause, mit der er sich 1734 verheurathet hatte, starb 1773 zu Langensalza in 60sten Jahre. Gerade für sie nur war noch Raum in der nun auf immer verschlossenen Gruft im Schlosse zu Weißenfels.

Ein tiefdringender viel umfassender Geist, eine seltene Leichtigkeit, verwickelte Geschäfte auseinander zu fezzen, Muth in den äußersten Gefahren, verbunden mit einer außerordentlichen Kaltblütigkeit und Gegenwart der Seele, Philosophie in Verein mit der Religion, waren bei Herzog Johann Adolph in einer seltenen Verbindung. Tag und Nächte schlaflos und nüchtern — so fand ihn oft das Heer und der Staat. Die sich immer gleiche Ruhe seines Gesichts verbarg eine feurige geschäftige Seele, einen fruchtbaren nie zu ermüdenden Geist, gewöhnt, im Glück und Unglück sich immer gleich zu bleiben. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, herablassende Güte gegen Vornehme und Geringe verbreiteten eine gewisse Grazie über sein ganzes Wesen. Mit einem freundlichen Gruß, mit einer lächelnden Miene bemächtigte er sich des Herzens eines jeden Bürgers, dessen wichtigere oder geringere Anliegen er mit gleich gewissenhafter Sorgfalt abwog.

Ernst Ludwig, oder Ernst der Zweite.

Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg.

Deutschland zählt den Herzog Ernst Ludwig unter die ehrwürdigsten Männer seiner Nation, man betrachte ihn als Regenten, als Gelehrten oder als Menschen. Er war am 30. Jan. 1745 gebohren. Sein Vater war der regierende Herzog Friedrich III.; seine Mutter, Louise Dorothee, war Herzog Ernst Ludwigs zu Sachsen-Meiningen Tochter. Er war der Geburt nach nicht zur Regierung bestimmt: sondern der Tod seines ältern Bruders, Friedrichs, der im Jahr 1756 als Erbprinz im 21sten Jahr seines Alters starb, verschafte ihm das Recht der Regierungsnachfolge. Er vermählte sich mit einer Prinzessin von Sachsen-Meiningen, wie sein Vater, nach dessen Tode im Jahr 1772 er die Regierung antrat.

Der Name Ernst ist sehr bedeutend und segensreich in der Gothaischen Regentenfolge. Noch immer dauern in Gothas glücklicher Verfassung die Spuren des weisen Ernst, den die Geschichte den Frommen nennt. Durch gute Staatswirthschaft heilte er die

Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen hatte. Für sich und seine eigenen Bedürfnisse sparsam und eingezogen, war er freigebig und großherzig, sobald es der öffentlichen Sache und der Gründung und Förderung wohlthätiger Institute für Staat und Kirche galt. Die schönen Reformen in Kirchen- und Schulsachen, welche Ernst der Fromme begann, hat Ernst der Redliche herrlich fortgeführt. Unter diesem blühte das Gothaische Landesgymnasium zu einer seltenen Verherrlichung auf. Die Generalsuperintendenten Koppe und Löffler wirkten trefflich zur Aufklärung und Erweiterung dieser und anderer Anstalten, und das Salzmannische Erziehungsinstitut dankt sein Gedeihen zum Theil der großmüthigen Unterstützung Ernst II. Auch das Altenburger Gymnasium erhielt durch thätiges Eingreifen des guten Fürsten eine zweckmäßigere und erweiterte Einrichtung, und in Gotha blühte unter seinem Schutz noch manche öffentliche und Privatanstalt zur Bildung und Erziehung der heranwachsenden Menschheit.

Ernst der Fromme liebte und übte vorzüglich die Mathematik; an dem zweiten Ernst fand die Astronomie einen ihrer gelehrtesten und thätigsten Beförderer in Europa. Die von ihm auf dem Seeberg, eine halbe Stunde von Gotha, erbaute und mit den herrlichsten Instrumenten ausgerüstete Sternwarte wurde unter der Direction des um alle Theile der Himmels- und Erdkunde hochverdienten Freiherrn von Zach bald der Mittelpunkt der wichtigsten Messungen und Beobachtungen in Europa. Der großmüthige Stifter und Unterstützer dieses Instituts bleibt es selbst noch

nach seinem Tode durch ein wahrhaft fürstliches Vermächtniß: „Ich habe, so schrieb er eigenhändig in seinem Testament, mit ansehnlichem Kostenaufwand eine Sternwarte ohnweit Gotha auf dem Seeberg angelegt, und die Kosten davon aus meinen Ersparnissen, ohne einen auch noch so geringen Beitrag irgend eines öffentlichen Fonds zu begehren, aufgebracht. Dieses Institut, das in kurzer Zeit allenthalben berühmt, und von auswärtigen Gelehrten besucht worden ist, wünsche ich noch nach meinem Tode fortgesetzt, und zum Nutzen der Wissenschaften erhalten und unterhalten zu sehen. Ich setze daher aus demjenigen, was ich mit Recht mein Privatvermögen nennen kann, annoch ein Kapital von 40000 Reichsthalern dergestalt aus, daß der Stock selbst unablässig bei hiesiger Kammerkasse stehen bleibe, die Zinsen aber zu vier Procent jährlich zur Besoldung eines Gelehrten und zur Unterhaltung der Gebäude und nothwendigen Instrumente angewendet werden sollen. Neue Instrumente müssen freilich als eine unentbehrliche besondere Ausgabe angesehen werden, allein sie bleiben ja als Inventarienstücke und mithin dem Hause, zu dessen Glanz und Ruhme in der gelehrten und wissenschaftlichen Welt sie nicht wenig beitragen werden. Ich empfehle daher meinen Erben und Nachfolgern dieß gelehrte, nützliche und dem Glanze des Hauses zur Ehre gereichende Institut aufs angelegentlichste, und hoffe dabei keine Fehlbitte zu thun, weil ich hiemit ausdrücklich verordne, mir auf keinerlei Art und Weise ein anderes Denkmal, als durch die sorgfältige Erhaltung der Sternwarte zu setzen. Diese Ei-

telkeit ist verzeihlich, und um so verzeihlicher, da sie wirklich zum Wohl und zur Ausbreitung nützlicher menschlicher Kenntnisse nicht wenig beitragen wird."

Ernst der Fromme legte den schönen Grund zur herzoglichen Bibliothek, aus deren Mitteln zum Theil schon Hartleder seinen Schmalkaldischen Krieg und der Baron von Seckendorf seine Kommentarien über Luthers Reformation schrieben. Ernst der Zweite war ein unablässiger Wohlthäter und Erweiterer dieser bedeutenden Büchersammlung, und bereicherte sie durch die kostbarsten Ankäufe von Incunabeln und Handschriften. Diese Bibliothek, über deren Sälen der Fürst selbst seine beständige Wohnung hatte, und wohin er alle Morgen regelmäßig kam, war viele Jahre das Audienzzimmer, wo er sich mit Fremden und Einheimischen am offensten über die merkwürdigsten Ereignisse der Litteratur und Politik besprach. Der Herzog besaß außer dieser öffentlichen Bibliothek noch eine kostbare Privatbibliothek, und bewies sich überall als Kenner und Beförderer seltener und prächtiger Werke.

Schon die Vorfahren Herzog Ernst II. hatten den Grund zu einer Münzsammlung gelegt, die der Aufseher derselben, Liebe, in einem noch jetzt sehr geschätzten Münzwerke (Gotha numaria) ausführlicher bekannt machte. Der berühmte Münzkenner Schläger, war in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Aufseher und Ordner derselben, die nun unter dem letzten Herzog durch Ankauf von fünf verschiedenen antiken Münzsammlungen in den griechischen Städte- und Königsmünzen sowohl, als in den Familien- und Kai-

fermünzen eine solche Vollständigkeit erhalten hat, daß sie bald unter den Sammlungen des ersten Rangs nicht zuletzt genannt werden wird.

Der Herzog hatte mit seinem jüngern noch lebenden Bruder August im Jahr 1767 eine Reise nach Holland, England und Frankreich gethan, und schon damals große Freude an Gemählden und andern Kunstwerken gefunden. Er stand seitdem in beständiger Verbindung mit mehrern berühmten Kunstfreunden, und der bekannte Kunstkenner in Rom, Reifenstein, stattete ihm eine lange Zeit hindurch regelmäßige Berichte ab, die, wenn sie sich erhalten haben, wohl einer öffentlichen Bekanntmachung werth wären. Durch ihn erkaufte er mehrere treffliche Gypsabgüsse, die, wenn sie ganz aufgestellt würden, schon für sich ein Kunstkabinet ausmachen würden, und erhielt ein erlesenes Portefeuille von Handzeichnungen der großen italiänischen Meister, die Mengs für sich gesammelt hatte. Der Herzog unterstützte Wilhelm Tischbein, den nachmaligen Direktor der Mahlerakademie zu Neapel, und Döll durch Pensionen bei ihren Reisen und Studien in Italien. Auch Gemählde sammelte der Fürst, und viele Flüchtlinge aus den revolutionirten Ländern fanden in seinem Zimmer und in der Kunstkammer ihre endliche Ruhestätte. Ueberhaupt waren seine Zimmer als eben so viele Schmuck- und Schatzkästen anzusehen, wo auf jedem Tisch und in jedem Winkel die köstlichsten Pretiosen, Ringe mit geschnittenen Steinen, und andern Bijouterien, die er sehr liebte und häufig kaufte, herum zerstreut lagen. Da stunden auch, in mehrern Kisten verschlossen, die merkwürdigen Freimaurer- und

Illuminaten-Papiere, die der Herzog aus des geheimen Raths Bode's in Weimar Nachlaß an sich gekauft, und noch mit andern wichtigen Papieren zur Geschichte geheimer Ordensverbindungen vermehrt hatte. Der Herzog war mit allen Tendenzen und Abwegen der Freimaurerey vertraut, unterstützte lange Zeit und mit Enthusiasmus die Ordensverbindung, die ihm für Staat und Aufklärung wohlthätig schien, stand selbst mit an der Spitze des ausser Baiern sich ausbreitenden Illuminatenbundes, und gab Weishaupt einen Zufluchtsort und eine Pension, die er in Ruhe noch jetzt in Gotha fortgenießt.

Alle diese und noch mehrere andere Liebhabereien des Kunst und Wissenschaft eifrig fördernden Fürsten erhalten dadurch, daß er sie blos aus seinen eigenen Mitteln und Ersparnissen befriedigte, und nie eine Landeskasse dazu in Anspruch nahm, einen noch bedeutendern Werth. Er war dabei ein abgesagter Feind alles eitlen Gepränges, alles vergeudenden Luxus und jedes Aufwandes, der nur einen augenblicklichen Sinnkitzel beabsichtigt. Diese Strenge, die er zuerst gegen sich selbst und in seinen persönlichen Bedürfnissen übte, wurde wohl zuweilen verkannt, hatte aber die wohlthätigsten Folgen für das ganze Land, das sich bei diesem System im blühendsten Wohlstand befand. Selbst in den Worten seines durchaus merkwürdigen letzten Willens liegen mehrere Beweise dieser frugalen und alle eitle Ostentation hassenden Denkart. Bei Gelegenheit der schönen Stiftung für die Sternwarte äußerte er die Meinung, daß 800 Thaler Gehalt einem Gelehrten vollkommen gnügen müßte, und führt die

Hei-

Heizung und Beleuchtung unter die nothwendigen menschlichen Uebel auf.

Die schauderhaften Auftritte der ausgearteten französischen Revolution und ihre traurigen Folgen für die deutsche Verfassung erfüllten sein redliches Fürstenherz allmählig sogar mit einer Bitterkeit, die sonst gar nicht in seinem milden und menschenfreundlichen Charakter lag, scheuchten ihn, der zwar nie geräuschvolle Vergnügungen geliebt hatte, in eine oft freudenlose Einsamkeit, und hinderten ihn zuletzt, selbst von seinen Sammlungen und Kunstschätzen den gemeinnützigen Gebrauch zu machen, was sich mit seiner übrigens so lieberalen Denkart gar nicht vertragen hätte. Er starb, ganz eigentlich an einem gebrochenen Herzen, den 21sten April 1804. Seiner wiederholten testamentarischen Verordnung gemäß wurde seine Leiche auf einer kleinen Insel in seinem Park zu den Füssen seiner schon früher gestorbenen, gleichfalls dort begrabenen Kinder ohne Sarg blos in die Erde gesenkt, und ein einfacher Baum wird die Grabstätte bezeichnen, zu welcher alle guten Menschen gern wallfahrten möchten.

Karl Egon.

Fürst zu Fürstenberg.

Jeder gute und helldenkende Mensch, der sich auf irgend eine Art um seine Zeitgenossen vorzüglich verdient macht, hat die gerechtesten Ansprüche auf ein dankbares Andenken. Ist ein solcher Mensch Fürst, d. i., hat er mehr als andere Menschen Veranlassungen, Mittel und Versuchungen, aufs höchste mittelmäßig zu werden, so verdient er doppelte Aufmerksamkeit. Billig steht daher auch das Bildniß des Fürsten Karl Egon im Tempel der Unsterblichen. Nicht im Schlachtgetümmel, sondern im Schooße des Friedens und der Ruhe machte er sich um das Vaterland und um die Menschheit überhaupt verdient. Was er für gut und nützlich erkannte, beförderte er mit Enthusiasmus und edlen Aufopferungen. Besonders war er ein warmer Freund der Künste und Wissenschaften, unterstützte sie oft nach seinen besten Kräften, und erwarb sich selbst in verschiedenen Fächern achtungswerthe Kenntnisse. Um ganz Mäzen zu sein, fehlte ihm nur der Posten eines Mäzens. Er that viel, und wenn er nicht alles that, so lag die Schuld davon nicht in seinem Willen, sondern in Zufälligkeiten von ganz anderer Art.

Karl Egon, Reichsfürst zu Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Ritter des goldnen Vlieses, k. k. Kämmerer und geheimer Rath, Präsident der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. war am 7ten Mai 1729 zu Prag gebohren. Was sein Geschlecht betrifft, so nannte schon Rudolph von Habsburg den Grafen von Fürstenberg Heinrich seinen Oheim und Blutsbefreundten. Sein Vater, Joseph Wilhelm Ernst, war kaiserlicher Principal-Commissarius zu Regensburg. Mit einem Herzen, das allen guten Eindrücken offen stund, und voll von einer edlen Begierde, seinen Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, kam Karl Egon in seinem 15ten Jahre auf die Akademie zu Leipzig, und widmete sich drei Jahre lang dem Studium der ernstern Wissenschaften. Dann kam er auf die Ritterakademie zu Turin, und verweilte hier 18 Monate. Eben so viel Zeit brachte er auf einer Reise durch das übrige Italien zu, wo er sich vornemlich dem Studium der Alterthümer und der Musik widmete. Schon ietzt, im Frühling seines Lebens, war er ein emsiger Sammler von Antiken, Münzen, Naturprodukten, Kupferstichen und Büchern, und brachte bedeutende Schätze davon mit ins Vaterland zurück, die er zeitlebens zu vermehren bemüht war.

Von seinem Vater selbst wurde er, nach der Rückkunft von seinen Reisen zum deutschen Staatsrechte angeführt, und bald vertrat er bei demselben die Stelle eines geheimen Secretairs, bis er 1751 zu Prag bei der ersten Landesregierung als wirklicher Rath angestellt wurde. Seine Erhebung in den Reichsfürstenstand geschah im Jahr 1760, und bis 1766 wurde er in den

wichtigsten Landesangelegenheiten gebraucht. In diesem Jahre wurde ihm die Visitation des Reichskammergerichts, als kaiserlichem Prinzipal-Kommissarius, übertragen. Erst nach wiederholtem Rufe nahm er diese Würde an, und bestritt aus eignen Mitteln den Aufwand, den er derselben schuldig zu seyn glaubte. Gewohnt, bei kaiserlichen Ministern eine steife Gravität zu sehen, machte man sich zu Wetzlar auf eine strenge Etikette gefaßt, und fand sich angenehm getäuscht, in dem weisen Minister den liebenswürdigsten Kavalier und Menschenfreund zu finden. Seine Verdienste um das Reich bei diesem in jedem Betracht verdrießlichen Geschäfte machten seinen Namen aufs vortheilhafteste bekannt. Wiederholte Versicherungen von der Zufriedenheit seines Hofes und das goldene Vlies waren seine Belohnung.

Im Jahr 1771 wurde er Oberst-Burggraf in Böhmen und Gubernial-Präsident in Prag, gerade in einer der traurigsten Epochen des 18ten Jahrhunderts, nicht allein für Böhmen, sondern für einen großen Theil Europens. Bekanntlich verbreiteten die damaligen Misjahre eine schreckliche Hungersnoth in vielen Ländern. Karl Egon stellte sich selbst freiwillig an die Spitze einer Deputation, die nach Wien reißte, um die allerhöchste Genehmigung zur Herstellung der Landeswohlfahrt abzweckenden Vorschläge zu erhalten. Darunter war auch der Vorschlag zur Errichtung einer ständischen Leihebank, nach Art der schlesischen Creditkasse, der aber nicht angenommen wurde. Was der menschenfreundliche Fürst nicht für ganz Böhmen thun konnte, that er wenigstens für das bedrängte Landvolk auf seinen Gütern und die Armen und Kranken in der Haupt-

stadt. Aus seinen eigenen Vorräthen vertheilte er zu vielen tausend Gulden an das Volk, ohne sich dabei zu nennen. Mit gleicher Menschenliebe unterstützte er eine Privatanstalt zur Vorsorgung von Waisen, die damals in Prag errichtet wurde.

Aus eigner Bewegung machte Karl Egon auf seinen Gütern den ersten Anfang zu einem bessern Unterricht der Jugend — freilich war es der bekannte Normal-Unterricht, gegen den sich so viel einwenden läßt, der aber damals doch ein großer Schritt zur Verbesserung war. Er schickte 1773 auf seigene Kosten einen Weltpriester nach Sagan zu dem Abt von Felbiger, um Unterricht im Schulwesen zu erhalten. Er ließ auf allen seinen Herrschaften Schulgebäude errichten, Lehrbücher in die böhmische Sprache übersetzen, und 1774 nach einem vom Abt selbst entworfenen Plane mit dem Normal-Unterricht unter der Direktion ienes Weltpriesters den Anfang machen, auch die sämmtliche Geistlichkeit und Schullehrer seiner Herrschaften darinn unterweisen. Der gute Fortgang reizte ihn, den Unterricht der Jugend in allen Landschuten Böhmens nach dieser Methode einzurichten. Die Ausführung unterbrachen Unruhen über die Frohndienste. Der Fürst legte den Ständen des Königreichs den Entwurf zu einer neuen Frohneinrichtung vor, und blos auf dem Ausspruch der Regierung beruhete der Ausschlag der Sache. Die Bewohner des deutschen Gebirges, aus den Gegenden von Braunau und Trautenau drangen in das flache Land, bis vor die Hauptstadt. Man mußte Gewalt gegen sie brauchen, und die Ordnung ward durch ein neues Frohn-Gesetz wieder hergestellt.

Nach verschiedenen kurz vorher gegangenen Misjahren drohte der baierische Erbfolgekrieg Böhmen eine unheilbare Entkräftung, wenn er nicht so bald geendigt worden wäre. Karl Egons Vorsorge für das Königreich milderte viele schlimme Folgen. Aber nach dem Tode der Kaiserin Maria Theresia, als Joseph II. seine längst entworfenen Plane mit rascher Thätigkeit auszuführen anfieng, legte er wegen schwächlicher Gesundheit 1782 seine Aemter nieder. Von nun an theilte er seine Zeit zwischen der Bemühung, seine Güter zu verbessern, wo er schon lange vorher die Brache abgeschaft und den Anbau der Futterkräuter eingeführt hatte, und zwischen den Künsten und Wissenschaften. In ieder Absicht unternahm er Reisen in auswärtige ihres Landbaues wegen berühmte Gegenden, und trat mit den bewährtesten Oekonomen seiner Zeit in Bekanntschaft und Briefwechsel. Denn es war von ieher sein Grundsatz, daß Emporbringung der Landwirthschaft die Urquelle der Staatsglückseligkeit sey. Schubart, Holzhausen und andere besuchte er in Person, und ließ sich von ihnen in ihren ökonomischen Grundsätzen unterrichten. Zu eigenen praktischen Versuchen bestimmte er sein Gut Lahna.

Mit demselben Eifer war er auch Beförderer der Künste und Wissenschaften. Die Büchersammlung seines Vaters, welche ungefehr 2000 Bände enthielt, vermehrte er bis auf 20000 Bände, verfaßte darüber eigenhändig ein vollständiges Verzeichniß in 5 starken Foliobänden, und machte sie zu einer Majoratsbibliothek. Stets war er bemüht, die Schriften aus mehreren Fächern der Gelehrsamkeit, vorzüglich aber alle wichtige

ältere, desgleichen auch mehrere neue Hauptwerke der Geschichte zu sammeln. Auch viele kostbare Handschriften brachte er zusammen. Als er einst ein vortreffliches Manuscript vom Virgil bei einem Priester fand, der es nicht kannte, machte er selbst es ihm kund, gab ihm eine Summe Geldes und eine jährliche Pension von 100 Thalern. Ueberhaupt war das philologische sein Lieblingsfach, und Horaz sein Lieblingsdichter. Er sammelte von ihm einige 100 Ausgaben, und ließ sogar eine sehr schöne Handausgabe desselben auf eigene Kosten drucken, die er unter seine Freunde vertheilte. Zu Prag stiftete er ein öffentliches Naturalienkabinet, und schenkte seine eigene kostbare Sammlung dazu; auch eine ansehnliche Sammlung von ältern und neuern Kunstwerken, und ein sehr vorzügliches Münzkabinet sammelte er. Künstler, die nach Prag kamen, ließ er aufsuchen, oder besuchte sie selbst. Die durch ihre gelehrten Arbeiten bekannte böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, welche in Prag 1769 entstanden war, und der er damals keine öffentliche Sanction hatte verschaffen können, wählte ihn doch, nach ihrer Bestätigung von Joseph II. 1784 einmüthig zum ersten ordentlichen Präsidenten, und er machte sich auf so mancherlei Weise um sie verdient, daß sie sich schon zwei Jahre darauf gedrungen fühlte, ihm ein öffentliches Denkmal in ihren Versammlungssaale zu errichten, welches beider würdig ist. Er starb am 2ten Juli 1787 zu Prag mit eben der Ruhe des Geistes, die immer einen Hauptzug in seinem Charakter ausgemacht hatte. Ein anderer liebenswürdiger Zug desselben war die Neigung, das für gut Erkannte zu verbreiten. So ließ er Schubarts Zu-

rufan alle Bauern, die Futtermangel leiden, ins Böhmische übersetzen, und sowohl böhmisch als deutsch auf seine Kosten in Menge drucken und unentgeldlich austheilen. Dasselbe that er mit vielen für die Gesundheit und das Wohl der Menschen erfundenen bewährten Mitteln, die er aus gedruckten Schriften ausheben und besonders drucken ließ.

Ludwig der Funfzehnte.

König von Frankreich.

Die Regierung dieses Königs ist ein Beispiel, wie weit Schwäche, Sittenlosigkeit, rasende Verschwendung und schaamlose Hintansetzung alles dessen, was recht und gut und edel heißt, an einem Hofe kommen können. Er war am 15. Februar 1710 zu Versailles gebohren, und wurde zuerst Herzog von Anjou genannt. Seine Eltern waren der Herzog von Burgund, ein Enkel Ludwigs XIV. und Marie Adelheid von Savoyen. Es schien anfangs nicht, daß er den Thron besteigen würde, da er nicht nur einen ältern Bruder hatte, sondern auch noch sein Urgroßvater, Großvater und Vater am Leben waren. In einer Zeit von zwei Jahren starben aber die beiden letztern und sein älterer Bruder, daher wurde er schon im Anfange des Jahres 1712 zum Dauphin erklärt. Als er fünf Jahre alt war, starb sein Urgroßvater Ludwig XIV; und nun kam er zur königlichen Würde. Während seiner Minderjährigkeitführte indessen der Herzog von Orleans die Regierung.

In keinem Staate war es gleichsam so sehr System, die Thronerben schlecht zu erziehen, als in Frankreich. Man lehrte sie nichts kennen als den Hof und den Adel,

sprach ihnen nur von dem Umfange ihrer künftigen Gewalt vor, machte sie mit dem wahren Interesse der Nation, mit der Verfassung anderer Staaten, den Mängeln oder Fehlern der ihrigen nicht gehörig bekannt, und schloß sie wie in einen Park oder in einen kleinen Bezirk, wenige Stunden rings um Versailles, ein, daß sie das Land hinter den nächsten Hügeln nur aus Erzählungen kannten, und in den Cirkel der Höflinge eingeschlossen blieben, die ihnen vorsagten, was ihr egoistisches Interesse foderte. So bildete auch der Kardinal Fleury Ludwig XV. Die Gemüthsart desselben war sanft und nachgiebig, und man hat nicht bemerkt, daß er sich in seinem ganzen Leben durch den Zorn hätte hinreissen lassen. Er beurtheilte alle Dinge richtig; aber vermöge seiner sanften und nachgiebigen Gemüthsart war er immer geneigt, die Meinung anderer der seinigen vorzuziehen — kein Wunder, daß er zeitlebens das Spiel seiner Minister und Maitressen war, die ihn blindlings regierten.

Im Jahr 1723 trat er die Regierung über Frankreich selbst an, das unter seinem Vorfahren so verschuldet worden war, daß die Zinsen jährlich 82,859,504 Livres betrugen. Seine Regierung war aber keineswegs dazu geeignet, das Elend der Nation zu vermindern; vielmehr stieg der Druck immer höher. Schon in den ersten Jahren mußte das Volk 41 Millionen für das sogenannte Recht der glücklichen Thronbesteigung bezahlen, und zugleich wurde noch eine andere Auflage, der 50ste Pfennig registrirt. Der erste Minister Fleury war zwar ökonomisch, besonders weil er den Krieg vermied: aber er drückte nicht nur einzelne Familien sehr hart,

als er die Leibrenten um den 6ten Theil herunter setzte, sondern das Volk wurde auch durch die Restpacht oder Eintreibung der Reste, die man 1721 nicht hatte herausbringen können, bis aufs Blut ausgesaugt. Die Generalpächter bereicherten sich dadurch auf eine unglaubliche Art. Aber bei diesen Auflagen blieb es nicht. Bei dem Ausbruche des Kriegs wegen der Kaiserwahl (1741) wurde der zehnte Pfennig eingeführt; nach Endigung des Kriegs hob man ihn zwar dem Namen nach, aber nicht wirklich auf, weil dafür ein 20ster Pfennig auf unbestimmte Zeit und andere neue Abgaben eingeführt wurden. Alles murrte! die Stände von Bretagne weigerten sich, sie wurden kassirt, und die Abgaben durch Intendanten gehoben. Ein Krieg mit England machte neue Auflagen nöthig, und es wurden auf einmal 3 Geldedicte registrirt. Dabei war es die Menge der Auflagen nicht blos, was die Unterthanen so schrecklich drückte. Die Generalpächter, Intendanten und Unterpächter preßten noch einmal so viel von dem Volk heraus.

Niemand war bei dem allgemeinen Elende gleichgültiger als der König, der mit seinen Maitressen schwelgte, und von seinen Schmeichlern in dem Wahne erhalten wurde, daß er der Vielgeliebte sey. Die Geschichte kann Ludwigen von der zügellosesten Neigung zum andern Geschlecht durchaus nicht freisprechen. Am längsten genossen seine Liebe die berüchtigte Pompadour, die Herzogin von Chateauroux und die Gräfin Dubarey, die sich durch ihre Buhlschaften unermeßliche Reichthümer erwarben, und wie Blutigel das Land aussogen. Die Marquise de la Tournelle, eine der er-

sten Maitressen des Königs liebte Choisy; es sollte da gebauet werden und der König hatte einen Bauanschlag von 1,200000 Livres in der Tasche, den er dem Generalkontrolleur Orry nicht selbst zu geben wagte, sondern ihm nachschickte. „Ich erstaune darüber, daß diese Summe nicht höher ist, sagte dieser; ich habe 1,300,000 Livres dazu bei Seite gelegt.“ Und doch war dieser Orry für die Pompadour noch viel zu sparsam. Er mußte also weg, und es kam ein anderer an seine Stelle, der alles bewilligen mußte, was die Despotin verlangte. Auf eben die Art wurden alle Stellen besetzt. Rouille, der nie einen Hafen gesehen hatte, wurde Seeminister; St. Florentin hatte das geistliche Departement, und alle Stellen wurden, mit Vorwissen der Pompadour, durch seine Maitresse Sabbatin verkauft. Die Generale, die sie im siebenjährigen Krieg wählte, waren die untauglichsten. Um diesen allgemeinen Einfluß zu behalten, wandte Pompadour auch alles an, damit der König immer zerstreut, durch Vergnügen betäubt und durch Wollust abgestumpft wurde. Blos zur Belustigung des Königs ließ sie die Porzellainfabrik zu Seves mit unermeßlichen Kosten anlegen; und mancher erhielt eine einträgliche Stelle, blos damit er viel Porzellain kaufen konnte. Ueberall wurden Lustschlösser aufgebaut, und mit einem, noch zu Ludwigs XIV. Zeiten ganz unbekannte Luxus meublirt. Belle-Vue wurde für die Pompadour gebauet, das an Pracht seines gleichen nicht hatte. Die Edelsteine auf dem Kleide des Königs, als er einem türkischen Gesandten Audienz gab, waren 25 Millionen Livres werth. Nichts machte indessen mehr Aufwand, als das berich-

tigte, die Sitten einer ganzen Nation verderbende Serail, der sogenannte Hirschpark, wo Mädchen aus allen Ständen und Gegenden des Reichs durch tausend Spione zusammengebracht, der unersättlichen Wollust des entnervten Königs aufgeopfert und hernach versorgt wurden. Man hat berechnet, daß er nicht viel weniger, als 1000 Millionen gekostet haben könne.

Ludwig XV. wurde allmählich so abgestumpft, daß er sein und des Reichs Interesse völlig für zweierlei hielt, und gegen Ehre und Schande ganz gleichgültig war. Als man ihm einst sagte, seine eigenen Bedienten bettelten, erwiederte er: „das wundere ihn nicht, sie werden auch nicht bezahlt!“ Dagegen nahmen die Dubarry und ihre Verwandten aus dem öffentlichen Schatze so viel sie wollten; ein bloßes Billet von ihrer Hand war genug, um Millionen auszubezahlen. Sie hatte einen goldnen Putztisch; ihre Wohnung im Pallast einer Prinzessin von Geblüt war ihr nicht gut genug; sie ließ sich eine neue bauen, wovon die Kosten nicht berechnet werden können, weil alles nach den Grillen einer übermüthigen Fantastin gemacht war. Man weiß 18 Millionen, die sie außerordentlich aus dem königlichen Schatze gezogen hat, ohne die ungeheuren Geschenke, die ihr der König machte.

Schon war der Einfluß Frankreichs auf die Mächte Europens sehr geschwächt, als der König zu Trianon, wo ihn eine Lustparthie gewohnter Art hingezogen hatte, in eine tödtliche Krankheit verfiel. Wundärzte mochten über die Vergnügungen dieses Fürsten und die Wahl der Mädchen, die im Hirschpark unterhalten wurden, noch so sehr die Aufsicht führen; der König gab sich dießmal

aufs Gerathewohl einem kleinen Mädchen hin, das seit einigen Stunden die Pocken hatte und wodurch er sie nun zum zweitenmal eingeimpft bekam. Zur Wiedervergeltung theilte er ihr seine übel geheilte Krankheit mit, die ihn seit einigen Jahren schon langsam verzehrte.

Madame Dubarry kam nicht von dem Bette ihres Liebhabers weg, der die ersten Tage, weil er seinen Zustand nicht wußte, sich immer mit ihren weißen zarten Händen seine Eiterbeulen strich, und noch ietzt seinen Wollüsten fröhnte. Als er aber die Annäherung des Todes fühlte, da fieng er an, sich vor dem Gerichte Gottes zu fürchten, und gestand, er sehe seinem Schicksal in der andern Welt mit Furcht und Schrecken entgegen. Bisweilen entschlüpften ihm Aeußerungen von Hofnung, aber bald folgten die heftigsten Ausbrüche von Verzweiflung, die die schrecklichsten Symptome seiner Krankheit vermehrten. Alsdann schwebte ihm der Tod in seiner ganzen Schreckensgestalt vor Augen, und er sprach von nichts als von dem Feuerpfuhl, der sich ihm zur Strafe für sein bis zum letzten Augenblick üppiges und wollüstiges Leben öfne. Sein Leib löste sich vor seinen sichtlichen Augen auf; seine Arme und Beine giengen in Verwesung über; seine männlichen Theile zerfielen in Stücken. Dabei hatte er bisweilen doch noch Hofnung zu Gott, wie er sagte; aber bald wieder, wenn seine Sünden ihm vorschwebten, war er vor Schrecken erstarrt. Da versprach er denn, wenn er wieder aufkommen sollte, seinem Volk ein erbauliches Exempel zu geben. Er schlug an seine Brust, verlangte nach einem Crucifix uud nach Weihwasser, womit er sich und sein Bette besprengte, um die Teufel fortzuja-

gen. Er sandte Geld nach St. Sulpice, nach Notre Dame und zu den Kapuzinern, um für seine Errettung Messen lesen zu lassen, und alle Tage ließ er den Reliquienkasten der Patronin von Paris öfnen. Sein Leben war ein steter Wechsel von Ausschweifung und Devotion gewesen. Der Tod fand ihn am 10ten Mai 1774 in dem schrecklichsten Kampfe zwischen Hofnung und Verzweiflung.

Sein Leichnam wurde nach St. Denis geführt. Die Begleiter jagten mit ihm über Stock und Block, wie er es bei seinem Leben mit ihnen gemacht hatte. Leichter und lustiger hat man wohl noch keinen todten Monarchen gefahren. Die Wirthshäuser waren voll von Betrunkenen, welche sangen.

Ludwig.

Dauphin von Frankreich.

Mit Wohlgefallen weilt man bei dem Bilde eines Prinzen, dessen Leben eine Reihe edler Thaten war, und der, von warmer Menschenliebe durchdrungen, keinen höhern Beruf, kein reineres Vergnügen kannte, als Glück und Freude in der Nähe und in der Ferne zu verbreiten. Nicht gedungene Lobredner, sondern die unbestochene Stimme der Geschichte, setzt in diese Reihe den Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Regenten, dessen Blut unter dem Mordbeile der Guillotine floß.

Er war ein Sohn Ludwigs XV. und am 4. September 1729 zu Versailles gebohren. Die Natur gab ihm einen wißbegierigen Geist, heftige Leidenschaften und dem Anscheine nach eine trotzige Gemüthsart; allein die Liebe zu den Wissenschaften und eine sorgfältigere Erziehung und Bildung, als die Kinder der französischen Könige gewöhnlich genossen, machten ihn zu einem der liebenswürdigsten Prinzen. Schon in seinen jungen Jahren äußerte er eine so aufrichtige Tugendliebe, daß seine Mutter, die Königin, öfters sagte: „Der Himmel hat mir nur Einen Sohn gewährt, aber er gab mir dafür einen solchen, als ich nur immer wünschen konnte.“

Die-

Diesen Lobspruch rechtfertigte beides, sein Herz, wie sein Verstand. Er fühlte sich von Ludwig dem Heiligen und von Heinrich dem Vierten entsprossen, und seine Geburt leistete für sein ganzes Leben Bürgschaft. Der Herzog von Chatillon war sein Oberhofmeister, der Bischof Boyer von Mirepoix sein Oberpräceptor, und der Abt von St. Cyr der zweite. Unter den schönen Künsten liebte er vorzüglich die Musik, wodurch er seiner Seele eine Empfindsamkeit einprägte, die ihn an den Schicksalen der Menschen in einem hohen Grade theilnehmend machte. Unter den philosophischen Schriften waren die Werke des Descartes, Malebranche und Locke seine liebsten Bücher, die er nicht nur las, sondern studierte. Die Religion hatte an ihm einen aufrichtigen Verehrer, am meisten aber lag ihm die Beobachtung ihrer Vorschriften am Herzen.

Im Jahr 1745 heurathete er die spanische Infantin Marie Theresie, und als diese schon im ersten Wochenbette starb, verband er sich mit Marie Josephe, einer Tochter Friedrich Augusts, Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, die ihm acht Kinder gebahr. Als er 1745 mit dem König zu der Armee nach dem Niederlanden gieng, gewann er alle Herzen durch seine Herablassung gegen die Soldaten und das Wohlwollen, das aus jedem seiner Blicke hervorleuchtete. Wenn seine Gens d' Armes aufzogen, that er gewöhnlich die Dienste mit. In der Schlacht bei Fontenoi zeigte er sich als Held. Doch gleichwie man die Bourbons nicht loben darf, daß sie als Prinzen gebohren sind, eben so wenig ists Lob für sie, daß sie tapfer sind.

Als der Dauphin zurück kam, war er als Vater

ganz mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt. Noch hat man's noch nicht ganz vergessen, mit welcher Lehre er die Ceremonie der Taufe derselben begleitete. Er ließ die Register der Pfarrkirche sich bringen. „Seht ihr, sprach er, euer Name steht zur Seite des Armen und Dürftigen. Religion und Natur machen alle Menschen gleich, den Unterschied die Tugend allein. Vielleicht ist derjenige, der vor euch steht, in den Augen Gottes größer, als ihr es in den Augen der Völker nie seyn werdet." — Führt, sprach er öfters, meine Kinder in die Hütte des Landmanns, zeigt ihnen alles, was sie rühren kann. Sie sollen das schwarze Brod sehen, mit dem sich der Unglückliche nährt; mit ihren Händen sollen sie das Stroh befühlen, das ihm zum Lager dient! Sie sollen weinen lernen! Ein Prinz, der niemals Thränen vergoß, kann niemals gut seyn. — „Statt der Feierlichkeiten bei der Geburt seiner Kinder vertheilte er das Geld in Almosen, und stattete arme Mädchen aus. Bei einem solchen Feste sagte er dem spanischen Gesandten: „Sollte ein Fürst bei einer dieser Gelegenheiten reine Wonne fühlen, so müßte er entweder die ganze Nation bewirthen, oder wenigstens, wenn er sich zur Tafel sezte, versichert seyn, daß keiner der Unterthanen ohne Nachtessen zu Bette geht."

Nichts hielt er für so schwer, als zu regieren. „Ach, sagte er einst zum Abbé von St. Cyr, wie viele Mühe kostets, die Menschen unter sich einig zu machen! Der Hirte setzt durch ein einziges Zeichen seine ganze Heerde in Bewegung, und sie folgt ihm. Was aber die Umschmelzung eines Staats fast unmöglich macht, ist der Umstand, daß zwei gute Regierungen auf einander fol-

gen müßten, die eine nur, um die Misbräuche auszurotten, die andere, um ihr neues Wachsthum zu verhüten.

Wie sehr er dem Landmann und seine Arbeit schätzte, beweißt folgende Anekdote: er befahl stets, bei der Jagd die Felder zu schonen. Einst bemerkte ein Alter, daß der Dauphin einen großen Umweg machte, um nichts zu verderben. „Ha! rief er: seht, wie unser guter Dauphin unser Korn schont!“ — „Seht, sprach Ludwig zu seiner Begleitung, die Leute danken uns schon, daß wir ihnen keinen Schaden thun.“ So sehr er aber die Jagd liebte, so opferte er doch seine Lieblingsneigung von dem Augenblicke an auf, da er das Unglück hatte, einen seiner Stallmeister zu erschießen. Lange war er darüber untröstlich. „Sagt, was ihr wollt, antwortete er denen, die ihn zu trösten suchten, der arme Mann ist aber todt — todt von einem Schusse, der aus meiner Hand fuhr. Nein, nie kann ich mir's verzeihen. Noch seh ich den Ort, wo der schreckliche Auftritt vorfiel. Ich höre noch das Gewimmer des armen Unglücklichen, und jeden Augenblick seh ich ihn seine blutenden Hände ausstrecken und mir zurufen: was that ich dir zu Leide, daß du mir das Leben raubst? Es ist mir, als ob ich seine trostlose Frau fragen hörte: warum machst du mich zur Wittwe? seine weinenden Kinder: warum machst du uns zu Waisen?“

Ludwig glaubte mit Mark Aurel: Fürsten müssen den Göttern ähnlich werden, erstlich darinnen, daß sie wenige Bedürfnisse haben, und zweitens, so viel Gutes thun als möglich. Wer kann, was er will, ist glücklich; und groß ist, wer will, was er kann. Mit phi-

losophischem Auge beobachtete er die Leidenschaften der Menschen, besonders derjenigen, welche die Fürsten umringen, um die Ausflüsse der Gnade auf sich zu leiten und die Kanäle für andere abzugraben. „Sie sind glücklich, sprach er einst zu seinem Vorleser, dem Abbé von Marbeuf, Sie sehen oft Menschen.“ — Sie auch, gnädiger Herr! — „Nein, was ich sehe, sind nur Automaten, die durch geheime Federn in Bewegung gesetzt werden.“

Misvergnügt über alle Veränderungen, die der Herzog von Choiseul, der unter seinem schwachen Vater das Ruder der Geschäfte führte, vornahm, sah er mit Schmerzen, daß man die Auflagen vervielfältigte, um die Ausgaben der Departements des Kriegs- und Seewesens bestreiten zu können, bei denen der Minister seinen Kreaturen Plätze mit ansehnlichen Gehalten anwieß. Er sah das allgemeine Unglück und die Schwierigkeit voraus, es unter seiner Regierung entfernen zu können. Diesem Zeitpunkte hatte niemand mehr Ursache mit banger Furcht entgegen zu sehen, als Choiseul und die königliche Maitresse Pompadour. Die letztere, welche der Prinz mit der ganzen Nation gleich sehr verabscheute, und für deren Ausschweifungen sein eigenes musterhaftes, eheliches Leben ein steter Vorwurf sein mußte, sah in dem künftigen Regenten nur ihren Verfolger in ihren spätern Lebenstagen.

So war denn der höllische Plan entworfen, den Prinzen von der Krone zu entfernen, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß Choiseul selbst das Werkzeug seiner Vergiftung war. Ludwig fühlte in sich eine immer zunehmende Mattigkeit. Schon seit dem Jahre

1760 zehrte ein schleichendes Uebel an seiner Gesundheit, davon man sich den Grund nicht anzugeben wußte. Sein Embonpoint, ein Gegenstand der Verwunderung des Hofes, seine frische Haut, seine blühende Gesichtsfarbe schwanden allmählig dahin; er wurde blaß und bekam ein leichenartiges Ansehen, Vorboten seines früh herannahenden Todes. Als er sich demselben nahe fühlte, hatte er den Schmerz, seine Gemahlin an derselben Krankheit leiden zu sehen. Dieß beschleunigte sein Uebel noch mehr. Beide schwanden dahin, und hatten den Kummer, sich gegenseitig zu überzeugen, daß ihre Krankheit keinen natürlichen Grund habe. Der Prinz verschied am 20. Nov. 1765. Sein Leichnam wurde nach Sens, und sein Herz nach St. Denys gebracht.

Selbst sein Vater gab ihm das Zeugniß der Tugend, das um so herrlicher ist, da es aus dem Munde eines Fürsten floß, der nicht durch Tugenden seinen Namen verewigt hat. — „Wie ist es möglich, sagte der Herzog von Orleans zum Könige, daß man an den Pforten des Todes so viel Heiterkeit und so tiefen Seelenfrieden zeigen kann?„ — „Das muß wohl so seyn, antwortete Ludwig XV, wenn man in ein ganzes Leben ohne Vorwürfe zurück denken kann!“ — Wie sehr sprach er sich hier selbst das Urtheil.

Wilhelm der Dritte.

König von Großbritannien.

Er war ein Sohn Wilhelms des Zweitens, Prinzen von Oranien, und der Maria, einer Tochter Karls des Ersten, Königs von Großbritannien. Die ersten Jahre seines Lebens verkündigten ihm eben keine glückliche Zukunft. Er war 8 Tage nach seines Vaters Tode, am 14ten Nov. 1650, gebohren — zu einer Zeit, da die letzten väterlichen Eingriffe in die Freyheit des Landes alle Gemüther mit lebhaftem Unwillen erfüllt hatten. Der Unwille über den verstorbenen Vater pflanzte sich, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, auf den lebenden Sohn fort. Prinz Wilhelm fühlte daher einen großen Theil seiner Jugend hindurch den Druck einer mächtigen Gegenparthey. Indessen sammelte sich allmählig um ihn eine beträchtliche Schaar muthvoller Vertheidiger, und noch hatte er sein 22stes Jahr nicht völlig zurück gelegt, so war er Statthalter von Holland und oberster Befehlshaber über die holländischen Armeen, um den schnellen Eroberungen König Ludwigs XIV. von Frankreich Einhalt zu thun, welches ihm aber nicht ganz nach Wunsch gelang.

Wilhelm war unstreitig ein tapferer Krieger, aber

ein unglücklicher — wohl auch in manchem Betrachte ungeschickter Feldherr. Man sagt von ihm, er habe nie eine Schlacht geliefert, ohne sie zu verlieren, nie eine Belagerung unternommen, ohne sie unverrichteter Sache wieder aufzuheben. Ohne Zweifel fehlte es ihm an derjenigen Uebersicht des Ganzen und ruhiger Entschlossenheit, welche allein den großen Feldherrn bildet.

Von Ehrgeiz und Ruhmbegierde am stärksten angetrieben, war Wilhelm gegen alles übrige, vorzüglich gegen Pracht und Vergnügungen, gleichgültig. Er beherrschte zwar einen Staat, den Könige ehrten: aber er war Königen nicht gleich. Der Besitz eines Throns mußte ihm ungemein reitzend dünken, und unvermuthet zeigte sich ihm ein Weg, zu einem Throne zu gelangen. Freilich konnte dies nur durch Intriken und Faktionen bewirkt werden; freilich mußte ein Gegner, der im Besitz war, gestürzt und verdrängt werden, und dieser — war der Vater seiner Gemahlin. Allein welche Verhältnisse sind dem Ehrgeitze heilig!

Jakob der Zweite, mit dessen Tochter Maria sich Prinz Wilhelm ehelich verbunden hatte, saß auf dem Throne Großbritanniens. Er war Katholik und wollte auch seine Unterthanen zu Katholiken machen. Seine Bigotterie und sein Religionseifer war so groß, als seine Politik unvorsichtig und für eine freie Nation empörend. Immer unerträglicher wurden den Britten seine hierarchischen und politischen Despotismusversuche. Sie verbanden sich im Geheim, und riefen den Prinzen Wilhelm von Oranien um Beistand an. Dieser unterließ nicht, dem reizenden Rufe zu folgen. Ein Jude zu Amsterdam, Namens Schwarzau, schoß

ihm zu der Expedition zwei Millionen Gulden mit den Worten vor; „Sind Ew. Durchlaucht glücklich, so weiß ich, Sie werden dankbar seyn, wo nicht, so mag ihr Verlust auch der meinige seyn.“ Auf Vorstellung des Rathspensionairs Fagel ließen die Holländer eine Flotte ausrüsten. Ihre Bestimmung wurde aufs geheimste gehalten; man verbreitete, sie sollte gegen Frankreich dienen. Als Wilhelm von der holländischen Küste abse, gelte, trieb ihn ein widriger Wind in den Hafen zurück. Ein kleinerer Geist hätte dieses für ein schlimmes Anzeichen gehalten, und die Schiffe wieder abtackeln lassen. Aber er gieng mit seiner Flotte von neuem unter Segel, und landete am 15ten Nov. 1680 glücklich bey Torbey. Seine Ankunft war entscheidend, und fast alles ergriff seine Parthey. Der General-Lieutenant Churchil, der nachmals unter dem Namen des Herzogs von Marlborough so berühmt geworden, der Liebling des Königs, der Bruder seiner Maitresse, gieng mit seinen Truppen zuerst zu Wilhelm über. Der unglückliche Jakob sah sich von aller Unterstützung entblößt. Selbst seine liebste Tochter, die Prinzessin Anna, verließ ihn mit ihrem Gemahl. Thränen des Kummers und Bitten halfen dem unglücklichen Vater nicht.

So verfolgt von einem seiner Schwiegersöhne, verlassen von dem andern, verlassen von seinen Töchtern, von seinen eigenen Freunden, und gehaßt von dem Volke, blieb Jakob kein weiteres Rettungsmittel übrig, als die Flucht. Und selbst diese war noch demüthigend für ihn. Er wurde eingeholt, in Verwahrung gebracht, vom Volke beschimpft und gemißhandelt, indeß sein Schwiegersohn auf den Ruinen seiner Würde triumphir-

te. Dieser ließ ihm inzwischen Gelegenheit, nach Frankreich zu entkommen.

Wilhelm war nun König von England, und fühlte sich als solcher weniger frey, weniger mächtig, wie er sich als Statthalter von Holland gefühlt hatte. Die Nation hatte ihn auf den Thron gesetzt, hatte ihn mit Sehnsucht zu ihrem Regenten gewünscht, und als er es war, liebte sie ihn nicht. Sein holländisches finsteres Phlegma, seine Zurückhaltung und seine Unpopularität mißfielen. Diese Abneigung, der Partheygeist, die Widersetzung im Parlamente, verursachten dem Könige manche Unannehmlichkeiten. Die Rechte der Krone waren eingeschränkt und fester bestimmt worden. Der französische Witz nannte ihn daher einen König von Holland und Statthalter von England. Er legte den Hauptgrund zu der Statthalterschen Macht. Im Schooße seines Vaterlandes genoß er die Liebe, die er bei den Engländern nicht fand. In diesen Verhältnissen war es sehr natürlich, wenn sich sein Interesse nach und nach von England ganz ab, und mehr nach Holland wandte. Seine Anhänglichkeit an diese Nation zeigte sich durch seine öftern Reisen dahin, durch seine Begünstigung ausgezeichneter Personen dieser Nation auch in England, durch seine ganze Lebensweise, und die wenige Rücksicht, welche er auf den National-Charakter, die Sitten und die Wünsche der Engländer nahm. In Holland konnte er fast alles, was er wollte, und hier fand er nach eben dem Verhältnisse mehr Schätzung und Beifall, als er seine Wirksamkeit übte. Seine Anhänger in Holland erhoben selbst das in seinem äußern Betragen, was nicht blos seine Widersacher in England, son-

dern die ganze englische Nation mit dem lautesten Tadel rügte. Sein finsteres, einsilbiges Wesen nannte man hier kluge Vorsicht: seine launische Begünstigung, besonders der Niederländer, die ihn umgaben, und seine Erhebung und Bereicherung derselben durch englische Titel und Güter, wurde ihm hier als lobenswerther Patriotismus angerechnet; sein Stolz, seine eigensinnige Beharrlichkeit auf seinen Meinungen, seine Unversöhnlichkeit und unbiegsamer Steifsinn als lobenswerthe Festigkeit des Charakters und Eigenthümlichkeiten eines groſsen Geistes.

Wilhelm wandte sich endlich mißmuthig ganz von einer Nation ab, die seine Erwartung so sehr getäuscht hatte. Er entzog sich mehr und mehr den Regierungsgeschäften, die ihm zuwider waren, weil es nur ein Theil der Regierungsgeschäfte war und die übrigen, zum Theil die wichtigsten, seiner Willkühr entrückt, und mit sichtbarer Sorgfalt, auch wohl mit merkbarem Mißtrauen vor derselben bewahrt wurden. Gröſstentheils in die Einsamkeit zurückgezogen, überließ er sich egoistischen Spekulationen, oder einer finstern, übeln Laune, die nur durch die Thätigkeit der Jagd oder des Kriegs verscheucht werden konnte. Die englische Nation rechnete ihm als eine Trägheit und Geschäftsscheue an, was nur ein Widerwille gegen beschränkte und gesetzliche Wirksamkeit, nur eine Folge getäuschter Erwartung war.

Wilhelm war — sagt der Geschichtschreiber und Lobredner Ludwigs XIV., ein furchtbarer General, obgleich er viele Schlachten verloren hatte. Erfinderisch an Hülfsmitteln, wachsam seine Einbuſsen zu ersetzen,

glich er der immer wieder auflebenden Hydra; nach seinen Niederlagen wurde er von seinen Feinden so geschätzt, als Ludwig nach seinen Siegen. Immer bedächtig und systematisch in seinem Betragen und nie hitzig als am Tage einer Schlacht, regierte er England friedlich, weil er nicht unumschränkt seyn konnte. Er verstand alle Sprachen von Europa, sprach aber keine mit Anmuth und besaß mehr Nachdenken und Tiefsinn, als Einbildungskraft. Schmeicheleyen und Lobreden gefielen ihm nicht, so ehrgeitzig er war. Sein Ruhm war von einer andern Art, wie der des französischen Monarchen. Die, welche die Auszeichnung höher schätzen, ein Königreich ohne Recht erlangt zu haben, die Seele und der Anführer von halb Europa gewesen zu seyn, die Einsicht eines Generals und die Tapferkeit eines Soldaten besessen, keinen Menschen wegen der Religion verfolgt, allen Aberglauben verachtet zu haben, uud ungekünstelt und still im Betragen gewesen zu seyn, — die werden ohne Zweifel Wilhelm über Ludwig setzen. Die hingegen, welchen Glanz und Pracht des Hofes, freygebige Ermunterung der Künste und Wissenschaften, und die Leidenschaft des Ruhms mehr gefällt, die von der Größe mehr eingenommen sind, mit der Generale auf einen Befehl ihres Königs ganze Provinzen eroberten, mit der ein Reich sich so vielen Mächten widersetzt — die werden Ludwig den Vorzug geben.

Wilhelm starb im Anfange des 18ten Jahrhunderts, im Jahre 1702. Ein Sturz vom Pferde auf der Jagd verursachte oder beschleunigte wenigstens seinen Tod. Er hatte einige Jahre vorher das Vergnügen gehabt, sich auch von Frankreich als König aner-

kannt zu sehen. Dieß war in dem auf dem Schlosse Ryswick beym Haag im Jahr 1697 geschlossenen Frieden geschehen, der nach einem siebenjährigen Kriege dem westlichen Europa die Ruhe wieder gab. Einige Monate vor Wilhelm war sein Schwiegervater, der Exmonarch Jakob in Frankreich gestorben. Wider den geschlossenen Frieden erkannte Ludwig dessen Sohn als König, und Wilhelm machte sich zu einem neuen Kriege bereit, dessen Führung er aber seiner Nachfolgerin, der Königin Anna, überlassen mußte.

Friedrich der Erste.

König von Schweden.

Schon in den ältesten Zeiten wurde zwar Schweden von Königen regiert, allein die Könige wurden von dem Volke oder dessen Repräsentanten gewählt, und in ihrer Gewalt sehr eingeschränkt. Ein Senat hatte gewissermaßen die ganze ausübende Gewalt, und auf den Reichstagen führten die Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und des Mittelstandes die Aufsicht über das Ganze. In der Folge erweiterten die Könige ihre Gewalt, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts trieb Karl XII. den Despotismus so hoch, daß er mit Hintansetzung aller Formen in jeder Sache eigenmächtig entschied, ohne den geringsten Widerspruch ertragen zu wollen. Auf der einen Seite durch heroische; auf der andern durch tollkühne Thaten stürzte er Schweden von dem Gipfel der Macht und des Ansehens bis in den Abgrund des Elends. Zur Entschädigung für die erlittenen Widerwärtigkeiten stellte das Volk nach seinem Tode (1718) die alte Verfassung wieder her. Seine Schwester Ulrike Eleonore erhielt die Krone nicht anders, als durch freie Wahl des Reichstags, und unter allen ehemals üblichen Einschränkungen. Mit Einwilligung der

Reichsstände übergab sie das Scepter ihrem Gemahl, dem Landgrafen Friedrich von Kassel.

Dieser war ein Sohn des Landgrafen Karls von Hessenkassel und der Herzogin von Curland Marie Amalie. Am 28. April 1676 ward er gebohren, und als er das Jünglingsalter erreicht hatte, nahm er Kriegsdienste. Seinen ersten Feldzug that er 1694 unter Wilhelm III., bei dem er Adjutanten-Dienste verrichtete. Als General-Lieutenant im Dienste der Generalstaaten eroberte er (1702) Zulpich und Andernach, und bei der Belagerung von Lüttich war er der erste, der über die Mauern eindrang. Das Glück kehrte ihm in der Folge den Rücken zu, besonders in den Schlachten am Speierbache und bei Castiglione. Friedrich mochte es wohl selbst fühlen, daß er auf den Namen eines großen Generals keinen Anspruch machen dürfte. Er sprach zwar Zeitlebens gerne von seinen Feldzügen, aber doch mit vieler Bescheidenheit. Als ein Geistlicher einst in einer öffentlichen Rede seiner vielen glorreichen Siege erwähnte, sagte er lächelnd: „der gute Mann weiß gewiß nicht daß ich nur zweimal allein kommandirt, und beidemal Schläge bekommen habe.“

In der bekannten Schlacht beim Schellenberge wurde er tödtlich verwundet. Die Wunde war kaum halb geheilt, als sie ihm in der Schlacht bei Höchstädt zufälliger Weise beinahe das Leben kostete. Der Prinz erhitzte sich nämlich während des Treffens so heftig, daß die Wunde zu bluten anfieng. Um das Blut zu stillen, und um durch einen chirurgischen Verband keine Zeit zu verlieren, ließ er geschwind ein Pechpflaster darüber schlagen, das bei der Ablösung ihm nicht nur die heftig-

sten Schmerzen, sondern wegen eines dazu getretenen Fiebers auch die größte Gefahr zuzog. Auch in Norwegen wurde er in der Folge gefährlich blessirt. Als der Wundarzt ihm dort die Kugel aus der Hüfte nahm, schlug er ihm bei jedem Schnitte mit geballter Faust ins Gesicht. Der Chirurg konnte auf solche Art nicht arbeiten, und dem Patienten war es, wie er sagte — bei der Heftigkeit seiner Schmerzen unmöglich, diese mechanische Bewegung seiner Hand zu unterlassen. Man holte daher einen Grenadier, der sich für einige Dukaten so lange schlagen schließ, bis die Operation vorbei war.

Die schwedische Krone, welche ihm im Jahr 1720 aufgesetzt wurde, trug eben nicht viel dazu bei, seine Zufriedenheit zu vermehren, denn er hatte zwar den Namen des Königs, aber in der That herrschten die Stände, welche wieder von dem Einflusse fremder Kabinete abhängig waren. Die engen Schranken seiner königlichen Gewalt und seine politische Ohnmacht waren daher unstreitig die vornehmste Ursache, daß ihm die Regierungsgeschäfte zuwider wurden, und daß er alles mit einem sichtbaren Unwillen betrieb. Er scherzte oft selbst über die Unbedeutenheit seiner Autorität, und führte bei solcher Gelegenheit eine Bittschrift an, die er unter der Adresse: à son Excellence, Excellence, Excellence le Roi de Suède, erhalten. „Der Narr, sagte er, hat mich zur dreifachen Excellenz gemacht, und ich bin doch nur eine doppelte, da ich nicht mehr als zwo Stimmen im Reichsrath habe.“ Ein anderemal sprach er vertraut mit dem Bischof Schwedberg, und dieser sagte zu ihm: „die Nation wundert sich, Ew. Majestät so selten in dem Reichsrathe zu sehen.“

— „Das ist nicht zu verwundern, war die Antwort, ich habe da 16 Präceptores.“

Wissenschaften und Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beförderer, und die Aufnahme, die er beiden gewährte, ist die glänzendste Seite seiner Regierung. Unter ihm entstand die nachdem so berühmt gewordene Akademie der Wissenschaften, wie auch die Mahler- und Bilhauerakademie in Stockholm. Den Handel beförderte er durch Anlegung einiger Kanäle und durch die Verbindung Stockholms mit Gotheburg. Er erneuerte auch die alten Ritterorden, den Seraphinen- Schwerdt- und Nordsternorden — vermuthlich um die Vornehmen durch Gnadenbezeugungen dieser Art gewinnen zu können.

Friedrich liebte die Pracht und lebte groß, aber nicht zum Schaden, sondern zum Vortheil seines Landes, da er seinen Aufwand aus seinen eigenen Mitteln bestreiten konnte. Eine übertriebene Jagdlust verleitete ihn oft Geschäfte zu versäumen. Er fand einen Ruhm und eine Freude darinn, mit eigener Hand über 200 Bären erlegt zu haben. Diesen Ruhm kann man ihm gönnen, da er auf diese Art dazu beitrug, das Land von diesen Ungeheuern zu säubern. Auf diesen Jagden hatte er den damaligen Bischof von Westräs, der ein besserer Schütze, als Theologe war, oft in seiner Gesellschaft, und der Bischof war bei solchen Parthieen nie ohne Begleitung seines Küsters. Graf Rochus von Lynar sah beide geistliche Herren einmal auf einer solchen königlichen Jagd einen lebendig gefangenen, dem Küster aber wieder entsprungenen Hasen in eigener Person hetzen.

Ohne Maitresse konnte König Friedrich eben so wenig leben, als ohne die Jagd. Die Gräfin Taube, mit der er sich heimlich trauen ließ, war lange seine Vertrauteste; aber als des Königs Bigamie offenbar wurde, ward die ganze Nation darüber aufgebracht. Man sprach von dieser Sache nur mit Abscheu und innerer Empörung: man glaubte, diese ungebührliche Verbindung müsse durchaus Plage und Unglück über das Land bringen. Das Fräulein sah sich endlich (1740) genöthigt, da das Murren des Volks zu laut wurde, mit ihren beiden Söhnen *) zu fliehen. Sie wurden auf die hessischen Güter gebracht, die für sie angekauft waren. Vorher hielten sie sich noch eine kurze Zeit zu Malmö bei Nykiöping auf, wohin ihre Mutter ihnen folgen sollte. Allein die Trennung von ihr war dem Könige unmöglich. Er verfiel in einen Trübsinn, der bedenklich wurde. Der Fanatismus, der die Maitresse kurz vorher mit Freuden auf den Scheiterhaufen gebracht hätte, verwandelte sich jetzt in Mitleiden und in jenen bizarren Patriotismus, der den Königen alles gestattet, wenn sie nur einsehen, daß sie nicht ganz unabhängig von der Meynung des Volks sind. Jetzt konnte das Fräulein Taube bleiben. Man nahm an ihrer Verbindung keinen Anstoß mehr, und die famösen Gerüchte, die man vorher von Tage zu Tage über sie ausstreute, hatten auf einmal ein Ende. Nunmehr bewarb man sich selbst um die Gunst einer Person, die

*) Friedrich Wilhelm, gebohren 1737 und Karl Eduard, gebohren 1739. Sie wurden während des sächsischen Reichsvicariats 1741 in den Reichsgrafenstand erhoben.

man vorher mit Abscheu genannt hatte. Sie vermochte über den König alles, und war nachher auch gegen diejenigen, die während jener Unruhen ihre Parthey gehalten und für sie gesprochen hatten, dankbar.

Ulrike Eleonore ertrug die Geringschätzung ihres Gemahls mit einer beispiellosen Geduld. Kein Mangel der Erwiederung war im Stande, ihre unbegrenzte Liebe zum Könige zu mindern. Sie starb im Jahr 1741, und ihr Gemahl folgte ihr am 25 März 1751 in einem Alter von 74 Jahren. Schon im Februar 1748 hatte er einen Anfall vom Schlage, und von dieser Zeit an war er immer kränklich. Am 19ten März 1751 rührte ihn der Schlag zum drittenmale, und zwar so heftig, daß seine ganze rechte Seite gelähmt wurde, und Sprache und Gedächtniß ihm vergiengen. Letzteres hatte schon seit geraumer Zeit gelitten. Selten konnte er sich zuletzt auf den Namen, oder auch nur auf die Charge einer Person besinnen, sondern nannte alles Doctor. „Laßt mir den Doctor kommen“ sagte er, und weil niemand wußte, wen er meinte, so mußte man so lange fragen, bis man es errieth. Einst wollte er unter dieser Benennung den Oberjägermeister gerufen haben, und da niemand auf denselben fiel, so machte er sich endlich dadurch verständlich, daß er hinzusetzte: „den Doctor von den Hirschen.“

Friedrich hatte übrigens das geselligste und ungezwungenste Wesen eines Privatmannes, und man sah es ihm an, daß er nicht erzogen worden war, um König zu seyn, und daß er in der Jugend gedient hatte. Die Aerzte hatten es nicht gut bei ihm, wenn er krank,

so wie auch seine Jäger nicht, wenn er übler Laune war. Der Baron Hövken sagte daher einst mit jovialischer Freimüthigkeit zum Könige selbst: „Wenn er sich etwas wünschen sollte, so wäre es, des Königs Arzt zu seyn, wenn er sich auf der Jagd, und sein Jäger, wenn er sich krank befände.“

Kien Long.

Kaiser von China.

In dem Welttheile, worinn Kjen Long regierte, war er für sein Zeitalter eine seltene Erscheinung, denn er strebte nicht blos nach dem Ruhme des Helden, sondern auch nach der ohne allen Vergleich edlere Zierde, ein Vater seines Volks zu seyn. Die Wissenschaften liebte und kannte er, und im Umgange mit ihnen stärkte er sich zur Erfüllung seiner Regentenpflichten.

Die Zeit seiner Geburt fällt in das Jahr 1710. Er stammte aus dem tatarischen Geschlechte Tsim, das den Chinesern vier Kaiser gab, die durch ihr Waffenglück und ihre Regententugenden sich so hervorthaten, daß wenige Fürstenhäuser eine so ununterbrochene Reihe großer Monarchen aufstellen können. Kjen Long bestieg den Thron 1735; er trat in die Fußstapfen seiner großen Vorgänger, und regierte seine Millionen Menschen als ein wahrer Vater des Vaterlandes. Eingedenk der guten Lehren seines Vaters Yum-tschin bemühte er sich, die Reichsverwaltung zu verbessern, und ihr seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Er erreichte in dieser Hinsicht den Ruhm seiner großen Vorgänger, und durch die Begünstigungen des Glücks übertraf er sie bei weitem in seinen Eroberungen.

Bis zum Jahr 1754 regierte er ruhig; von der Zeit an aber war er fast immer mit mehrern der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte, und große Eroberungen machte. Zuerst ward er in einen Krieg mit den Songaren verwikkelt, der von so glücklichen Folgen begleitet war, daß er nicht nur die fürchterliche Macht dieser Völker völlig zu Grunde richtete, sondern sich auch ihre Landschaften unterwarf. Kjen Long nahm nun die ganze Kalmückey in Besitz, und sein Reich wurde dadurch, daß er seine Grenzen bis an Siberien und die Bucharey ausdehnte, auch das Gebiet des Großlama in dieselbe einschloß, das weitläuftigste in ganz Asien. Ein Theil der Songaren, die unter sinesischer Herrschaft blieben, wurde unter die Bucharinschen Städte, wie auch unter die in andern Gegenden eingesetzten Befehlshaber vertheilt, und es wurden solche Einrichtungen getroffen, welche neuen Empörungen dieses Volks vorbeugen konnten. Der übrige Theil der Songaren begab sich nach Rußland, und ward daselbst als Unterthanen aufgenommen. Die Sineser breiteten hernach ihre Eroberungen zwischen 1757 bis 1760 noch weiter im westlichen Asien aus. Sie überzogen die mahomedanischen Fürsten von Kasgar und Jerken, der große und kleine Hotchem genannt, unter dem Vorwand, daß sie Amursanan beigestanden hätten, schlugen und nöthigten sie, ihre Zuflucht zum Sultan und Badaschan zu nehmen, wo der große an seinen Wunden starb, der kleine von diesem Sultan hingerichtet, und seine Haut an Kjen Long ausgeliefert ward. Die Eroberung der Kalmückey gab dem Kaiser auch zur Besitznehmung von Tibet Gelegen-

heit. In diesem Lande hatten seine Vorfahren schon lange sich in die Händel bei der Wahl des Groß-Lama gemischt, und überhaupt den wichtigsten Antheil an den Regierungsgeschäften sich angemaßt. Kjen Long übte gleiche Handlungen der Oberherrschaft daselbst aus, und da in der Folge mehrere Mißhelligkeiten hinzu kamen, so schloß er den nordöstlichen Theil in die Grenzen seines Reichs ein, und besetzte Tibet, gleich dem eroberten songarischen Lande, mit seinen Befehlshabern und Besatzungen.

Kjen Long, durch sein Waffenglück der Schrecken seiner Nachbarn, mußte doch auch die Launen des Schicksals erfahren. Die Bramas von Ava fielen im Jahr 1768 in sein Land, eroberten viele Festungen, und hieben alle Einwohner nieder. Als der Statthalter von Canton sich rüstete, um ihren Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun, zogen sie mit ihrer Beute davon. Eine andere kriegerische Expedition gegen die Nation der Miaotser im südlichen Theil von China gereicht eben nicht zum Lobe der chinesischen Tapferkeit. Denn hier vertheidigt eine einzelnes Weib eine Bergfestung 2 Monate lang durch Flintenschüsse und herabgerollte Steine gegen die chinesische Armee.

Die Rechtmäßigkeit der Kriege, die Kjen Long führte, dürfte wohl immer ein historisches Problem bleiben, da uns die Data fehlen, um darüber zu urtheilen. Weniger problematisch ist das, was den Charakter des Kaisers betrift. Menschenliebe und Sanftmuth waren die Grundzüge desselben, und ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grausamkeit und Tyranney geschildert. Er hat mehrere Millionen

an seine durch Mißwachs und Ueberschwemmung ins Elend gestürzte Unterthanen vertheilt. Sein vortreflicher Charakter zeigt sich in dem eigenhändigen Briefe, den er an den Unterkönig der Landschaft von Fou Kim geschrieben, wovon folgendes ein Auszug ist: „Das Unglück, das meine Insel Ray Onan (Formosa) den 22sten May 1782 betroffen, ist mir zu Ohren gekommen. Ich befehle euch also, daß ihr euch aufs genaueste nach dem Schaden, den die übrig gebliebenen Einwohner der unglücklichen Insel erlitten, erkundiget, und mir solches geschwind meldet, damit ich schleunige Hülfe leisten könne. Die durchs Wasser verwüsteten Häuser und Gebäude sollen auf meine alleinige Kosten wieder aufgebaut, und die beschädigten ausgebessert werden. Den unglücklichen Menschen sollt ihr alle erforderlichen Lebensmittel auf Kosten meines Beutels reichen.

Diese meine Hülfe sollt ihr allen ohne Ausnahme angedeihen lassen. Schmerzen würde es mich, wenn ein Einziger vergessen wäre. Sie sollen wissen, daß mein Auge auf sie alle sieht, und daß ich sie zärtlich liebe. Sagen sollt ihrs ihnen, daß ihnen von mir geholfen wird, ihrem Fürsten und Vater. Auch sollt ihr so viel Kriegsschiffe und Magazine, als der allergewaltige Arm durch Sturm und Wogen mitgenommen, aus dem Schatze des Staats wieder bauen lassen. Drücket keinen, ich verbiete euchs, und meldet mir, wie ihr meinen Willen befolgt habt.

Wissenschaften und Künste ehrte und begünstigte Kjen Long, vorzüglich liebte er die Mathematik und Mahlerey, und so oft ihm ein neuer Missionar vorgestellt wurde, mußten ihm jedesmal künstliche Maschinen

überreicht werden. Mit verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit beschäftigte er sich selbst, und zeigte sich unter andern als ein großer Naturforscher und Dichter. Er hat eine große Menge Bücher geschrieben; wie man sagt, gegen acht und dreißig. Ein Kaiser hat zwar nöthigere Dinge zu thun, als Bücher zu schreiben; aber in einem Gedicht über eine Reise, die er zu den Gräbern seiner Vorfahren gemacht, um sich daselbst zu seiner eigenen Bildung an ihre Tugenden, Verdienste und Regierungskunst zu erinnern, klagt Kjen Long über sein Unvermögen, seine Unterthanen so glücklich zu machen, als er wohl möchte. Er bittet seine Räthe, ihm zu Hülfe zu kommen, und wünscht jene glänzenden Beispiele immer vor Augen zu behalten. In einem kurzen Gedichte über den Thee, das auf einigen Theetassen steht, die von ihm nach Paris geschickt sind, und das er verfertigte, als er ausser der großen Mauer bei den Tartaren auf der Jagd war, sagt er: könnte ich doch wie ein Weltweiser des Alterthums von der Frucht einer Art Tannen leben, um mit Muße und Bequemlichkeit mit mir selbst umzugehen, und weiter nichts zu verlangen.

Kjen Long legte auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden an, Abschriften von allen nützlichen Schriften im ganzen Königreiche. Zu diesem Zwecke versammelte er um sich die angesehensten Gelehrten, berief die geschicktesten drüber nach Peking, und ernannte zum Vorsteher des ganzen Werks einige Wangs (kleine Könige) und seinen sechsten Sohn, setzte auch Strafen auf die von den Druckern begangenen Fehler. In diese Sammlung nahm er unter andern auch drei Bücher auf, welche von Jesuiten über die christlichen Religionslehren ge-

schrieben worden, und in China großen Beifall erhalten hatten. Auf seine Veranstaltung kam auch die Beschreibung des chinesischen Reichs heraus, die in Büschings Magazin (Band 14 S. 409) eingerückt ist. Durch die Kupferstecherkunst wollte er das Andenken seiner Siege verewigen, und er trug französischen Meistern die Kopie der Gemählde auf, welche sie vorstellten. König Ludwig XV. von Frankreich ließ sie aber auf seine Kosten für ihn stechen. Der Nachstich davon ist 1785 von Hellmann in Paris auf 16 Platten, nebst einer Beschreibung, angekündigt worden.

Die Lebensweise des Kaisers war einfach. Gewöhnlich speiste er allein, ohne jemand um sich zu haben, als die zur Aufwartung bestimmten Verschnittenen. Er liebte Einsamkeit und Ruhe. Die Mittagstafel hielt er um 8 Uhr des Morgens, die Abendtafel um 2 Uhr Nachmittags. Ausser diesen beiden Mahlzeiten genoß er den ganzen Tag nichts als einige Getränke, und gegen Abend leichte Erfrischungen. Nie trank er Wein oder andere berauschende Getränke; bei der Mahlzeit war Thee der gewöhnliche Trank. Ohngeachtet der Menge von Gerichten, womit seine Tafel besetzt war, brachte er bei Tische doch nie länger als eine Viertelstunde zu. Viele gelehrte Europäer und Künstler zog er in sein Land und bediente sich ihrer Talente bei wichtigen Unternehmungen. Hallerstein, einen Deutschen, machte er zum Präsidenten des Tribunals der mathematischen Sachen, und erhob ihn zum Mandarin. Als er ein halbes Jahrhundert den Thron besessen hatte, starb er 1786 zu Peking in einem Alter von 76 Jahren.

Eberhard Christoph Balthasar von Dankelmann.

Königl. Preußischer Staatsminister.

Sehr lehrreich ist die Geschichte gestürzter Günstlinge, wenn sie, mit philosophischem Geiste entworfen, in das Detail der Hofkabalen hineingeht. Dann ist sie ein Spiegel, der uns das ganze Spiel menschlicher Leidenschaften entwickelt, aber freilich unsre Achtung gegen das Menschengeschlecht nicht erhöhet. Hier nur einige Züge aus dem Leben eines gestürzten Günstlings.

Dankelmann war ein Sohn des churbrandenburgischen und fürstlich oranischen Raths und Landrichters der Grafschaft Lingen, Sylvesters Dankelmann, und im Jahr 1643 am $\frac{2}{1}\frac{3}{3}$ November gebohren. Er war der mittelste von 7 Brüdern, die durch ihn alle zu den angesehensten Staatsämtern gelangten. Sein Geschick führte ihn nemlich bald nach dem Schlusse der akademischen Jahre an den Hof des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Grossen von Brandenburg, der ihn im Jahr 1663 zum Hofmeister und Privatsecretär des Churprinzen Friedrich ernannte. Dankelmann war diesem wichtigen Posten vollkommen ge-

wachsen, denn er vereinigte mannichfaltige Kenntnisse mit einem gebildeten Geiste, und um seinen fürstlichen Zögling erwarb er sich noch das besondere Verdienst, daß er ihm einst in einer gefährlichen Krankheit durch Einsicht und Muth das Leben rettete. Aus Dankbarkeit wurde er mit vielen Gnadenbezeugungen überhäuft. Der Churfürst gab ihm im Jahr 1669, wie es hieß, zur Vergeltung seiner vielfältigen Dienste, die Anwartschaft auf die dem Grafen von Limpurg bis dahin verliehene und auf den Fall gestandene Lehen zu Hausen, ohnweit Hall in Schwaben, die Kaiser Joseph I. 1670 bestätigte. Da er 1683 dem Churfürsten Anleitung gab, dem Churprinzen 30,000 Rthlr. an spanischen Subsidien-Geldern und Staßfurthschen Salzkosten zu schenken, und solches auch geschah: so wollte ihm letzterer das dem Amte Köpenick gehörige Gut Marzahn erb- und eigenthümlich schenken, welches er aber abschlug. Der Churprinz schenkte ihm dagegen im Jahr 1674 das Dorf Etzin, und erhub ihn beim Antritte seiner Regierung als geheimen Kriegs- Kammer- und Lehnsrath, wozu er 1675 war ernannt worden, zum Oberpräsidenten, wirklichen geheimen Staats- und Kriegsrath zu Cleve und Amtshauptmann zu Neustadt an der Dosse.

Das Vertrauen, welches der Churfürst in ihn setzte, war unbeschränkt. Er überließ ihm nicht nur die ganze Staatsverwaltung beinahe völlig und ausschließlich, sondern er unternahm auch in seinen Privatangelegenheiten nichts ohne den Rath desselben. Kein Bauplan wurde entworfen, keine Gartenanlage gemacht, keine Kunstwerke wurden in Bestellung gegeben oder gekauft,

kein Hoffest und keine Feierlichkeit wurde angeordnet, ohne sein Gutachten darüber eingeholt zu haben.

Dieß gewährte diesem Manne einen so mannichfaltigen und allgemeinen Einfluß, daß ihm, in Betreff der Ausführung seiner Pläne, von Seiten des Churfürsten und des Hofes, durchaus nichts in den Weg treten und er sich allerdings leicht über jede Kabale erhaben dünken konnte. Zur Hinwegräumung jedes Hindernisses, das ihm in den verschiedenen untergeordneten Verwaltungszweigen entstehen konnte, halfen ihm seine 6 Brüder getreulich, die er an die Spitze der verschiedenen Provinzial-Verwaltungen, nach Maaßgabe ihrer Talente und Fähigkeiten, zu stellen gewußt hatte, aber stets in einem subordinirten Verhältnisse erhielt. Johann war Cleve-Märkischer geheimer Regierungs- und kurprinzlicher geheimer und Kammerrath; Thomas Ernst, Graf und Landrichter der Grafschaft Lingen; Sylvester Jakob, geheimer Rath, Kammergerichts- und Konsistorial-Präsident; Daniel Rudolph, geheimer Staats- und Kriegsrath und Konsistorial-Präsident; Nicolaus Bartholomäus, geheimer Rath und Regierungs-Präsident des Herzogthums Magdeburg; Wilhelm Heinrich, geheimer Rath und Kanzler des Herzogthums Minden.

Die Dankelmannische Familie wurde auf diese Weise nicht nur als die vorzüglich begünstigte, sondern als die allgemein und ausschließlich regierende angesehen. Natürlich wurde dadurch der Neid aufgeregt, ungeachtet er sich lange nicht anders, als in leisem Murren und höchstens einem witzigen Einfalle der Höflinge an sie wagte. Diese nannten die Dankelmanns spottend das Sie-

bengestirn, und hätten ihnen gern allerlei Uebels angedichtet, wenn sie nur jemanden gefunden hätten, der ihnen sein Ohr dazu geliehen hätte. Allein der Churfürst hatte diesen Brüdern sein ganzes Vertrauen geschenkt, und im Publikum achtete man sie als rechtschafene, talentvolle Männer.

Der Oberpräsident insbesondere stund in großem persönlichen Ansehen, und nicht mit Unrecht. Er war ein Mann von kräftigem, emporstrebenden Geist, und behauptete einen ehrenvollen Platz unter den Staatsmännern von Einsicht und Verdienst zu seiner Zeit. Er hatte einen hellen Blick, und — die afrikanische Handelsgesellschaft abgerechnet, welche nach Aufopferung großer Summen scheiterte — kann man ihm nicht vorwerfen, daß er blendende Ideen aufgehascht, und sie auf gutes Glück zur Ausführung befördert hätte. Vielmehr suchte er stets hauptsächlich das Mißverhältniß zwischen der Einnahme und Ausgabe, durch Beschränkung der letztern und Ordnung und Regelmäßigkeit in Verwaltung der erstern auszugleichen. Unablässig arbeitete er dahin, den Churfürsten von übermäßigen und unnützen Geldausgaben zurück zu halten. Allein, so viel Gewalt er auch noch immer über seinen ehemaligen Zögling hatte, und so sehr er dieselbe zu benutzen verstand; so war doch der Hang des Churfürsten zu entschieden, und es wurde dem Minister, von Seiten der Höflinge, zu stark und mannichfaltig entgegen gearbeitet, als daß er in dieser Hinsicht seinen Zweck so ganz hätte erreichen können. Deshalb bemühte er sich, diesen Aufwand mehr auf ehrenvolle und nützliche Gegenstände, hauptsächlich zum Vortheile der Künste und Wissenschaften, welche beide

er kannte und schätzte, zu lenken. Die Verschönerung Berlins, die Akademie der Künste und Wissenschaften, die Errichtung der Universität Halle, die Bibliotheken und Kunstkammern sind größtentheils seine Werke und werden seiner Verwaltung lange ein dankbares und ehrenvolles Andenken erhalten.

So einsichtsvoll Dankelmann war, so versah er es doch darinn, daß er sich allein auf sich selbst und sein persönliches Gewicht bei dem Churfürsten verließ. Die Höflinge behandelte er fast alle mit Stolz und Geringschätzung, und foderte sie dadurch gleichsam selbst heraus, ihm zu schaden. Er verachtete selbst den Kunstgriff, den Lieblingsfehlern und Neigungen, der Eitelkeit und Pracht und Verschwendungsliebe seines Herrn zu schmeicheln. Das Steckenpferd desselben war die Königswürde, die er anzunehmen gedachte. Wilhelm III. war aus einem Prinzen von Oranien und Statthalter von Holland König von England geworden. August II. hatte sich, als Churfürst von Sachsen, auf den polnischen Königsthron geschwungen. Warum sollte ein Churfürst von Brandenburg nicht ein König von Preußen werden können? — Da aber dieß, nach den damaligen Umständen, mehr schädlich als nützlich seyn konnte, so bestritt Dankelmann den Wunsch Friedrichs mit seinem ganzen Ansehen, und blieb so beharrlich bei seiner Meinung, daß es den Höflingen endlich gelang, ihm die Gunst des Fürsten zu entziehen.

Der Minister foderte (1697) seinen Abschied, und erhielt ihn mit einer Pension von 10,000 Thalern. Das war aber nicht nach dem Sinne seiner Feinde.

Sie boten daher alle Künste der Intrike auf, um den Churfürsten zu strengern Maaßregeln gegen ihn zu bewegen, und es gelang ihnen. Auf seinen Befehl wurde Dankelmann verhaftet und nach Spandau geführt. Man setzte eine Anklageacte gegen ihn auf, die aus 31 Artikeln bestand und ließ ihm förmlich den Proceß machen. Die Klagepuncte waren theils unbedeutend, theils aus der Luft gegriffen, theils ohne hinlänglichen Beweis. Hauptsächlich betrafen sie seinen Stolz, seine Herrschsucht, seinen Nepotismus, seine Bereicherungssucht. Man hatte beschlossen, ihn sträflich zu finden, und so kam denn auf die Beschuldigungen und auf die Beweise der Beschuldigungen wenig an. Seine Verurtheilung fiel dahin aus, daß er zeitlebens Staatsgefangener bleiben, seiner Güter und seines sämmtlichen Vermögens, so wie der ihm anfangs zuerkannten Pension, verlustig gehen sollte. Erst nach 10 Jahren wurde ihm eine Pension von 2000 Thalern beiwilliget. Eingekerkert blieb er indessen, bis zu der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms I., zu welcher Zeit er, nach 16jähriger Gefangenschaft, die Genugthuung erfuhr, von dem König nach Berlin berufen und mit besonderer Auszeichnung an den Hof aufgenommen zu werden. Hier starb er am 31 März 1722 in einem Alter von 79 Jahren.

Der Schlag, der ihn zu Boden geworfen hatte, traf seine Brüder, doch nur streifend, mit. Man entsetzte sie anfangs ebenfalls ihrer Aemter. Indessen, da die Beschuldigungen, mit welchen man die Kabale gegen den Oberpräsidenten schon dürftig genug

beschönigte, auf sie gar keine Anwendung litten; so fand man für gut, Männer, von denen man nichts zu befürchten hatte, nicht ungerecht zu behandeln, um gerecht zu scheinen. Sie wurden in ihre Aemter wieder eingesetzt und behielten sie in der Folge unangetastet, und mit ihnen die erhöhte Achtung des Publikums.

Johann Klefeker.

Syndikus in Hamburg.

Hamburgs Glück und Wohlstand war das Ziel, auf das dieser eben so rechtschaffene als einsichtsvolle Mann in seinem ganzen Leben hinarbeitete. Sein ganzes Dasein war ein rastloses Wirken zum gemeinen Besten. Ihm gebührt ein ehrenvoller Platz in den Annalen der berühmten Stadt, der er seine ganze Thätigkeit opferte, und folglich auch unter den merkwürdigen Männern deutscher Zungen und deutschen Stammes. Es ist die Wahrheit, die diesen Kranz um seine Urne flicht.

Klefeker wurde am 14. August 1698 zu Hamburg gebohren. Er hatte das Glück, in seinem Vater, der das Amt eines Kämmereischreibers verwaltete, nicht nur einen Ernährer, sondern auch einen weisen Erzieher und Bilder seiner Jugend zu besitzen. Der Vater liebte die Wissenschaften, und beschäftigte sich in seinen Erholungsstunden am liebsten mit der Mathematik. Von seiner geographischen Kenntniß und Geschicklichkeit im Zeichnen zeugen unter andern zwei saubere Karten von den Ländereyen der Stadt Hamburg, welche in dem Archive verwahrt werden. Der Sohn besuchte zuerst das Johanneum seiner Vaterstadt, und bildete dann seine Talente auf dem Gymnasium weiter aus. Der berühmte Fabricius nahm sich des wißbegierigen Jünglings

vorzüglich an, der bereits in seinem 19ten Jahre ein zahlreiches alphabetisches Verzeichniß frühzeitiger Gelehrten (Bibliotheca Eruditorum praecocium) durch den Druck bekannt machte. Dann ging er nach Tübingen, und widmete sich hier dem Studium der Rechtswissenschaft.

Kaum hatte Klefeker die Hörsäle seiner Lehrer verlassen, so wurde er in das geschäftige Leben hineingezogen. Im Jahr 1721 reiste er nach Braunschweig, wohin von dem kaiserlichen, russischen, schwedischen und kurbraunschweigischen Hofe Minister gesandt waren, um zur Beförderung des Friedens im Norden einen Kongreß zu halten. Zwar blieb dieser fruchtlos, aber Klefeker fand doch Gelegenheit, sich als einen kenntnißreichen jungen Mann bekannt zu machen. Er begleitete die hamburgischen Deputirten nach Wien, war der Gehülfe des Agenten seiner Vaterstadt am kaiserlichen Hofe, und versah nach dessen Tode die Stelle desselben. Sein Talent zur Führung wichtiger Geschäfte — sonst nur die Frucht langer Erfahrung — zeigte sich in einem so hervorstechenden Grade, daß man ihn bei seiner Rückkehr von Wien mit vieler Auszeichnung empfing, und 1725 zum Syndikus ernannte.

Ein halbes Jahrhundert lang beförderte jetzt Klefeker das Wohl seiner Vaterstadt mit beispielloser Kraft, Thätigkeit und Klugheit. Was die einheimischen Geschäfte anlangt, so erwarb er sich die größten Verdienste um Hamburgs Gesetzgebung und die Vervollkommnung der öffentlichen Anstalten und Einrichtungen. Mit gleicher Einsicht umfaßte er Justiz- und Polizeisachen, kirchliche und Handlungsangelegenheiten, das Münz- Zoll-

Post- und Mühlenwesen. Mehrere Jahre lang leitete er die Kriminalprocesse ein, und einen großen Theil seiner Zeit widmete er einer gründlichen Untersuchung der wichtigsten Rechtssachen, um sie entweder durch einen Vergleich zu schlichten, oder dem Senat vorzutragen. Bei allen seinen Berichten aus den verworrensten Acten, und bei der Beurtheilung gerichtlicher und außergerichtlicher Streitigkeiten bewies er eben so sehr Gründlichkeit und Gerechtigkeit, als ein menschenfreundliches Streben, Weitläuftigkeiten, Verdruß und Kosten möglichst zu verhüten. Die Einigkeit zwischen den Vätern der Stadt und ihren Bürgern zu befestigen, und überall einen edlen Gemeingeist zu beleben, war er unablässig bemüht. Auf diesen Zweck arbeitete er besonders dann mit dem größten Nachdrucke hin, wenn er gewissen Departements zur Unterhaltung wesentlicher Einrichtungen des Staats als Präses vorgesetzt war.

Außerdem, was er für Hamburgs inneres Wohl that, machte er sich auch noch um die Geschichte der Staatsverfassung und Gesetze seines Staates durch seine vollständige und mühsame Sammlung der Hamburgischen Gesetze und Verfassungen (in 13 Bänden), und durch die Sammlung der von dem Senat der Stadt Hamburg vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ausgegangenen Mandaten, Befehle und Bescheide (in 6 Bänden), höchlich verdient. Man kann die bürgerlichen und kirchlichen Verfassungen eines für sich bestehenden Staats nicht vollständiger und in besserer Ordnung beisammen finden, als in diesen Werken.

Fürsten und ihre Minister ehrten den Mann, der die auswärtigen Angelegenheiten Hamburgs mit nicht

gemeiner Einsicht leitete. Er machte öfters große Reisen an auswärtige Höfe, und fand leicht die wirksamsten Mittel, die am sichersten zum Ziele führten. Ihm war es gegeben, günstige Umstände vortheilhaft zu brauchen, die stärksten Schwierigkeiten zu heben, Gefahren zu entfernen, und die Rechte und Besitzungen seines Staats möglichst zu befestigen. Da er einen ausgebildeten Verstand, ein heiteres Gemüth und eine rege Empfindungskraft hatte, so begrif er auch die wichtigsten Angelegenheiten bald, beurtheilte sie leicht und konnte ohne viele Vorbereitung seine Gedanken darüber aufsetzen, Entwürfe machen und die nöthigen Maaßregeln geschwind und vollständig angeben. Er besaß eine natürliche Beredsamkeit, die von der Lebhaftigkeit des Geistes, der Stärke des Gedächtnisses, und der ausgebreiteten Kenntniß und Erfahrung immer mehr Nahrung erhielt, und, wenn er von einer wichtigen Angelegenheit redete, ungemein reichhaltig war. Zugleich sprach er mit großem Nachdruck und unaufhörlicher Munterkeit und Freimüthigkeit. Diese begleiteten ihn auch dann, wenn er mit den Großen der Erde und ihren Ministern redete, oder an sie schrieb; und dieß war ihm so natürlich uud leicht geworden, daß er zugleich ihre Gemüthsart, Gesinnungen und Anschläge zu erforschen vermochte. Dabei wußte er sie für sich und seine gute Sache bald einzunehmen, und dadurch schon auf die Zukunft sich Beförderungs- und Erleichterungsmittel zur Ausführung heilsamer Entwürfe zu verschaffen.

Es ist kaum glaublich, wie mancherlei äußerst wichtige und zum Theil eben so sehr verwickelte Dinge er in

sehr kurzer Zeit bearbeitete. Es hinderte ihn im Arbeiten nicht, wenn verschiedene Personen in dem Zimmer, wo er arbeitete, laut mit einander redeten. Ob er gleich alles hörte, zuweilen selbst mit ihnen sprach, und alles was vorgieng, so lebhaft bemerkte, daß er sich dessen hernach genau zu erinnern wußte, so behielt er doch den Faden seiner Gedanken, und fuhr im Schreiben oder Dictiren ununterbrochen fort. Um sich in den frühen Morgenstunden den Angelegenheiten des Staats widmen zu können, gieng er sehr ungern und seit vielen Jahren nie des Abends in Gesellschaft. Hatte er etwas unternommen, so ruhte er nicht eher, bis es zu Stande gebracht war. Fünf bis sechs Stunden hinter einander konnte er in der Ausfertigung der wichtigsten Deductionen unermüdet fortschreiben oder sie einem andern diktiren. In diesem Fleiß ließ er sich durch nichts, selbst nicht durch die Nothwendigkeiten des Lebens, stören. Kam er z. B. vom Rathhaus oder andern Stadtgeschäften zurück, und fand in seinem Hause neue auf ihn wartende Geschäfte, so gieng er, wenn gleich die Zeit des Essens, und die Mahlzeit bereitet war, nicht eher zu Tisch, als bis er wenigstens den Entwurf zur Ausführung fertig gemacht hatte. Konnte aber die Sache bald ausgerichtet werden, so that er es entweder gleich oder während des Essens so, daß es ihm hernach desto leichter ward, sie zur Vollkommenheit zu bringen. Dieser Fleiß dauerte, wie seine Leibes- und Gemüthskräfte, bis in sein hohes Alter. Er feierte am 6ten July 1775 den 51sten Gedächtnißtag seiner Erhebung zum Syndikat, und am 25ten October eben dieses Jahres starb er.

Klefeker hatte einen wohlgebildeten Körper von mittlerer Größe und einem vollkommenen Verhältniß der Gliedmaßen. Bis ins Alter gieng er sehr gerade. In seiner Miene war Ernst, der, mit Freundlichkeit verbunden, Ehrerbietung und Zutrauen erweckte. Dieser Ernst war ihm besonders in seinen Geschäften zur Natur geworden. Seine Brust war stark, seine Stimme klingend und männlich, sein Gesicht scharf. Bis an sein Ende besaß er ein außerordentliches Gedächtniß. Neben der griechischen und lateinischen, war er der französischen und italiänischen Sprache mächtig, verstand die englische, und hatte sich bei einem kurzen Aufenthalte in Dännemark und Schweden eine ziemliche Kenntniß der Sprachen dieser Länder erworben. Er war ein Freund der Musik und Mahlerey und seine Schriften über die Geschichte, der Literatur, der Landkarten zeugen von der nützlichen Anwendung seiner Erholungsstunden. Als glücklicher Vater von sechs glücklich verheuratheten Kindern erlebte er eine zahlreiche Nachkommenschaft. Mit seinen Kenntnissen, Geschicklichkeiten und Kräften war er so wenig zurückhaltend, daß er sich vielmehr eine Freude daraus machte, was er wußte, andern mitzutheilen, guten Rath zu geben, in Verlegenheiten beizustehen, Unterdrückte aufzurichten und Unglücklichen zu helfen. Wer ihn kannte, ehrte und liebte ihn, und jeder Patriot beklagte seinen Tod.

Christoph Karl Kreß von Kressenstein.

Kaiserl. wirklicher Rath, Mitglied des geheimen Raths in Nürnberg ꝛc.

Einer der talentvollesten, gelehrtesten und thätigsten Staatsmänner seiner Zeit, der in einer ansehnlichen deutschen Republik durch seine Klugheit eine lange Reihe von Jahren hindurch seinen Meinungen Nachdruck zu geben, und seiner Parthei das Uebergewicht zu verschaffen wußte. Bereits seine Vorfahren hatten seit mehr als 500 Jahren dem deutschen Reiche, dem Kaiser und vornehmlich der freien Reichsstadt Nürnberg sehr ersprießliche Dienste geleistet und sich immer auf eine rühmliche Art ausgezeichnet. Die Stimmen über sein Verdienst waren freilich getheilt. Aber bekannt mit dem Schicksale aller Staatsmänner und besonders aller Republikaner, die eine mit Ueberlegung ergriffene Parthey mit Wärme vertheidigen, und folglich wieder vielen edlen, auch das Gute wollenden, aber nach andern Grundsätzen handelnden Mitbürgern entgegen streben, ertrug er das Loos, von vielen getadelt zu werden, mit Ruhe und Seelengröße. Und das konnte er, sobald er nach reifer Ueberlegung und mit einem auf das Gute gerichteten

Willen glaubte, daß sein System auf Gerechtigkeit ruhe und sein Vaterland beglücken werde.

Er war am 10. Januar 1723 in der freien Reichsstadt Nürnberg gebohren. Nachdem er neun Jahre lang das Gymnasium seiner Vaterstadt und zugleich die Vorlesungen der Professoren im Egydianischen Auditorium besucht hatte, bezog er die Universität Halle und hörte da einen Ludwig, Böhmer und Wolf, hatte auch das Glück mit dem in der Folge so berühmten Grafen von Herzberg in einem Hause zu wohnen. Ehe er in seine Vaterstadt zurückkehrte, besuchte er die meisten Höfe und fast alle Universitäten in Deutschland und Holland. Auf dieser gelehrten Reise lernte er viele Gelehrte und Staatsmänner kennen und trat mit ihnen in der Folge in einen Briefwechsel.

Nach seiner Zurückkunft in die Vaterstadt legte er sich vorzüglich darauf, die Stadtarchive genau kennen zu lernen, um sich zu einem künftigen Amte vorzubereiten, das er im Senat bekleiden könnte. Man lernte sehr bald die Verdienste dieses jungen Mannes kennen, und suchte sie nach Würden zu belohnen. Daher ernannte man ihn 1749 zum Assessor bei dem Land- und Bauerngerichte, und zwei Jahre darauf zum Weg- und Stegamtmann, womit man zugleich die Oberaufsicht über die weichen Steinbrüche der Stadt verband. Hierzu kam noch die Adjunctur bei dem Losungsamte, und gegen das Ende des nemlichen Jahres 1751 die wirkliche Stelle eines Losungsrathes.

Man merkte bald, daß er ein Mann war, der zu brauchen wäre, daher schickte man ihn als Abgeord-

neten des Senats nach Wien, um dort bei dem Reichs-Hofrath dem Recursprocesse der nürnbergischen Kaufleute eine für den Senat günstige Wendung zu geben. Er beendigte dieses Geschäfte zu dem größten Beifalle des Magistrats. Nachdem er mehrere Jahre dieses Geschäftes wegen in Wien gewesen war, kam er 1754 nach Nürnberg zurück, und nahm Besitz von der Senators- und nachmaligen Bürgermeisterwürde, die man ihm in seiner Abwesenheit ohne sein Ansuchen ertheilt hatte. Von dieser Zeit an stieg er von Stuffe zu Stuffe, wurde Kriegsoberster, d. i. Präsident des Kriegskollegium, und endlich zweiter Losunger. Dazu bekam er die einträglichsten Deputationen, z. B. das Zinsmeisteramt, die Pflege der Mendelischen zwölf Brüder-Stiftung bei der Karthause, und als Losunger das Waizenbrauamt, und die Pflege der beiden Klöster Pillenreuth und St. Clara.

Es versteht sich wohl von selbst, daß ein Mann, dem man so viele Aemter und Würden anvertraute, nicht geringe Talente und Einsichten haben mußte. Beides konnte niemand diesem Staatsmanne absprechen. Sein langer Aufenthalt in Wien hatte ihn mit den Geschäften des Reichshofraths vertraut gemacht und ihm Kenntnisse verschaft, deren sich Wenige seiner Mitbürger rühmen konnten; eben daher war er das Orakel für den Magistrat in den öftern Processen, die dieser in Wien zu führen hatte. Der Senat trug ihm alle Sachen von Wichtigkeit auf, weil er wohl wußte, daß kein anderer als Kreß sie zur Zufriedenheit besorgen würde. Er war bei diesen vielen Geschäften und Aufträgen un-

ermüdet thätig und arbeitete öfters Nächte durch, wenn die Sache von einer solchen Wichtigkeit war, daß sie schnell besorgt werden mußte.

Als er die Regierung seines Vaterlandes übernommen hatte, dessen oberste Gewalt in den Händen des kleinern oder adelichen Raths ist, suchte er diese beinahe uneingeschränkte Gewalt aufrecht zu erhalten, weil er sich fest überzeugt hatte, daß dieselbe in der alten, vom Kaiser und Reich bestätigten Verfassung gegründet und daß sie dem Staate vortheilhaft sey. Der größere Rath oder der bürgerliche Magistrat, welcher als Repräsentant der Bürgerschaft anzusehen ist, wollte diese Gewalt dem adelichen Rath streitig machen, als dieser letztere der Bürgerschaft noch eine außerordentliche Steuer auferlegte, da die doppelte Steuer schon seit 29 Jahren unter großen Seufzen von den gedrückten nürnbergischen Bürgern gegeben wurde. Die Sache gab zu einem Prozeß Gelegenheit, welcher bei Kressens Tode noch nicht entschieden war.

Dieser Mann von so großen Talenten und Kenntnissen, der beinahe alle europäischen Sprachen verstand, der viele Gesellschaft mit Gelehrten hielt, der sich auch durch Errichtung eines Arbeitshauses und durch mehrere nützliche Veranstaltungen um sein Vaterland allerdings sehr verdient gemacht hatte, war nichts weniger als stolz, weder durch sein äußeres Betragen, noch in Ansehung seines Ausdrucks. Er verstand vielmehr die große Kunst, die jeder Staats- und Geschäftsmann lernen sollte, sich in die Laune verschiedener Menschen aus allen Ständen zu finden, ohne sich merken zu lassen, wie viele Vorzüge er wirklich vor ihnen habe.

Er war ein Freund und Verehrer der Religion und zeigte dieß durch seine Handlungen sowohl, als durch häufige Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes. Er nahm jedesmal sein griechisches Testament mit in die Kirche. Mit hellem Geiste suchte er die Religion wieder zu ihrer ersten einfachen Gestalt zurück zu führen, und unterstützte mit hinreissenden Vorträgen jede Verbesserung kirchlicher Anstalten, die dahin abzweckte. Die Armen hatten an ihm einen Wohlthäter; viele erfuhren erst nach seinem Tode, daß er es war, der ihnen Unterhalt und Mittel zum Fortkommen zuwendete. In der großen Kunst, seine Zeit einzutheilen, war er Meister, und dadurch wurde es ihm eben möglich, so viel zu arbeiten. Jede Minute wurde weislich genutzt, jede Stunde hatte ihr bestimmtes Geschäft. Er hielt sich ein genaues Tagebuch, das er in französischer Sprache schrieb, und in welches er noch in seiner letzten Krankheit alle Recepte französisch eintrug. — Seiner Familie war er zärtlich ergeben, und vergnügte sich gern in ihrem Kreise. Keine Mühe war ihm zu groß, die er ihrentwegen nicht gern über sich nahm. Er erhöhte ihren Glanz dadurch, daß er ihr das Patronatrecht über die ansehnliche Pfarrey Kraftshof zuwendete, auf welches die Kressische Familie schon seit ungefähr 100 Jahren Ansprüche gemacht hatte. Eben so thätig und unermüdet war er auch für diejenigen, die sich einmal seinem Schutze und seiner Fürsprache anvertrauten.

Als Kunstkenner hatte er sich eine Gemähldesammlung angelegt, in der einige Stücke von großen Meistern befindlich waren. Als Schriftsteller ist er nun eben nicht bekannt, man müßte denn ein paar kleine Schrif-

ten dahin rechnen, allein das Verdienst eines Gelehrten wird man ihm wohl schwerlich absprechen können. Nach seinem Tode hat man verschiedene ausgearbeitete Schriften von ihm im Manuscript gefunden. Den Umgang mit Gelehrten suchte und schätzte er. Viele Jahre hindurch unterhielt er in seinem Hause eine wöchentliche Gesellschaft mit Gelehrten, welche die englische genannt wurde, weil man darinn englische Bücher las. Er beschloß sein thätiges Leben am 14ten März 1791, beweint von seinen Kindern und Freunden, und von manchem redlichen Bürger betrauert. Welche von beiden politischen Partheien, die seinige oder die seiner Gegner, die Wahrheit am richtigsten eingesehen, und die wirklich besten Mittel ergriffen habe, wird vielleicht die Zukunft entwickeln.

Johann Gottfried Reyger,

Bürgermeister in Danzig.

Die ehemalige Republik Danzig zählt Reygern unter ihre treflichsten Patrioten, unter ihre einsichtsvollesten Regenten in einer sehr gefahrvollen Periode. Er stammte aus einem Geschlechte, dessen Ahnen seit mehrern Menschenaltern sich zu Danzig in hohen Würden und Aemtern durch bewährte Treue und Rechtschaffenheit ausgezeichnet haben. Sein Vater war Bürgermeister, und der Sohn, von dem hier die Rede ist, wurde am 3. April 1725 gebohren. Er brachte seine erstern Vorbereitungsjahre in der Marienschule und auf dem akademischen Gymnasium in Danzig zu, und verließ dieses letztere nicht eher, als bis er bei schon reifendem Geiste sich in den Stand gesetzt hatte, mit Sicherheit seinen Hauptzweck zu verfolgen, und ein brauchbarer Rechtsgelehrter und Staatsmann zu werden. In dieser Absicht gieng er erst in seinem 23ten Jahre auf die Universität nach Leiden, und unternahm nach zweijährigem Aufenthalte daselbst eine Reise durch Holland, England, Frankreich und Deutschland.

Reyger wünschte, als er 1751 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, sich von allen höhern Ehren-

stellen entfernt zu halten, und lieber im Stillen Gutes zu wirken. Mancherlei Umstände vereitelten aber die Erfüllung seines Wunsches, und nachdem er mehr als einmal seine Wahl zu einer Staatsbedienung hintertrieben hatte, ließ er es endlich geschehen, daß er 1762 in das Kollegium der hundert Repräsentanten der Bürgerschaft gewählt wurde. Von der Zeit bekleidete er jedes Amt, das ihm übergeben wurde, mit seltener Redlichkeit und Treue. Aber nur die dringendsten Bitten des ganzen Senats und vieler einzelner Mitbürger konnten ihn bewegen, im Jahr 1780 die wichtige Stelle eines Bürgermeisters zu übernehmen.

Seine Gesinnungen gegen den vaterländischen Staat, zu dessen Verwaltung er sich einmal berufen sah, war ganz die treue Ergebenheit eines von Patriotismus belebten Republikaners, wie wir davon nur immer Beispiele in der Geschichte finden können. So zeigte er sich bei der Verwaltung der gewöhnlichen Aemter, die mit seiner Würde verbunden waren, besonders in dem Präsidium der Stadt, das er dreimal geführt hat, aber noch mehr durch willige Uebernehmung außerordentlicher Aufträge, wobei seine Thätigkeit wirklich alle Erwartung übertraf. Ganz vorzügliche Proben davon gab er in den Jahren 1783 bis 1787 und 1793; denn in diesen beiden bedenklichen Perioden, in welchen seine Vaterstadt von Preußischen Truppen streng blokirt wurde, und man mit dem Hofe in Berlin in Unterhandlungen stand, führte er nicht nur das Kriegspräsidium, sondern auch den Vorsitz in den für die öffentlichen Angelegenheiten ausgesetzten Deputationen, und war folglich mit neuen und ungewöhnlichen Geschäften ganz überhäuft.

Seine Weltklugheit und Menschenkenntniß machte, daß er sich auch in sehr bedenkliche Lagen zu schicken, und Zeit und Umstände zum Vortheile der guten Sache mit der gehörigen Wachsamkeit zu nützen verstand. Doch war er durch seine natürliche Gutmüthigkeit geneigt, andere Menschen, so lange es möglich war, für ehrlich zu halten und sie zu vertheidigen. Wurde er dann durch unredliche Heuchler hintergangen, so versetzte das seinem gefühlvollen Herzen eine tiefe Wunde, indem sich ihm ein neuer Grund aufgedrungen hatte, an Menschengüte Zweifler zu werden. Und doch machte ihn das für die Folge nicht leicht mißtrauischer gegen dieselben Personen, sobald sie nur einige Erkenntniß ihres Fehlers zeigten.

Allgemein anerkannt war seine strenge Unbestechbarkeit. Oefters sagte der fromme Mann im Zirkel der Seinigen: „Er suche seine Aemter so zu führen, daß sie ihn einst vor Gottes Richterstuhle würden vertreten müssen.“ Er schützte nicht blos den Unschuldigen und gab dem verkannten Verdienst den Vorzug, sondern auch gegen Personen, die ihn gröblich beleidigt hatten, war er unpartheiisch genug, ihren guten Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nichts machte ihm mehr Freude, als streitige Partheien durch gütlichen Vergleich zu vereinigen; wenn er aber auch strafte, so geschah es aus Gerechtigkeitsliebe, und deshalb wurde der Bestrafte selten dadurch sein Feind; so wie ihm hingegen alles Nachtragen nach dem vollzogenen Urtheile fremd blieb. Seine Entschließungen waren immer das Resultat kalter Ueberlegung nach durchdachten Grundsätzen, und blieben deswegen gemeiniglich unverändert; doch war er auch bereit, eine vielleicht zu harte Begegnung sogleich wieder

gut zu machen, wenn ihn sein lebhaftes Temperament etwa einmal im gemeinen Leben zu Aufwallungen des Zorns verleitet hatte.

Bei seiner großen Arbeitsamkeit kam ihm sein, sich bis auf Kleinigkeiten erstreckendes Gedächtniß, seine Leichtigkeit im Arbeiten und sein natürlicher Scharfblick in Geschäften, sehr zu statten; deswegen schätzte er auch diese Eigenschaften vorzüglich wieder an andern, und verlangte, mit eben der Pünktlichkeit von ihnen behandelt zu werden. Was er versprach, hielt er sicher, und seine Glaubwürdigkeit war erprobt, wie seine Verschwiegenheit. In und außer den Amtstagen stand sein Haus von früh bis an den späten Abend auch dem Geringsten offen, und da er ganz den öffentlichen Angelegenheiten lebte, so entsagte er bei den, mit jedem Jahre wachsenden Geschäften fast allen gesellschaftlichen Vergnügungen, und war daher auch zu jeder Zeit in seinem Hause zu finden. Er rechnete dieses so sehr zu seiner Pflicht, daß er in den letzten 20 Jahren es sich nicht verstattete, nach dem Beispiel seiner Kollegen, seine verschiedenen Landhäuser zu bewohnen, ungeachtet sie nur in geringer Entfernung von der Stadt lagen; ja in den letzten 10 Jahren hat er sie kaum durch Besuche von wenigen Stunden benutzt. Selbst bei geringern Krankheiten wohnte er noch den Rathssessionen und den Geschäften, die in seinem Hause verrichtet wurden, unausgesetzt bei.

Er hörte jeden, der etwas zu suchen hatte, selbst an, sprach als Freund und Rathgeber mit seinen Mitbürgern. Wurde ein von ihm gegebener Rath nicht pünktlich befolgt, so beleidigte ihn das nicht, und er ließ sich ein andersmal wieder bereitwillig finden, auf Erfordern seine

Mei-

Meinung mitzutheilen; denn er ehrte die natürlich Freiheit eines jeden, und wollte in Fällen, wo er nicht als Obrigkeit einen Ausspruch that, niemanden durch seine Urtheile binden. Er sprach dann mit einer gewissen Herzlichkeit und Innigkeit, die sich durch Händedruck, Klopfen auf die Schultern ꝛc. ꝛc. äußerte. Er war ein erklärter Feind alles Pompes und Stolzes, und des großen Abstandes, in welchem andere Männer seines Ranges sich oft von den geringern Ständen zu halten strebten; und so wichtig er für seine Republik in der That war, so vermied er doch in allen seinen Unternehmungen nichts so sorgfältig, als den Schein der Wichtigkeit. Diese ächte Popularität bewirkte nun gegenseitig, daß die Herzen aller Bürger an ihm hiengen, und daß sie ihn oft ausschließlich ihren Bürgermeister nannten. Er besaß überhaupt die bei Geschäftsmännern so seltene Gabe, daß ihm trotz der überhäuftesten Arbeiten stets die froheste Laune zu Gebote stand, daß er jeden Kummer und jede Sorge vergaß, sobald er in die Gesellschaft trat, und eben dadurch alles um sich her erheiterte. Daher hiengen sogar die Kinder an ihm, weil er sich in ihre einfachen Spiele zu mischen und mit ihnen vorzüglich gern zu scherzen pflegte. Kam er mit jüngern Personen zusammen, so war er kein einseitiger Lobredner der vergangenen Zeit; er tadelte das Unschickliche und Geschmackwidrige des vorigen Zeitalters, und erkannte gern das Zweckmäßige an manchen neuen Einrichtungen. Selbst in seiner Kleidung richtete er sich, ohne ein Anhänger der neuesten Mode zu seyn, nach der jedesmaligen Sitte. Mit der Literatur seines Zeitalters hielt er durch überlegte Auswahl der nützlichsten Lectüre gleichen

Schritt, und selbst die Aufklärungen der Philosophie entgiengen ihm nicht. Viele seiner Erholungsstunden waren dem Nachdenken über sich und dem Gange der Vorsehung mit sich und andern gewidmet.

Die widrigen Schicksale, die Danzig in den neuesten Zeiten trafen, zerrissen dem Patrioten das Herz. Wenn eine so wichtige Regierungsveränderung, als diese Republik erfuhr, im Allgemeinen auch wirklich zum Vortheil derselben ausschlagen sollte, so wird doch niemand leugnen, daß sie mit großen Aufopferungen vieler Einzelnen verbunden ist. Der von Jugend auf an diese Ordnung der Dinge gewöhnte, thätige Patriot sieht daher eine solche Katastrophe gewissermaßen für den politischen Tod seines Staats, und wenn er von lebhaften Empfindungen ist, halb für seinen eigenen an. Zu diesem Kummer im Allgemeinen kamen noch die übermäßigen Anstrengungen, die ihm das letzte Jahr seiner Amtsverwaltung (1793) verursachte. Mannichfaltige Verdrießlichkeiten stürmten auf ihn ein, und als die Oberherrschaft an Preußen übergieng, suchte er seine Entlassung. Der schnelle Uebergang von Anstrengung zur Ruhe wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit. Die ersten vier Tage nach seiner Entlassung war er ungewöhnlich froh und heiter; am fünften überfiel ihn ein gallichtes Faulfieber, und am siebenten war er eine Leiche. Sein Leichenbegängniß, obgleich früh Morgens und ohne allen Prunk veranstaltet, zeigte doch durch die freiwillig sich anschließenden Bürger, daß man einen Patrioten begrub, auf den so viele mit Dankbarkeit und Hofnung hingesehen hatten.

Andreas Graf von Ostermann.

Russisch kaiserlicher Staatsminister.

Kein Reich ist im 18ten Jahrhundert so fruchtbar an Regierungs-Revolutionen gewesen, als das russische, und nirgends haben sich so viele unbekannte Menschen, besonders Ausländer, aus dem Staube zu den ersten Würden des Staats emporgeschwungen, als in Rußland. Aber nur wenige wußten sich auf der schwindelnden Höhe zu erhalten. Viele von ihnen sanken, durch eigene Schuld oder durch Kabale gestürzt, in den Abgrund des Verderbens hinab, und endigten ihr Leben im Elend. Ostermann gehört in die Klasse dieser Unglücklichen, der sein hartes Schicksal nicht verdiente.

Er wurde in dem Städtchen Bockum in der Grafschaft Mark in Westphalen gebohren; sein Vater war evangelisch-lutherischer Prediger daselbst. Er bekam in der Taufe den Namen Heinrich Johann Friedrich, die er in der Folge in Rußland gegen den Namen Andreas umtauschte, weil die Russen ihn denjenigen beilegen, die Heinrich heißen. Seine Erziehung war sorgfältig, und daß der Vater sich ernstlich bemüht habe, die Fähigkeiten seines Sohnes auszubilden, hat die

Folge gelehrt. Dieser kam im Jünglingsalter nach Jena, um hier seine wissenschaftliche Ausbildung weiter zu verfolgen; aber ein trauriger Zufall änderte unvermuthet seine Plane und sein Schicksal. Er hatte das Unglück, im Duell einen Studenten zu erstechen, mußte fliehen, und verbarg sich in Holland vor den Verfolgungen der Gerechtigkeit. In Amsterdam lernte ihn im Jahr 1704 der russische Admiral Cruys kennen, faßte Zutrauen zu ihm, machte ihn zu seinem Secretair, und nahm ihn mit sich nach Rußland.

Als ein Mann von Genie, der viel Kenntnisse besaß, konnte Ostermann dem Czaar Peter, der die Ausländer schätzte, nicht lange verborgen bleiben. Er war kaum zwei Jahre in Rußland gewesen, als er schon die russische Sprache mit Fertigkeit sprach. Einst stattete er in derselben dem Czaar einen weitläuftigen und deutlichen Bericht ab, welches dem Monarchen so wohl gefiel, daß er ihn von dem Tage an in die Kanzlei nahm, und weil er seine Treue und Geschicklichkeit aus vielfältigen Proben erkannte, so erhöhte er nicht nur von Zeit zu Zeit seine Ehrenämter und Besoldungen, sondern vertraute ihm auch Geheimnisse von großer Wichtigkeit. „Nie habe Ostermann etwas versehen oder schlecht gethan, sagte der Czaar einst öffentlich von ihm. Wenn er ihm aufgäbe, etwas entweder in deutscher, französischer oder lateinischer Sprache zu entwerfen, und an auswärtige Höfe oder an seine bei denselben befindlichen Minister zu schicken, so müßte er es zuerst in russischer Sprache aufsetzen, um daraus wahrzunehmen, ob er die rechte Meinung getroffen. Und auch hier habe er seine Sache immer aufs B[illegible] gemacht.“

Ostermann leistete wirklich dem Monarchen, der seine Talente so schätzte, im Krieg und Frieden die wichtigsten Dienste. Als der Czaar 1711 in die Moldau mit seinem Kriegsheere eindrang, war auch Ostermann als ein Glied in der Kanzlei der auswärtigen Staatssachen bei ihm, und als das russische Heer sich bei dem Flusse Pruth von der äusserst zahlreichen türkischen Armee ohne alle Rettung umgeben sah, wurde er von dem Czaar mit dem Vicekanzler Schaffirof an den türkischen Großvezier gesandt, um einen Frieden zwischen Rußland und der ottomannischen Pforte zu schließen, welcher dem Großvezier bald nachher das Leben kostete. Die Friedensunterhandlungen, welche der Czaar von 1718 bis 1721 mit Schweden pflog, giengen hauptsächlich durch Ostermanns Hände, und waren sein Werk, ungeachtet der General-Feldzeugmeister von Bruce der erste Czaarische Bevollmächtigte war. Bei dem Nystädtischen Friedensschlusse (1712) war Ostermann wirklicher geheimer Kanzleyrath. Der Czaar hatte ihm hunderttausend Stück Speciesducaten mitgegeben, um die schwedischen Minister auch durch Geschenke willig zu machen, den Frieden auf die von Rußland verlangte Weise zu Stande zu bringen. Ostermann wußte, wie viel sein Regent von einer guten Oekonomie hielt, und sah auch der schwedischen Minister Dürftigkeit um jene Zeit; er gieng also mit den ihm anvertrauten Dukaten so sparsam und klug um, daß er mit zehen tausend Stück die Absicht seines Monarchen erreichte, und diesem neunzig tausend Stück zurückbrachte. Bei den großen Feierlichkeiten, welche wegen des Nystädter Friedens angestellt wurden, machte der nunmehrige Kaiser Peter unsern

Ostermann zum Baron, und schenkte ihm auch ein ansehnliches Gut.

Von dieser Zeit an schwang sich Ostermann am russischen Hofe immer höher und besorgte bei allen Regierungsveränderungen die auswärtigen Angelegenheiten, die ihm anvertraut wurden, mit seltener Einsicht und dem besten Erfolg. Peter empfahl ihn noch in der Nähe des Todes, als einen für das Reich unentbehrlichen Mann, und Katharina I. erhob ihn (1725) zum Reichs-Vicekanzler und wirklichen geheimen Rath. Bei öffentlichen Decreten und Depeschen unterschrieb er meistens in der Kaiserinn Namen, da Katharina selbst nicht schreiben konnte; aber sein Einfluß wurde bald sehr vermindert, da Menzikof das Vertrauen der Monarchin ganz besaß, und in ihrem Namen unumschränkt regierte. Dennoch wußte er sich durch seine Klugheit zu erhalten, und schwang sich nach Katharinens Tode und Menzikofs Sturz bis zur Würde eines geheimen Kabinetsministers. Die meisten auswärtigen Angelegenheiten stunden unter seiner Leitung, er wurde mit seinen Nachkommen in den russischen Grafenstand erhoben, und 1740 ernannte man ihn zum Großadmiral von Rußland. Jetzt war er aber unvermuthet am Ziel seiner glänzenden Laufbahn. Die Prinzessin Elisabeth, Peters Tochter, schwang sich durch eine schlau angelegte Revolution auf den Thron, und die Günstlinge der vorigen Regierung fielen. Ostermann wurde sogleich gefangen genommen, aller seiner Güter beraubt und zum Rade verurtheilt. Auf einem schlechten Schlitten wurde er zum Richtplatze geführt, und hier wurde ihm angekündigt, daß die Kaiserin seine Strafe gemildert, und

in die Enthauptung verwandelt habe. Schon hob der Scharfrichter das Beil, als ihm Gnade! zugerufen wurde. Man brachte ihn in sein Gefängniß zurück, und führte ihn bald darauf nach Beresowa am Ausflusse des Oby, in Sibirien. Hier lebte er mit Menzikof an einem Orte, bis ihn im Jahr 1745 das Elend tödtete. Seine beiden Söhne, die in Petersburg zurückgeblieben, waren von der Garde, bei der sie dienten, als Kapitains bei den Feldregimentern angestellt worden.

Friedrich der Große urtheilt von Ostermann so: „Die Erfahrung hatte unter Peter I. einen Mann gebildet, der dazu gemacht war, die Regierungslast unter den Nachfolgern dieses Regenten zu tragen. Dieß war der Graf Ostermann. Als ein geschickter Steuermann lenkte er stets sicher das Staatsruder während der Stürme der Revolutionen. Er war in Westphalen von niedrigen Eltern gebohren — allein die Natur vertheilt ihre Gaben ohne Rücksicht auf Stammtafeln.“

Jakob Necker.

Französischer Finanzminister.

Necker war der Sohn eines Professors zu Genf, der ihm eine sehr gute Erziehung gab; gebohren wurde er im Jahr 1732. Schon in seinen Kinderjahren zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus, und gewann auf der Schule sehr oft den Preis. Noch sehr jung kam er in das Handlungshaus seines Onkels Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Bankier Thelusson, mit einem sehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war fleißig und rechnete vortreflich. Durch diese Eigenschaften erhob er sich zu der Stelle des ersten Handlungsbedienten seines Herrn, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überließen. Bei seiner ökonomischen Art zu leben, bei der Menge und dem glücklichen Fortgang seiner Geschäfte nahm sein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahr 1765 heurathete er die Tochter eines schweizerischen Landpredigers Curchod, eine Dame von feinem Verstand und vortreflichen Herzen. Von dem beständigen Rechnen und Geldzählen abgemattet, las Necker des Abends gute Schriften, und machte selbst kleine Aufsätze, in denen er seinen Styl nach großen Mustern bildete.

Als die französische Akademie einen Preis auf die beste Lobrede auf Colbert setzte, erhielt Necker 1773 den Sieg, und seine Schrift erwarb ihm eine Menge Bewunderer. Bald nachher schrieb er eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden, und von der Zeit an hielt man ihn für den ersten spekulativen Bankier in Frankreich.

Der Herzog von Orleans suchte bald darauf seine Gesellschaft, und bahnte ihm den Weg zur Stelle eines Finanzministers. Kaum war Necker an dieser Stelle, als er die Bankiers und die Generalpächter von allen Seiten einschränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidigt, und nun rächte er sich. Dieß konnte niemand besser thun als er, dem alle ihre Schliche bekannt waren. Das Publikum billigte seine Maasregeln, und er hatte das Vergnügen, sich beklatscht zu sehen, indem er nichts weiter als seine Privatrache befriedigte. Er wiederholte aber zu gleicher Zeit so oft, daß er großmüthig, uneigennützig und blos zum Besten des Staats arbeitete, daß endlich niemand mehr daran zweifelte.

Neckers Seele war keine von den großen, vielumfassenden, entfernte Folgen zum voraus berechnenden, zur Herrschaft über andere geschaffenen Seelen. Zum Herrscher fehlte es ihm an Menschenkenntniß. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden. Die Erhebung machte ihn stolz. Seine Eitelkeit, seine Prahlerei, seine eingebildete Größe und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm selbst her-

kamen, herabsah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich; um so viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerschrockenheit besaß, die den Mann von Welt so vorzüglich charakterisirt. Er strebte Ordnung in die Finanzen zu bringen, hielt richtige Rechnungen über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kasse war, so gab er es, so lange es entbehrt werden konnte, auf Zinsen aus. Als Bankier war er gewohnt, jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verlust zu machen. Das that er nun auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte Compte: rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that, weil man damals noch nicht wußte, was jetzt bekannt ist: daß die Rechnung unrichtig war.

Durch öffentliche Lobpreisungen schwindelnd gemacht hielt sich Necker nun für einen großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er glaubte alles zu können und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaale der Königin unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe. Diese Forderungen brachten ihn um seine Stelle.

Nach seiner Entlassung gieng er in die Schweiz, und kaufte die Baronie Coppet in einer reitzenden Gegend am Genfersee. Hier schrieb er sein Werk: über den Einfluß religiöser Meinungen; eine Schrift, die man mit Vergnügen liest, auch dann, wenn man mit dem Verfasser über das Resultat seiner Untersuchungen nicht einverstanden ist. Er blieb in seiner Einsamkeit, bis man in Frankreich seine Zurückberu-

fung in vollem Ernst verlangte. Er weigerte sich anfangs zwar, nahm jedoch auf wiederholtes Ansuchen den Ruf an, und wurde zum zweitenmal Finanzminister.

Gleich nach seiner Ankunft in Paris veranlaßte er, daß die Stände zusammen berufen wurden, weil, wie er glaubte, dieß jetzt noch das einzige Mittel sey, den Staat zu retten. Es geschah, und Necker hielt eine Rede an die versammelten Reichsstände, die begierig erwartet wurde, aber den Erwartungen gar nicht entsprach, weil man seine Vorschläge nicht passend fand, und weil die Schwäche der Regierung und des Finanzministers überall durchzublicken schien. Seinen Versprechungen traute man nicht, weil sie zu groß waren, als daß sie hätten erfüllt werden können. Schnell verlor er nun einen großen Theil seines Ansehens, und nur kurze Zeit konnte er sich in seinem Posten erhalten. Er erhielt bald wieder Befehl, das Königreich zu verlassen, und mit ihm erhielten zugleich die bisherigen Minister Montmorin, de la Lucerne und St. Prieſt ihren Abschied.

Necker reiste sogleich ab. Als sich aber das Gerücht von seiner Entfernung verbreitete, war ein allgemeines Schrecken die Folge davon. Fast alle Gemüther waren gleich wieder für ihn gestimmt, und man mishandelte sogar diejenigen, welche die erste Nachricht von seiner Abreise ins Palais Royal brachten. Kaum hatte also der Exminister Paris verlassen, als man schon wieder von seiner abermaligen Zurückberufung sprach, und sie im Konvent verlangte. Der König sah sich gleichsam gezwungen, den Bitten, die wahre Foderungen wurden, nachzugeben, und Neckers Zu-

rückberufung zu bewerkstelligen. Er schrieb deshalb selbst an ihn, und diesem Briefe legte die National-Versammlung ein schmeichelhaftes Schreiben bei. Dieser Einladung konnte Necker nicht widerstehen, und am 27. Jul. 1789 zeigte er der National-Versammlung seine nahe Ankunft an. Die Ablesung seines Schreibens wurde mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen und mit unausgesetztem Beifallklatschen angehört. Seine Rückreise war ein ununterbrochener Triumph; von Basel bis nach Versailles war die Strasse ganz mit Volk besetzt, welches ihn als den Schutzgott Frankreichs empfieng, und ihn mit Zurufen und Glückwünschen begleitete.

Als Necker in Paris ankam, gieng ihm die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge Volks, entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte sich um seinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geschrei: „Hoch lebe die Nation! hoch lebe Necker!“ So gieng es fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe desselben kamen ihm 12 Rathsherren entgegen, um ihn zu empfangen. Als er in den Saal trat, war das Beifallklatschen und Beifallgeschrei über alle Beschreibung groß. Necker hielt eine Rede an die Versammlung, die ihm der Präsident beantwortete. Er wollte den Enthusiasmus, worinn die Versammlung gerathen zu seyn schien, nützen, und bat für seinen im Arrest liegenden Landsmann Besenval; der Konvent bewilligte die Bitte, allein bei dem Volke erregte es den lautesten Unwillen. Es sah diese Begnadigung als einen Eingriff in seine Rechte an, und schrie fast unaufhörlich: Necker, Necker, wir wollen Neckern

sehen.“ Er war genöthiget, sich dem Volke zu zeigen, um es nur einigermaßen wieder zu beruhigen; mit der Nationalkokarde am Huth stellte er sich an ein Fenster, und sprach, so viel es der Lärm gestattete. Gleich erhob sich ein Freudengeschrei und Vivatrufen, das beinahe ohne Aufhören war, und er zog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick so vieler tausend Menschen verschafte, die ihm alle zuriefen, daß er ein großer Mann und der Schutzengel Frankreichs sey. Allein der Triumph währte nicht lange. Der Pöbel murrte von neuem, und beklagte sich über die von Necker zugestandene Befreiung Besenvals. Man war unzufrieden über den Minister, daß er die Befreiung Besenvals verlangt hatte; man machte seine Gesinnungen verdächtig, und die Ruhe wurde nicht eher wieder hergestellt, bis die Befreiung Besenvals widerrufen wurde.

Nun fühlte es Necker, wie sehr er die Gunst des Volks verloren hatte, und sah es schon im voraus, daß er sich in seinem Posten abermals nicht würde halten können. Er bat daher im September 1790 um Urlaub, um, wie er vorgab, seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, aber im eigentlichen Sinn, um nie wiederzukommen. Der Urlaub wurde bewilliget, und so entgieng Necker dem Beile der Guillotine, welches ihm wahrscheinlich zu Theil geworden wäre. Er reiste wieder auf sein Gut Coppet, wo er seit dieser Zeit in philosophischer Ruhe lebte, und sich zur Erholung mit der Schriftstellerey beschäftigte. Im Jahr 1796 gab er ein Werk in 4 Bänden über die französische Revolution heraus, welches aber bei keiner Par-

thel viel Beifall fand. Seine irdische Laufbahn endigte sich am 9ten April 1804.

Necker war von mittlerer Größe, aber von starkem Körperbau. Seine Manieren hatten etwas Rauhes; in seinen Audienzen begegnete er den Leuten verächtlicht und oft spöttisch. Aber ein ganz anderes Betragen beobachtete er gegen jene, deren Einfluß auf die große Welt ihn bewog, behutsam gegen sie zu seyn, und die Kunst, die er in diesen Umständen anwendete, war eines seiner wirksamsten Mittel, um die Köpfe zu erhitzen, und sich Anhänger, die ihn vergötterten, zu verschaffen.

Graf Clermont-Tonnere,

Mitglied der National-Versammlung zu Paris.

Geburt und Talente machen diesen Grafen zu einem merkwürdigen Mann, und sein kläglicher Tod erfüllt jedes fühlende Herz mit Wehmuth. Er war ein Sohn des berühmten Marschalls von Frankreich, Herzog Clermont-Tonnere, und wurde im Jahr 1755 gebohren. Seine Jugendjahre widmete er dem Studium der schönen Wissenschaften, und in jedem Cirkel genoß er die Achtung und den ungetheilten Beifall, den ein Mann von einer so einnehmenden Gestalt, und von einem so gebildeten Geist, als er besaß, nicht verfehlen konnte.

Die junge Marquise von Soran, mit welcher sich Clermont-Tonnere vermählte, brachte ihm ein ansehnliches Heirathsgut mit. Obgleich seine Familie zu dem Hofadel gehörte, und er selbst vom Hofe eine ansehnliche Pension zog, so hielt ihn dieß doch nicht ab, beim Ausbruche der Revolution sich zu der dem Hofe entgegen wirkenden Parthey zu schlagen, und noch vor der Zusammenberufung der Generalstände zu ihrem Besten einige Schriften heraus zu geben, die eben sowohl wegen ihres kühnen Tones, als durch die Eleganz des Ausdrucks gefielen. Dieses und sein sonst häufig erwiesener

warmer Eifer für eine neue Ordnung der Dinge hatte die Folge, daß er von der Wahlversammlung des Pariser Adels zu ihrem Präsidenten und dann zum Deputirten der konstituirenden National-Versammlung erwählt wurde.

Als die verschiedenen Stände noch getrennt waren, und wegen des Votirens sowohl, als wegen der Vorrechte in heftigen Streit geriethen, schlug sich Clermont-Tonnere auf die Seite des dritten Standes, als welcher nur Eine Kammer und das Votiren nach den Köpfen verlangte, und Clermont war unter den 27 Mitgliedern, die unter Anführung des Herzogs von Orleans am 25. Jun. 1789 sich mit dem dritten Stande freiwillig vereinigten. Als Mitglied des Konstitutionsausschusses hatte er mit mehrern den Plan: das System von zwei Kammern einzuführen, wobei die National-Versammlung periodisch zusammen berufen und ein bleibender Senat errichtet worden wäre, der dieselbe in ihrer Abwesenheit vorstellen sollte. Der Erfolg krönte nicht seine Erwartung. Vermöge seines sanften Charakters und seiner Rechtschaffenheit konnte er während der kämpfenden Partheysucht der sogenannten rechten und linken Seite in der National-Versammlung sich nur zu denen halten, welche die Sprache der Mäßigung redeten und unter seinem Panier sich die Unpartheiischen nannten. Man hat in dieser Rücksicht noch die schönen Worte von ihm aufbehalten, die er einst in Beziehung auf beide Partheyen in der National-Versammlung sagte: „Weder hier noch dort ist Wahrheit; wir müssen sie suchen.“

Als das Jagen und Treiben des Jakobinerklubbs nach einer republikanischen Regierungs-Form immer

sich-

sichtbarer wurde, so brachten ihn seine Grundsätze von der eingeschränkten Monarchie auf den Gedanken, einen monarchischen Klubb zu stiften, welches ihm den Haß der Jakobiner zuzog, die ihn denn bald unter ihre prädestinirten Schlachtopfer setzten.

Nachdem die constituirende Versammlung aus einander gegangen und der monarchische Klubb aufgelößt worden war, zog sich Clermont-Tonnere in die ländliche Einsamkeit seiner Güter zurück, von welchen er bisweilen nach Paris reiste, wo er jedoch bei den Jakobinern und ihrem Publikum für einen heimlichen Aristokraten galt. Jeder, der mit den Greueln der französischen Revolution nur einigermassen bekannt ist, erinnert sich noch der Abscheulichkeiten des 10ten Augusts 1792, an welchem die Wuth der siegenden Parthey fast alle Grenzen überschritt; wo sie, noch nicht genug gesättigt in dem Blute der braven Schweizer, die als Opfer der Revolution dieses Tages und ihrer Treue fielen, ihre Frevelhände auch an andere schuldlose Menschen legte oder doch gern gelegt hätte; wo Roussillon, ein Kanonier aus der Vorstadt St. Marceau, mit seinem Trupp kaum noch von einigen Mitgliedern der National-Versammlung zurück gehalten werden konnte, daß er nicht selbst in den Saal der Versammlung stürzte, und hier seinen Blutdurst in der Ermordung des Königs und seiner Familie stillte; wo mehrere Anhänger des Hofes und Freunde der Monarchie oder antijakobinischen Grundsätze ihr Leben verloren.

Unter den Opfern dieses fürchterlichen Tages fiel auch Clermont-Tonnere. Er war gerade in Paris,

und indem er Vormittags über die Boulevards ausgieng, ward er von einem Schwarme Pikenmännern für verdächtig erkannt und nach einer Wache geführt. Hier erklärte er laut seine Unschuld, daß er weder mit den aristokratischen Klubbs, noch mit den Emigrirten in Verbindung stehe; er übergab zugleich die Schlüssel, um seine Papiere in seiner Wohnung durchsuchen zu lassen. Als man hier keinen Beweis gegen ihn fand, erlaubte man ihm die Wachtstube wieder zu verlassen. Ein junger Nationalgarde faßt ihn zugleich beim Arme, und erbietet sich, ihn nach Hause zu begleiten. Sie kommen beim Herausgehen auf die Strasse unter einen Haufen von Leuten, die nach einem neuen Schlachtopfer lechzten. Ein Bösewicht, der als Koch bei Clermont-Tonnere in Diensten gestanden hatte, und fortgejagt worden war, stößt ihm rachgierig seine Pike in den Leib.

Clermont-Tonnere sank, ohne einen Laut, an der Seite seines Begleiters, der ihn vergebens mit seinem Gewehr zu schützen sich bemühte, und das Ungeheuer fiel über den Leichnam her, und hieb ihm den Kopf ab. Dieß war das tragische Ende eines Mannes, der es mit seinem Vaterlande redlich meinte. Seine rührende, obgleich nicht hinreissende Beredsamkeit, gab ihm einen Platz unter den geistreichsten Rednern der konstituirenden Versammlung, und er hat auch seine Reden drucken lassen. Er erwarb sich durch seinen Patriotismus den Namen eines tugendhaften Bürgers, und Frankreich verlor durch den an ihm begangenen Mord einen der redlichsten Vertheidiger der Wahrheit.

John Wilkes.

Schatzmeister von London.

Wilkes wurde am 17ten October 1727 in London gebohren. Er war der Sohn eines reichen Brandweinbrenners, der auf einem sehr glänzenden Fuße lebte, mit Sechsen fuhr, und seine Freunde oft köstlich bewirthete. Da der Knabe sehr viel Talent verrieth, so sollte er die Rechte studieren, und wurde in dieser Absicht nach Leiden geschickt. Hier verdankte er seine Bildung mehr sich selbst als den Lehrstunden, die er besuchte. Durch eignen Fleiß wurde er vorzüglich mit den lateinischen Klassikern bekannt, ungeachtet er gar kein Fremdling in den griechischen war, und durchs ganze Leben blieben die unsterblichen Schriften der Alten seine Lieblingslektüre. Mit diesen Kenntnissen verband er seine Sitten, eine unversiegbare Laune und die innigste Bekanntschaft mit den Schätzen seiner Muttersprache. Die letztere hatte er sich ganz durch eignen Fleiß und unermüdete Aufmerksamkeit erworben.

Aus Leiden machte er eine Reise durch Holland, die östreichischen Niederlande und einen Theil Deutschlands, und als er 1749 nach London zurück gekommen war, fesselte er ein reiches Frauenzimmer, ehlichte sie, trennte

sich aber nach wenig Jahren von ihr, weil sie kein Wohlgefallen an dem wüsten und verschwenderischen Leben fand, das er jetzt führte. Von Natur war er kein böser Mensch, aber der Umgang mit einigen reichen Wollüstlingen verdarb ihn.

Im Jahr 1757 brachte er es dahin, daß ihn die Stadt Aylesbury zu ihren Stellvertreter im Parlamente wählte. Das kostete ihn 7000 Pfund, ob er gleich seinen Sitz nicht mehr als 3 Jahre behalten konnte; er kam schon jetzt in ökonomische Verlegenheiten, die sein ausschweifendes Leben vergrößerte. Als Parlementar hatte er indessen Gelegenheit, die Anzahl seiner Freunde zu vermehren. Graf Temple wurde besonders sein Gönner und verhalf ihm zu den Posten eines Obristlieutenants in der Miliz der Grafschaft Budingham. Die neue Repräsentantenwahl für Aylesbury kostete ihn wieder viel Geld. Als Parlementsglied mußte er auf einem Fuße leben, wozu sein Vermögen nicht hinreichte, so daß seine Schulden von einem Jahre zum andern wuchsen. Deshalb sah er sich sehr ernstlich nach einem Posten im Staate um, durch den er sich wieder erholen könnte. Er wünschte besonders Gesandter in Konstantinopel zu werden, weil dort seine Gläubiger nicht im Stande waren, ihn zu belästigen: aber der damalige Staatssecretair Lord Bute war ihm darinn immer entgegen. Dieß brachte ihn natürlich sehr auf, und er ließ deswegen keine Gelegenheit ungenutzt, Bute's verkehrte Ministerstreiche dem öffentlichen Tadel Preis zu geben.

Wilkes schrieb etwas über den spanischen Krieg, das gut aufgenommen wurde: aber ungemeines Aufse-

Hen machte 1763 eine satirische Dedikation an Lord Bute, die im North Briton erschien. Als sich nemlich Bute an die Spitze der Schatzkammer stellte, (den 29ten May 1762), nahm er mehrere Gelehrte in Sold, die seine Maasregeln rechtfertigen sollten. Hätten sie sich blos hierauf eingeschränkt, so würde man sie nicht gestört haben; aber sie schienen gemiethet, die Minister des verstorbenen Königs, Georgs II, zu verunglimpfen. Noch an dem Tage, wo Lord Bute seinen Posten antrat, kam die erste Nummer einer politischen Wochenschrift unter dem Titel The Briton heraus. Es war voraus zu sehen, daß ein anerkanntes verleumderisches Ministerialblatt Gegner erregen mußte: wirklich blieben sie nicht aus. Wilkes, der mit den Exministern in Verbindung stand, konnte es nicht gelassen ansehen, daß seine Freunde von Lord Bute's Söldnern so unwürdig behandelt wurden. Er beschloß sogleich ein Gegenblatt, der North Briton heraus zu geben, und schrieb es mit so viel Witz und Anzüglichkeit, daß es gleich vom Anfange stark gelesen wurde. Das 45ste Stück dieser periodischen Schrift aber verschafte seinem Verfasser die größte Celebrität, und machte ihn zum Liebling der Nation, die ihn von der Zeit an schwärmerisch anhing, weil es ihn als die Stütze seiner Freiheit betrachtete.

Als der König 1763 in einer Rede vom Thron, die von den Ministern verfertigt war, dem Parlement den Frieden verkündigte, bediente er sich des Ausdrucks: Nachdem ich mit Einstimmung meines guten Bruders, des Königs von Preußen den Frieden geschlossen habe, u. s. w. Man wußte wohl, daß diese Einstimmung

ungegründet war, aber nur Wilkes wagte es, dies in seiner Schrift (North Briton N. 45) eine Lüge zu nennen. Bute bediente sich des Vorwandes, daß der König persönlich angegriffen wäre, und ließ Wilkes nach dem Tower bringen. Solche Verhaftnehmungen hatten sich schon vorher englische Minister bei außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, wenn nemlich von Hochverrath die Rede war. Die Gesetzmäßigkeit dieser Macht wurde in dem Proceß des Wilkes untersucht und bestimmt, der wenig Tage nach der Arretirung vor sich gieng. Ganz England war dabei interessirt, da es hier auf die Rechte eines jeden Engländers ankam. Die größten Rechtsgelehrten des Königreichs erkannten seine Verhaftung für ungerecht, er wurde losgesprochen, und die beiden Minister, welche den Verhaftsbefehl unterzeichnet hatten, mußten eine Geldstrafe von 5000 Pfund Sterling bezahlen.

Man war so weit gegangen, seine Papiere zu durchsuchen, weshalb Wilkes nach seiner Loslassung zum Oberfriedensrichter gieng, die Minister als Räuber anklagte, die sein Haus spolirt hätten, und einen Kriminal-Verhaftsbrief wider sie verlangte. Dieß Gesuch wurde zwar abgeschlagen, allein die Kühnheit des Schritts machte ihm Ehre. Einige bei ihm gefundene Papiere veranlaßten indessen seine mächtigen Feinde, einen Proceß gegen ihn anzuspinnen, dem er sich nicht unterziehen wollte, und deshalb England verließ. Er hielt sich einige Jahre in Frankreich und Italien auf, während welcher Zeit er als nicht erscheinend verdammt, und sein Name durch die dem Hofe ergebene Majorität in der Parlementsliste ausgestrichen wurde. Der Geld-

mangel und seine ausländischen Gläubiger trieben ihn endlich nach England zurück. Er stellte sich selbst vor Gericht, und unterwarf sich gutwillig dem Urtheil eines zweijährigen Gefängnisses in der King's Bench.

Von dem Augenblicke, da Wilkes verhaftet wurde, versammelte sich täglich eine Menge Volks, aus Neugier ihn zu sehen. Es entstanden bedenkliche Tumulte, und wahrscheinlich würde der Pöbel das ungeheure Gebäude, in welchem sein Liebling eingesperrt war, der Erde gleich gemacht haben, wenn nicht dieser es selbst zu verhüten bemüht gewesen wäre. Da der Auflauf des Volkes nicht nachließ, wurden Soldaten gesandt, es floß von beiden Seiten Blut, und mehrere verloren ihr Leben. Fortdaurend wurde der Gefangene von vielen angesehenen und verdienstvollen Personen besucht, die ihm ihre Dienste anboten. Da er sich in sehr eingeschränkten Geldumständen befand, so schoßen seine Freunde zusammen, und eine patriotische Gesellschaft bezahlte sogar seine beträchtlichen engländischen Schulden. Eine sehr ehrenvolle Auszeichnung, die ihm noch im Gefängnisse wiederfuhr, bestund darinn, daß er zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex erwählt wurde.

Wilkes hätte leicht ein Catilina werden können, wenn er nur gewollt hätte. Dieß zeigte sich sehr deutlich bei seiner Loslassung im Jahr 1770. Mehrmals erklärte man ihn für unfähig, im Parlemente zu sitzen, und immer beharrten die Wähler bei ihrem Entschlusse. Von Hunderttausenden begleitet hätte er ohne Zweifel seinen Sitz mit Gewalt einnehmen und behaupten können: aber er wich allen gewaltsamen Maaßregeln aus, und hatte dafür die Genugthuung, im Jahr 1774 zum

Lord-Major von London ernannt zu werden. War gleich sein Ehrgeiz hierdurch befriedigt, so war doch der Hauptttheil seines Entwurfs, Reichthum, noch zurück. Auch hierinn glückte es ihm, da er 1778 den überaus einträglichen Posten als Kämmerer oder Schatzmeister von London erhielt. Diese Stelle ist auf lebenslang, und befriedigte alle Wünsche des enthusiastischen Patrioten, der die Rechte und Freiheiten seines Vaterlandes mit Kühnheit und unerschütterlichem Muth vertheidigte. Die Eigenschaften, die er bei vielen Gelegenheiten erpröbte, sind: viel Verstand, eine große Kenntniß der Rechte seines Landes, Muth, Entschlossenheit und eine unbesiegende Standhaftigkeit.

Die Liebe, mit der er zeitlebens die klassischen Werke des Alterthums las, veranlaßte ihn noch im hohen Alter zu einer bemerkenswerthen Unternehmung. Er ließ 1788 eine sehr schöne und ganz druckfehlerlose Ausgabe des Catulls drucken: es wurden nur 103 Exemplare abgezogen, die er an seine Freunde und an berühmte Männer verschenkte; 1789 und 1790 ließ er mit gleicher Schönheit 103 Exemplare von Theophrasts Charakteren ohne Accente drucken, welche er auch verschenkte. Ein schönes Landhaus, das er auf der Insel Wight hatte, bewohnte er gewöhnlich jeden Sommer einige Monate. Bis ins 70ste Jahr war er thätig, und am 26ten December 1797 starb er nach einer Krankheit von wenigen Tagen.

James Caulfeild, Graf von Charlemont.

Parlamentsglied in London.

Die Verdienste, die sich Graf Charlemont um Irlands Glück und Wohlstand erwarb, machen seinen Nahmen achtungswerth. Er wurde am 28. August 1728 gebohren. Als er seine Studien geendigt hatte, begab er sich auf Reisen, und besuchte in den Jahren 1746 bis 1754 die vornehmsten Länder Europens. Nach seiner Rückkunft wurde er Doctor der Rechte, rnd bald darauf Gouverneur der Grafschaft Armagh, und Mitglied des geheimen Raths von Irland. Auch nahm er in demselben Jahre Sitz im Parlement, und 1763 wurde der bisherige Viscount zum Grafen erhoben. Von dieser Zeit an war sein ganzes Leben dem Vaterlande und seiner aus drei Söhnen und einer Tochter bestehenden Familie gewidmet. Die Verdienste um sein Vaterland waren um so schätzbarer, da er mit einem kränklichen, durch Gift einer eifersüchtigen Italienerinn geschwächten Körper zu kämpfen hatte, der die strengste Diät erforderte.

Vom Anfange seines politischen Lebens an war das Interesse Irlands die einzige Richtschnur des Gra-

sen von Charlemont. Dieses zeigte sich in Hinsicht auf das Parlament in seiner Wahl des Repräsentanten seiner Besitzung Charlemont, des berühmten oft ungerechter Weise verleumdeten Redners Grattan, und in seinem eigenen Betragen im Oberhause, auf das er zwar nicht durch Beredsamkeit, desto mehr aber auf andere Art Einfluß hatte. Auch erwarb er sich eine so große Popularität, daß zu der Zeit, da die Besorgniß eintrat, daß die Freiheit und Unabhängigkeit Irlands nur durch die Waffen würde entschieden werden, das ganze Reich seine Augen auf den Grafen Charlemont als den Anführer warf, dem das Schicksal des Vaterlandes anvertraut werden dürfte, ohne zu befürchten, daß Gefahren ihn schrecken, oder Bestechungen Einfluß auf ihn haben würden. Einmüthig ernannte ihn das Volk zum Befehlshaber von 80000 Freiwilligen mit Inbegrif der Adelichen und vornehmsten Bürger. Auch wurde er mehrere Jahre nach einander von neuem zu diesem Kommando gewählt, bis unter den Patrioten eine Spaltung in den politischen Meinungen über die Frage entstand: ob man die Katholiken an der Verbindung Theil nehmen lassen dürfte, die ihn bewog, das Kommando über die Freiwilligen niederzulegen, deren Korps von dieser Zeit an immer mehr in Verfall geriethen.

In seinen Meinungen wegen der Unabhängigkeit Irlands und der Nothwendigkeit einer Parlements-Reform blieb sich der Graf immer gleich. Bei der Untersuchung der Frage über die Regentschaft war er mit andern dafür, daß Irland das Recht hätte, seinen eigenen Regenten zu ernennen; und da diese Meinung die Oberhand gewann, wurde er mit dem Grafen Leinster dazu ge-

wählt, die Regentschaft dem Prinzen von Wales anzutragen. Auch unterstützte er immer den Grafen von Moira in seinen friedlichen Anträgen, ohne jedoch der Regierung da hinderlich seyn zu wollen, wo Widerstand dem Ruhme oder dem Interesse Großbrittanniens entgegen zu seyn schien. Uebrigens war er ganz unabhänhig vom Hofe zu St. James, von dem er sein ganzes Leben hindurch nichts weiter, als den St. Patrikorden, annahm.

So tadellos sein Charakter als Politiker war, so ehrenvoll waren seine Bemühungen, die Literatur und die Künste zu befördern. Ihm verdankt Irland die Errichtung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Dublin, die 1786 durch einen königlichen Freibrief zu einer Korporation erhoben wurde. Eigentlich entstand die Akademie aus einer 1782 errichteten Gesellschaft, deren Mitglieder größtentheils zur Universität gehörten. Die vorher errichteten Anstalten dieser Art waren alle nicht von Dauer. Die 1682 von Will. Molineaux nach dem Muster der Londner gestiftete Societät wurde schon 1688 durch die damaligen Unruhen zerstört: Eben so wenig dauerhaft war die im Anfange des 18ten Jahrhunderts von dem damaligen Lordlieutenant, Grafen vom Pembroke errichtete philosophische Gesellschaft im Dubliner Kollegium. Eine festere Konsistenz scheint die gehörig organisirte neue Akademie zu haben, deren Transactions seit 1787 herauskommen. Charlemont, der die Sache vorzüglich betrieb, wurde gewissermaßen ihr beständiger Präsident; denn ungeachtet jährlich eine neue Wahl vorgenommen wurde, so behielt er doch diese Würde immer. Auch betrieb er die damit verknüpften Geschäfte sehr gern, wohnte beständig den Sitzungen

der Akademie bey, verwaltete ihre Angelegenheiten mit väterlicher Sorgfalt, und lieferte von Zeit zu Zeit eine Abhandlung zu deren Schriften. Der von ihm gedruckten Aufsätze, außer denen noch viele in der Handschrift liegen, sind drei: einer betrift eine bestrittene Stelle im Herodot; ein anderer eine alte Sitte in Meteline; der dritte handelt vom Alterthume der Wollenmanufakturen in Irland, aus einem italiänischen Dichter des 14ten Jahrhunderts bewiesen.

Unter den Kunstbeförderern behauptete der Graf ebenfalls eine Stelle. In seinem Hause zu Dublin befand sich eine ansehnliche Sammlung von alten und neuen Gemählden und Bildhauerarbeiten, und von seinem Geschmacke in der Baukunst zeugt ein Tempel in der Nähe von Dublin.

Charlemont war kein Parlamentsredner, aber in freundschaftlichen Unterredungen zeigte er sich ungemein gesprächig. Uebrigens gieng er mit seiner Zeit sehr sparsam um; jede Stunde hatte ihre angewiesenen Geschäfte, und seine Spatzierritte waren so regelmäßig, daß man täglich genau wissen konnte, wo man ihn sehen würde. Er hatte eine ehrwürdige, dabei aber einnehmende Gestalt. Sein Tod erfolgte am 4ten August 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Von der Achtung, die er genoß, ist kein geringer Beweis der, daß, ungeachtet seine Leiche in aller Stille beerdigt werden sollte, doch auf dem Wege zur Grabstätte ein ungewöhnlich starker Zug sich anschloß, der aus den von ihm kommandirten Yeomen, 250 an der Zahl, einer Menge von Wagen und aus 600 Personen zu Pferde, bestand.

Arved, Graf von Horn.

Königl. Schwedischer Reichsrath.

Aus einer der ältesten und angesehensten Familien in Schweden entsprossen, vereinigte Graf Horn mit den Vortheilen seiner Geburt die seltensten persönlichen Vorzüge. Bei den gründlichsten Kenntnissen hatte er die höchste Feinheit eines Hofmanns, und mit diesem Requisit der großen Welt verband er Eigenschaften, die — wenn man anders den Urtheilen und Bekenntnissen gewesener Höflinge trauen darf — unter dem Einflusse der Hofluft nicht allemal gedeihen. Er war rechtschaffen und aufrichtig und uninteressirt. Das Wohl des Vaterlandes überwog bei ihm jede andere Rücksicht, und die Kunstgriffe, die in seinen letzten Lebensjahren so viele seiner Mitbürger treulos gegen ihr Vaterland anwandten, waren bei ihm nicht anwendbar. Sein einziger Fehler war, daß er diesen Patriotismus oft zu weit trieb, und an einzelnen Personen darüber ungerecht wurde. Dieß läßt sich aber damit entschuldigen, daß Horn durch die fatalen Lagen, worinn das Vaterland war, und durch die Lebhaftigkeit seines Eifers, diesem Vaterlande wieder zu helfen, zu Ungerechtigkeiten verleitet wurde, an denen bei ihm wirklicher Irrthum, aber nicht überlegte und absichtliche Bosheit Theil hatte.

Er war im Jahr 1664 gebohren, widmete sich anfangs dem Dienste des Vaterlands als Soldat, und schwang sich bis zur Würde eines Generals. Allein zeitig verließ er diese Laufbahn, und diente dem Vaterlande als Staatsmann. Der Zeitpunkt, in dem er sich dazu bestimmte, war sehr geschickt, einem Mann von seinen Talenten Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Er war im Jahr 1704 schwedischer Ambassadeur in Warschau, und hatte an den großen Begebenheiten, welche den Aufenthalt Karls XII. in Polen unvergeßlich machen, starken Antheil. Damals betrieb er die Wahl des Grafen Lesczinski lebhaft; aber sein Interesse für diesen unglücklichen König hörte auf, sobald das Beste des Vaterlandes ihm ein anderes rieth. Daher die gleichgültige Unthätigkeit Schwedens, als Stanislaus nach dem Tode August II. von neuem seine Ansprüche geltend machen wollte. Horn hintertrieb jetzt alle Bemühungen des französischen Hofes zum Besten eines Fürsten, dessen Freund er war, und dessen Wahl und Krönung er mit gefeiert hatte; er hintertrieb sie — aus Liebe für sein Vaterland, das den Stolz, fremde Kronen zu vergeben, schon einmal schwer gebüßt hatte, und dießmal von seinem Partheinehmen sicher auch keine Vortheile geerndet haben würde.

Karl XII. lernte Horns Talente bei dieser Gelegenheit in Warschau näher kennen. Die Folge davon war, daß Horn nach Stockholm zurück geschickt, und schon im folgenden Jahre 1705 in den Reichsrath aufgenommen wurde — eine Ehre und eine Auszeichnung, die er zwar vollkommen verdiente, die aber für sein damaliges Alter ungewöhnlich war.

Ohngeachtet Horn ein eifriger Anhänger des Königs war, so entgiengen ihm die unausbleiblichen Folgen der tollkühnen Unternehmungen Karls XII. doch nicht. Wo und wann er konnte, sprach er daher für den Frieden. Allein diese Sprache durfte nicht laut geführt werden, und Horn hatte Klugheit und Ueberwindung genug, sich immer stillschweigend in den Willen des Königs und seiner nächsten Rathgeber zu fügen. Der Verdruß, den er damals unterdrücken mußte, wenn er sich nicht selbst unglücklich machen wollte, wirkte indeß zweifach, nachdem Karl im Jahr 1718 sein unruhiges, abentheuerliches Leben beschlossen hatte, zu einer Zeit, da Schweden an dem Abgrund des Verderbens gekommen war.

Die Wahl Ulrikens Eleonorens zur Nachfolgerin auf den Thron war hauptsächlich Horns Werk, und an der neuen Konstitution, die das Reich gegen Gewalt und Despotismus schützen sollte, hatte er nicht minder den größten Antheil. Er war es auch, der der Königin die neue Konstitution vorlegte, und ihr nachdem bei ihrer Krönung den Eid wegen Haltung und Beobachtung dieser Regierungsform vorlas und abnahm. Er war es ebenfalls, der dem Gemahl der Königin, dem Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel, am 4. April 1720 die königliche Krone verschafte. Diese Dienste konnten dem königlichen Hause nicht gleichgültig seyn. Horn vermochte daher alles bei Hofe. Er war der Liebling, und man darf sagen, der genaueste Freund des Königs und der Königin. Ein paarmal fielen freilich zwischen ihm und der Königin, einmal auch mit dem Könige, Auftritte und Expectorationen vor, die das gute Vernehmen auf eine Zeit lang störten. Allein man fühlte

von beiden Seiten die gegenseitige Unentbehrlichkeit, und Horn hatte, einen kurzen Zeitpunkt ausgenommen, wo der König den Grafen Gyllenborg und sein System begünstigte, bis zu seinem Abgange die Gnade seines Fürsten.

Dreimal hatte Horn die Ehre, zum Reichstags-Marschall ernannt zu werden. Die Stände waren jedesmal mit seinem Betragen über alle Massen zufrieden. Diese Zufriedenheit gieng bei dem Reichstage 1720 so weit, daß sie 4 goldene Medaillen, jede 50 Dukaten schwer, mit seinem, seiner Gemahlin und seiner beiden Kinder Bildnissen prägen ließen, deren Inschriften bis zur Schmeicheley giengen. Von diesem Zeitpunkte an dirigirte er alle inländische und auswärtige Geschäfte. Alle fremde Minister addressirten sich an ihn, und seine Meinung entschied immer im Senate. Als aber die französische Parthei anfieng, die Oberhand zu gewinnen, nahm er im Jahr 1739 seinen Abschied, und verließ sogleich die Hauptstadt, die jetzt ein Tummelplatz der Kabalen und Intriken der kämpfenden Partheien war. Der würdige Staatsmann lebte nun noch einige Jahre in philosophischer Ruhe auf seinem Landgut Eckebyholm, und hatte die Satisfaction, sein System in den traurigen Erfolgen, welche die politische Gallomanie seiner Gegner unmittelbar nach seinem Abgange über sein Vaterland brachte, gerechtfertiget zu sehen. Er starb am 19. April 1742, in einem Alter von 78 Jahren und 11 Tagen.

Lud.

Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden.

Kaiserl. königl. und Reichs-Feldmarschall.

Große Männer gab es überall, zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen nur wenige, und selten mehr als einen oder einige neben einander. Es gehört gar zu viel zu einem großen Manne, und die Natur pflegt gewöhnlich an einem dieser Art, wenn auch nicht sich zu erschöpfen, doch wenigstens so viel zuzusetzen, daß ihr zu gleicher Zeit höchstens noch Stoff zu einigen vorzüglichen und ausgezeichneten Menschen übrig bleibt. Merkwürdige Männer hingegen, die sich durch Verdienste aller Art auszeichneten, giebt es in jedem Zeitalter nicht wenige, und mancher, dem die unpartheiische Nachwelt — weniger vom Scheine geblendet, als die Zeitgenossen — das Attribut des großen Mannes nicht beilegen kann, bleibt doch immer ein merkwürdiger Mann. Dieß gilt vollkommen von dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, der zu seiner Zeit für einen großen Feldherrn galt, da er ietzt nur unter den merkwürdigen seine Stelle einnimmt.

Er war der einzige Prinz des Markgrafen Ferdinand Maximilians, und der Prinzeßin Louise Christiane aus dem Hause Savoyen Karignan. Er wurde am 8ten April 1655 zu Paris gebohren, aber gegen den Wunsch der Mutter, welche sich nicht überreden ließ, Frankreich zu verlassen, schon in seinem dritten Monate nach Deutschland gebracht und daselbst erzogen. Der Vater selbst machte es sich zu einem Hauptgeschäfte, seinen Prinzen zu bilden; er unterrichtete ihn in der Geschichte, Heraldik und Genealogie. Nach dem Tode des Vaters war der Großvater eben so besorgt, seinen Enkel noch ausgebreitetere Kenntnisse zu verschaffen — aber nicht zunächst in der Absicht, ihn zum künftigen Regenten zu bilden, sondern aus ihm einen Helden zu schaffen. Diesen einseitigen Plan begünstigten die Neigungen des Prinzen, der in seinem 19ten Jahre die militairische Laufbahn betrat. Er begab sich zu der deutschen Armee am Oberrhein, um gegen die Franzosen zu fechten. Hier zeigte er die ersten Proben seines Muths; er fühlte eine große Begierde, sich im Kriege hervorzuthun, und wohnte deswegen den Feldzügen des großen Montecuculi bei. Bald zeichnete er sich so rühmlich aus, daß ihm der Kaiser aus eigener Bewegung ein Regiment gab.

Als der Prinz eben angefangen hatte, sich bei der Armee einigen Ruf zu erwerben, erhielt er eine dringende Veranlassung, diesen gefährlichen Weg zu verlassen und eine friedlichere Bahn zu betreten. Sein Großvater Wilhelm starb im Jahr 1678, und dieser Tod verschafte ihm den Besitz der Badenschen Lande. Allein schon hatte ein leidenschaftlicher Hang zum Kriegsruhm

seinen Geist ergriffen, und ihm für das große, aber geräuschlose Verdienst eines Landesvaters und Beglückers seiner Unterthanen wenig Empfänglichkeit gelassen.

Hätte Ludwig Wilhelm von Kindheit an eine zweckmäßige Ausbildung und Richtung seiner Talente auf die Regenten-Bestimmung und die belohnende und menschenfreundliche Wirksamkeit für das Wohl eines Volks erhalten, er würde Sinn und Nutzbarkeit für diese hohe Bestimmung erlangt, sich auch unter den Regenten ausgezeichnet haben. Die Anlagen seines Kopfes, wie die seines Herzens, waren gut und hinlänglich, um ihm den edelsten Ruhm des Menschenbeglückers und den schönsten Kranz der Unsterblichkeit zu erwerben. Allein so genügte ihm dieser nicht, weil er keinen Sinn dafür hatte. So überließ er die Regierung seiner Staaten größtentheils der Willkühr seiner Diener und lebte selbst als Diener am Hofe des Kaisers, oder trieb sich in Kriegszügen umher, um den Heldenruhm zu erringen, der seine Besserung nicht war. Die meiste und anhaltendste Beschäftigung dieser Art gewährte ihm der lange und hartnäckige Kampf Oestreichs gegen die Türken. Das wechselnde Glück und die hohe Anstrengung der gegenseitigen Bestrebungen gab diesem Kriege, für den Theilnehmer, wie für den Beobachter, allerdings ein hohes Interesse. Der Markgraf wurde in demselben durch die erhöhte Achtung und Wirksamkeit, welche er sich darinn erwarb, noch besonders gefesselt. In ihm erlangte er die Würden eines kaiserlichen General-Feldmarschalls (1686) und eines kaiserlichen General-Lieutenants (1691). In ihm führte er mehrere Jahre hindurch mit ziemlichen Glücke ein Oberkommando. Der

Ausbruch des Reichskriegs gegen Frankreich zog ihn endlich (1692) einmal wieder in die Nähe seiner Staaten; aber freilich nur, um die Anführung des kaiserl. und Reichsheeres am Oberrhein zu übernehmen.

Der Markgraf verdiente mit Recht den Namen eines fähigen, muthvollen und tapfern Kriegers und Feldherrn. Sein Name wurde den Feinden so furchtbar, daß es bei dem gemeinen Manne zum Sprüchworte diente: „Die Franzosen würden die von ihm errichteten Linien nicht zu besteigen gewagt haben, wenn er auch nur seinen Huth darauf gepflanzt hätte.“ Ueber die Türken nicht allein, sondern auch über die Franzosen im spanischen Successionskriege erlangte er mehrere bedeutende Vortheile. Unter seinen Verrichtungen gegen jene sind die Siege bei Salankement und an der Morawa die wichtigsten, und gegen diese die Eroberung Landau's 1702 nebst der Action am Schellenberge. Allein das, wornach dieser Feldherr so sehr trachtete, und was er sich zu seyn dünkte, ein großer Held, war er wohl nicht. Den ganzen Feldherrn-Ruhm, den er sich auf seiner langen und mühevollen kriegerischen Laufbahn erworben hat, wiegt das Gefühl der Nutzbarkeit und des zufriedenen Hinschauens auf die emporwachsende Saat nicht auf, welche ihm ein einziges Jahr wohl angebrachter Regenten-Wirksamkeit hätte verschaffen können. Bei allem Egoismus, den er als Feldherr hatte, konnte er auf diesem Wege nie zu der Zufriedenheit gelangen, welche er als Regent bei halbem Aufwande von Kräften und Betriebsamkeit, die er als Feldherr übte, sicher würde erworben haben, wenn seine Seelenkräfte frühzeitig genug die erforderliche Richtung erhalten hätten.

Das Schicksal wollte überdieß, daß die letzten Jahre seiner kriegerischen Wirksamkeit ihm noch den Ruhm und das Selbstgefühl verkümmern sollten, welches er sich in seinen glücklichern Jahren erworben hatte.

Als Anführer der Reichsarmee mußte er einen beträchtlichen Theil seiner besten Jahre und Kräfte an den Kampf mit den Hindernissen verschwenden, welche der unverbesserliche Zustand der Kriegsverfassung des deutschen Reichs einem jeden Feldherrn in den Weg legt. Indem er sich hierdurch in seiner Wirksamkeit aufgehalten fühlte, hatte er daneben noch den Verdruß zu sehen, daß andere Feldherren große Thaten verrichteten und die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Welt auf sich zogen. Besonders war er eifersüchtig auf den wachsenden Ruhm Eugens. Da dieser in Ungarn unter ihm gedient hatte, so sah er ihn als seinen Schüler an, und konnte nicht leiden, daß der Jünger über seinen Meister seyn wollte oder erhoben würde. Stets war er der entgegengesetzten Meinung von der, welche Eugen äußerte, und nichts hätte ihn bewegen können, dem Rathe desselben zu folgen, oder eine Anweisung von ihm anzunehmen. Eugens Geschmeidigkeit wußte ihn, seines Steifsinns und seiner Anmassungen ohnerachtet, zu seinen Zwecken zu leiten. Er übte darinn das Recht, was Geistesüberlegenheit ausserordentlichen Menschen vorausgegeben hat, und der Markgraf erfuhr eben darinn ein Schicksal, dem subordinirte Köpfe, bei aller Selbstständigkeit des Charakters, nie entgehen.

Verdrüßlichkeiten mannichfaltiger Art nagten an seinem Leben und beschleunigten sein Ende. Er glaubte

sich durch den wiederholten Gebrauch des Schlangenbades wieder herzustellen, starb aber bald nach seiner Zurückkunft am 4ten Jan. 1707 in seinem 52sten Jahre zu Rastadt, nachdem er 26 Feldzügen, 25 Belagerungen und 13 Hauptschlachten beigewohnt hatte. Ein prächtiges Denkmal von ihm sieht man in der Kirche zu Baden.

Als Ludwig XIV. die Nachricht von dem Tode des Markgrafen erhielt, soll er gesagt haben: „Ich beklage ihn, er hatte Muth und Fähigkeit; allein er war nicht glücklich.“ Ohne Zweifel gehört dieses Urtheil, wenn es authentisch ist, zu den richtigsten und schönsten Sentenzen dieses Monarchen. Sie hätte seine Grabschrift werden können. Er war unglücklich, weil er von einer sichern und ebenen Bahn zum Tempel des Ruhms abwich, und dieß Ziel auf einem Wege suchte, wo es nur unter unablässigen Mühseligkeiten erreicht und dennoch in einem Augenblicke, und mit ihm der Lohn vieler mühevollen Jahre verloren werden kann. Er war unglücklich, weil er dieß Schicksal wirklich erfahren mußte. Die Feldherrenstelle, welche er in den beiden letzten Kriegen bekleidete, war für ihn eine Quelle von unaufhörlichen Verdrüßlichkeiten. Er mußte in ihr fast ununterbrochen das höchst unangenehme Gefühl nähren, was ein unablässiger Kampf mit überwiegenden Hindernissen veranlaßte und unterhielt. Bei dem steten Durst nach neuem und höherm Ruhme, sah er nach und nach den schon erlangten schwinden, und sich manchem, ohne Zweifel größtentheils unverdienten Tadel ausgesetzt. Dennoch vermochte er nicht, sich loszureissen und sich in seinen

Staaten ruhig auf die früh erworbenen Lorbeeren niederzulegen.

Die Gemahlin des Markgrafen war eine Tochter des letzten Herzogs von Sachsen = Lauenburg, eine Dame, die mit der Frömmigkeit ihres Zeitalters Geist und Einsicht verband, und in Abwesenheit ihres Gemahls viel zur Verschönerung des Landes that.

Joseph Wenzel, Fürst von Lichtenstein.

Kaiserl. königl. Generalfeldmarschall.

Der Fürst von Lichtenstein war einer der edelsten Männer unter dem östreichischen Adel; ein verdienstvoller Krieger, ein warmer Patriot, und ein thätiger Menschenfreund. Sein Grundsatz war: Geburt und Reichthümer dürfen nur dann auf die Achtung des Publikums Anspruch machen, wenn man sie zur Ehre und zum Dienste des Vaterlandes verwendet — und wahrer Adel müsse sich durch Patriotismus, Liebe für den Landesfürsten, durch Wohlthun und Beförderung des Guten und Schönen auszeichnen. Seine Handlungen bezeugten es, daß es wahrhaft sein Grundsatz war.

Er war am 10ten August 1696 gebohren. Sein Vater, Philipp Erasmus, der im Jahr 1704 als kaiserl. Generalfeldmarschall starb, war ein apanagirter Prinz; Joseph Wenzel wurde aber einer der reichsten Fürsten. Im Jahr 1712 starb der letzte Fürst von Lichtenstein Sarolinischer Linie. Seine beträchtlichen Güter fielen also auf die Gundaccarische Linie, und größtentheils an seines Vaters Bruder, An-

ton Florian. Der Enkel desselben starb aber auch im Jahr 1748 ohne einen männlichen Erben; daher bekam Joseph Wenzel die gesammten Lichtensteinischen Herrschaften, und wurde regierender Fürst mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Indessen hatte er schon in verschiedenen Feldzügen vom Jahr 1716 an einen unerschrockenen Muth gezeigt, und erwarb sich besonders eine große Kenntniß und Erfahrung im Artilleriewesen. Er stieg daher von einer Stufe zur andern, und wurde endlich 1745 Generalfeldmarschall, Chef vom Artillerie-Regiment, Gouverneur von Mailand und kommandirender General in Italien. Als er darauf von dem Grafen von Schulenburg das Kommando über die kaiserl. Armee in Italien übernahm, machte er viele gute Anstalten bei derselben, hatte aber zu wenig Volk, als daß er dem überlegenen Feinde Widerstand thun konnte. Aber im März des folgenden Jahres nöthigte er die Spanier, Mailand zu verlassen, und am 16ten Junius schlug er den Marschall von Maillebois samt dem Grafen von Gages bei Piacenza. Gleich nach der Schlacht wurde er krank, und mußte daher das Kommando niederlegen.

Wegen seiner Verdienste um das östreichische Artillerieweſen, welches er in einem hohen Grade verbesserte, verewigte die Kaiserin Maria Theresia sein Andenken durch eine Bildsäule im Zeughause zu Wien, und Friedrich II. von Preußen, der Meister in der Kriegskunst, rühmte öffentlich seine Geschicklichkeit nach den Schlachten bei Prag und Collin.

Große Verdienste erwarb sich Lichtenstein auch als Staatsmann. Im Jahr 1737 wurde er kaiserl.

geheimer Rath, nachdem er schon als Gesandter am preußischen Hofe und in verschiedenen andern Geschäften seine Geschicklichkeit bewiesen hatte. Da er ein Mann war, der das Hofleben vollkommen verstand, und der mit Verstand einen Aufwand machen konnte, so wurde er besonders zu großen Gesandtschaften gebraucht. Am Ende des Jahres 1737 gieng er als kaiserlicher Gesandter nach Paris, und blieb daselbst, bis der französische Hof in der östreichischen Successionssache auf die Seite Baierns trat. Er hatte sich an diesem Hofe Hochachtung und Bewunderung erworben, und war viel um den König. Wie edel und großmüthig er überhaupt in Frankreich sich betragen, und welche Wohlthaten er da ausgespendet habe, bezeugt ein im fürstlichen Archive noch vorhandenes eigenhändiges Schreiben von Ludwig XV. an den Kaiser. Im Jahr 1760 kam Lichtenstein als Gesandter nach Parma, wo er die Vermählung der Prinzessin Isabelle mit dem Erzherzog Joseph zu Stande brachte. Um 1764 war er kaiserlicher Principal-Kommissarius bei dem churfürstlichen Kollegialtag, der wegen der römischen Königswahl angestellt wurde. Auf demselben wurde dem deutschen Reich der nachmalige Kaiser Joseph II. zu seinem Oberhaupt gegeben. Im Jahr 1769 hatte er die Freude, diesen Menschenfreund Joseph auf seinem Gute Poseritz in Mähren zu bewirthen, und ihn ein Stück seines Feldes mit dem Pfluge bearbeiten zu sehen. Das Andenken an diese Begebenheit verewigte der Fürst durch ein marmornes Denkmal. Nicht lange hernach starb er am 9ten Februar 1772.

Wie großmüthig Lichtenstein war, beweiset unter andern folgende Anekdote. Als er im Jahr 1734 am Rhein stand, gerieth er mit dem Kronprinzen von Preußen, nachmaligen König Friedrich II., in Bekanntschaft. Dieser Prinz, den sein königlicher Erzeuger etwas zu schmal hielt, brauchte öfters gewisse Gefälligkeiten. Lichtenstein hatte Gelegenheit, ihm so eine Gefälligkeit zu erweisen — und sie war nicht klein. Es waren viele Jahre vorüber, als König Friedrich dem Fürsten Kapital und Interesse mit dem Beisatze zuschickte: daß er diese Schuld in seinem Portefeuille gefunden habe. Lichtenstein, der, ohne König zu seyn, königlich dachte, nahm nur das Kapital an. Diese Großmuth gefiel dem König, er wollte nicht minder großmüthig handeln, und überschickte nun dem Fürsten ein porzellainenes kostbares Tafelservis aus seiner eignen Fabrike, mit einem schmeichelhaften Handbillet, worinn Friedrich unter andern witzigen Gedanken den Wunsch äußerte: „daß seine Freundschaft dauerhafter seyn möge, als dieses Porzellan.“ Lichtenstein, der dem Könige durchaus keine Verbindlichkeit haben wollte, machte ihm nun mit einer Statue von Bronze ein Gegengeschenk, die den Antinous, den Liebling des Kaisers Adrian, vorstellte, für die ihm der König einst 30,000 Gulden angeboten hatte, die Lichtenstein aber ausschlug.

Seine Bravour brachte ihn öfters in Lebensgefahr. In einem Treffen zwischen Czaslau und Chotusitz führte er den rechten Flügel der Cavallerie an, und half die Cavallerie des Königs von Preußen zu Grunde richten. Er verfolgte einen feindlichen Trupp eine große

Strecke. Sein Feuer führte ihn zu tief in die Schlacht, so daß man ihn einige Stunden für todt hielt, bis er endlich mit dem General Birkenfeld aus dem Gemenge wieder zum Vorschein kam. Wie tapfer er gefochten habe, zeigte seine ganz mit Blut besprützte Uniform und sein Degen.

Fürst Lichtenstein bewies sich als einen einsichtsvollen Freund der Künste, und als einen Beförderer des guten Geschmacks. Jeder Künstler hatte freien Zutritt zu ihm. Er belohnte den Erfinder und vollendeten Künstler, und ermunterte durch Geschenke das emporstrebende Genie. Viele zogen einen lebenslänglichen Gehalt von ihm. Er wollte aber, daß sich der Künstler beschäftige, und bestellte daher oft Arbeiten, die er nicht brauchte, um das Talent in Thätigkeit zu erhalten.

Nichts übertraf das Mitleiden des Fürsten gegen Arme. Die Summe, die er jährlich für die leidende Menschheit hingab, gieng in die Tausende. Eine Menge armer Witwen wurden von ihm unterhalten, und viele verlassene Waisen auf seine Kosten erzogen. In Feldsperg ließ er ein besonderes Waisenhaus für 20 arme Knaben herstellen, die er im Lesen und Schreiben unterrichten, verköstigen, kleiden und dann auch nach ihrer Neigung und Fähigkeit ein Handwerk lernen ließ. Es gab täglich gewisse Stunden, wo die Armen sich vor den Fenstern seines Pallastes versammelten, die dann auch nie ohne reichliches Almosen wegkamen. Er hatte den Satz angenommen, daß Leute, die ihn um Hülfe ansprächen, wenigstens dürftig seyn müssen, und daß ein gutes Herz nicht untersuchen soll, ob sie es durch oder ohne ihre Schuld sind. Er sah es auch (so sehr er selbst

die Gesetze des Landes ehrte) gar nicht gerne, wenn die damalige Sicherheitswache ihm die Armen verscheuchte; ja, er gab wohl auch, sobald er die Annäherung dieser Aufseher merkte, den Armen den Wink, sich aus dem Staube zu machen. Wenn er ausgieng oder ausfuhr, mußten seine Bedienten die Tasche voll Münze haben. Es stand der Verlust seiner Gnade darauf, wenn sie einen Armen unbeschenkt wegließen. Erfuhr er, daß es irgendwo verschämte Hausarme gab, so schickte er ihnen, ohne sich erst darum ansprechen zu lassen, oft beträchtliche Summen zu.

Folgende Anekdote legt sein theilnehmendes Herz für die leidende Menschheit ganz an den Tag. Gleich außer Feldsperg liegt ein Kloster der barmherzigen Brüder. Bei diesem sah Lichtenstein im Vorbeifahren einen Kranken vor der Pforte liegen. Er hielt still, und als er vernahm, daß man diesen Kranken aus Mangel an hinlänglichen Betten nicht ins Kloster aufnehmen könne, ließ er den Prior an die Kutsche kommen.

Warum nehmt ihr diesen Elenden nicht in euer Krankenzimmer?

Weil wir kein leeres Bett mehr haben, war des Priors Antwort.

Wo schlafen Sie? fragte Lichtenstein.

In meinem Bette, erwiederte der Pater.

Gut, sagte Lichtenstein, in eurer Regel steht geschrieben, daß ihr euch auf die Erde und die Kranken in euer Bett legen sollt. — Sie werden also augenblicklich diesen armen Menschen nach Ihrem Bette bringen. — Hier half keine Widerrede. Der Kranke wurde ins Kloster gebracht, und es wird sich wohl ein leeres Bette gefunden haben.

In spätern Jahren war Lichtenstein, sagt sein Biograph, ganz das Bild des gutherzigen Murrkopfes, den Goldoni uns so liebenswürdig schilderte. Er jagte bei übler Laune oft wegen Kleinigkeiten Leute aus dem Dienste, ließ ihnen aber lebenslänglich ihren Gehalt; andere durften nicht mehr vor seinem Gesichte erscheinen; aber er bedachte sie in seinem Testamente, und viele gewannen durch seine Ungnade mehr, als sie vielleicht durch seine Gnade gewonnen hätten. Er hinterließ keine Familie; und sein Bruder Emanuel war vor ihm am 14ten Januar 1771 gestorben. Dieser war seit 1736 Oberhofmeister der Kaiserin Wilhelmine Amalia. Nach ihrem Tode aber lebte er zu Wien ohne Bedienung. Seine Gemahlin war Maria Antonia, gebohrne Gräfin von Dietrichstein, mit welcher er drei Prinzen erzeugte. Der älteste, Franz Joseph, folgte seinem Onkel, Joseph Wenzel, in der Regierung. Er wurde am 26ten November 1726 gebohren, und 1750 mit Maria Leopoldina, Gräfin von Sternberg vermählt. Am kaiserlichen Hofe war er geheimer Rath und Kämmerer. Die Regierung hatte er 9 Jahre; er starb am 18ten August 1781. Dessen jüngerer Bruder, Johann Joseph, kaiserl. königl. Generalfeldmarschall-Lieutenant, starb in eben dem Jahre im Januar, in einem Alter von 46 Jahren.

David Hotze.

Kaiserl. königl. Feldmarschall-Lieutenant.

Hotze war ein Schweitzer, aus einer bürgerlichen Familie entsprossen, und gebohren in einem Municipalstädtchen am Ufer des Züricherseees. Bestimmt, sich dem Dienst der Kirche zu weihen, besuchte er die Universität Tübingen, als er plötzlich den Wissenschaften und der Vorbereitung auf seinen friedlichen Beruf entzogen wurde. Der Herzog Karl von Wirtemberg, der damals in der kriegerischen Periode seines Lebens stand, sah einst den schön und groß gewachsenen Jüngling, las in dem feurigen Gesichte desselben seinen ächt martialischen Geist, und wußte ihn zu bestimmen, bei seinen Truppen eine Stelle anzunehmen.

Ein so feuriger Kopf fand hier nicht genug Spielraum; er gieng daher in preussische und aus diesen in russische Dienste über. In den letztern war er bis zum Grade eines Majors gestiegen, als Kaiser Joseph II. bei dem Besuche, den er der Kaiserin Katharina zu Cherson machte, ihn kennen lernte. Hotze war ganz von dem Schlag Leute, wie der rastlose Kaiser sie liebte: offen, thätig, voll Muth und Feuer. Joseph nahm ihn daher, mit Katharinens Bewilligung, in seine

Dienste, und ließ durch ihn ein Uhlanen-Regiment errichten. Hotze ward jedoch nachher bald diesem, bald jenem Regimente zugetheilt; er selbst sagte einst einem Freunde im Scherz: er habe fast die ganze Musterkarte der kaiserlichen Uniformen durchgemacht.

Im Anfange des letzten Krieges gegen Frankreich kam er als Obrist des Kürassier-Regiments Hohenzollern an den Rhein, wo er bei Wurmsers Armee stand, und gleich darauf zum General-Major ernannt wurde. In dieser Eigenschaft machte er den Feldzug von 1793 mit, dessen Anfang und Fortgang so viel versprachen, und dessen Ende so kläglich war. Die Tapferkeit, womit er sich bei der Wegnahme der Weissenburger Linien auszeichnete, erwarb ihm den militairischen Theresien-Orden. Wurmser stand schon im Angesicht von Strasburg, Hotze drang gegen das Gebirge vor, welches Elsas von Lothringen trennt, Fort-Louis (jetzt Fort-Vauban) war gefallen, jeden Tag sah man der Uebergabe von Landau entgegen, — als die Franzosen, damals gerade in der höchsten Exaltation ihres Enthusiasmus, nach bewirkter Vereinigung ihrer beiden Armeen vom Rhein und von der Mosel unter Pichegru und Hoche, nach täglichen wüthenden Angriffen, endlich (denn 22. December) die östreichischen Verschanzungen hinter der Motter, bei Fröschweiler, Reichshofen und Wördt (wo General Hotze kommandirte), durchbrachen, Landau entsetzten, und die Wurmser'sche Armee zu einem wilden Rückzuge über den Rhein nöthigten.

Ein so schmäliches Ende eines mit so großen Hofnungen geführten Feldzugs machte das Mißverständniß, das vorher schon zwischen den östreichischen und preußi-

schen

schen Heerführer geherrscht hatte, nun vollends so laut, daß man im Grunde schon jetzt die Koalition als getrennt betrachten konnte. Die Oestreicher warfen die Schuld der Verunglückung des Feldzuges auf die Preußen, und die Preußen auf die Oestreicher. Ein offizieller Bericht über die Kriegsereignisse vom 13ten December 1793 bis 4ten Januar 1794, mit Anmerkungen eines als Augenzeuge dabei gewesenen Offiziers," den der Kapitain von Kampz vom preußischen Generalstaab herausgab, veranlaßte sogar einen Zweikampf zwischen diesem letztern und dem General Hotze. Um sowohl sich als Wurmsern über den unglücklichen Ausgang der Operationen im Elsaß zu rechtfertigen, setzte Hotze eine kurze „Geschichte des Feldzugs der Wurmserschen Armee am Oberrhein im Jahr 1793" auf, die in Posselts Lexicon der französischen Revolution (I. B., S. 172. ff.) abgedruckt ist.

Im Feldzuge von 1794 fielen die entscheidenden Schläge in Belgien vor; am Rhein beschränkte sich von beiden Seiten alles auf Postengefechte. Das Mißverständniß zwischen den Oestreichern und Preußen dauerte hier noch immer fort. In den Niederlanden war das Kriegsglück so beharrlich und so entscheidend auf Seiten der französischen Armeen, daß diese endlich auf allen Punkten bis an den Rhein vordrangen; Mainz ward blokirt, und die Rheinschanze von Mannheim belagert.

Hotze hatte indessen das Kommando des Sperrkordons erhalten, den man gegen die Schweiz anordnete, damit Frankreich sich durch diese Zwischenhand nicht mehr mit Bedürfnissen aller Art möchte versorgen können, und den er sehr treffend moutarde après diner nannte.

Zu Anfang des Decembers ward er von Lörrach eilig ins Hauptquartier nach Heidelberg abgerufen. Ereignisse besonderer Art — Paralisirung der vorgehabten Unternehmungen zur Ableitung der Mannheim und Mainz drohenden Gefahren von Seiten der Alliirten — verlängerten seinen Aufenthalt, worauf er nach Lörrach zurückkehrte, einen Standpunkt, der gerade damals für einen denkenden Beobachter sehr interessant war, weil in dem kaum 2 Stunden von Lörrach entfernten Basel um diese Zeit von der Kette der Koalition eines ihrer Hauptglieder abgelöst wurde.

Der Feldzug von 1795 gieng fast ganz in gegenseitiger Beobachtung hin. Erst in der Nacht vom 5ten auf den 6ten December setzte Jourdan bei Düsseldorf über den Rhein, trieb die östreichischen Truppen am Nieder-Rhein vor sich herauf, und schloß Mainz auch auf dem rechten Rheinufer ein, worauf dann auch Pichegru bei Mannheim auf das rechte Rheinufer übergieng. Ein beträchtliches Korps Truppen, wobei Hotze sich befand, zog nun vom Oberrhein her dem General Clerfayt am Main in Eilmärschen zu Hülfe; die Folge davon war, daß Jourdan sich schleunig wieder nach Düsseldorf zurück ziehen mußte.

Im Feldzuge von 1796 stand Hotze bei der Armee des Erzherzogs Karl. Er zeichnete sich in den Treffen aus, die während Moreaus Vordringen durch Schwaben, bei Estlingen und bei Heidenheim vorfielen; und als der Erzherzog sein schönes Manöuvre ausführte, mittelst dessen er, den General Latour, der französischen Rhein- und Moselarmee gegenüber, hinter dem Lech zurücklassend, plötzlich bei Ingolstadt wieder über die

Donau gieng, um der Sambre- und Maasarmee in die Flanke zu fallen, kommandirte Hotze eine der Kolonnen, die Jourdans übereilten Rückzug bewirken halfen. Er nahm, unter dem Oberbefehl des Erzherzogs, an den weitern Ereignissen dieses thatenreichen Feldzuges Theil. In dem kurzen Feldzuge von 1797 kommandirte er, als Feldmarschall-Lieutenant, das Reservelager zu Ulm.

Kaum war zu Campo Formio der Definitivfriede zwischen Oestreich und der französischen Republik abgeschlossen, als die damaligen wilden Machthaber in Frankreich Hotzes geliebtes Vaterland, die Schweiz, revolutioniren. Daß der Aristokratismus in den größern Kantonen einer Reform nach den unabtreiblichen Forderungen des Zeitgeistes bedürfe, hatte Hotze selbst schon lange erkannt. Allein die Art, wie das französische Directorium sich bei dem Umsturz der alten Verfassungen in der Schweiz benahm, die zügellose Frechheit und Raubsucht, womit die Rapinats und Consorten gegen ein biederes, seit Jahrhunderten unbeleidigtes und unbeleidigendes Volk verfuhren, hatten nothwendig sein vaterländisches Gefühl empören müssen. Auch war er beim Wiederausbruche des Krieges im Jahr 1799 die Seele der österreichischen Operationen, welche auf die Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz gerichtet waren. Er zuerst drang durch den Luciensteig und Graubünden in die eigentliche Schweiz ein, schlug sich mit Massena bei Frauenfeld und bei Winterthur, wo der Erzherzog Karl mit der östreichischen Hauptarmee sich mit ihm vereinigte, und hierauf nach mehrern blutigen Treffen die Räumung von Zürich durch die Franzosen bewirkte. Massena zog sich auf den nahen Albis. Nach

einiger Zeit verließ der Erzherzog mit dem größten Theil seiner Macht die Schweiz, wo jedoch Hotze mit einem starken östreichischen Armeekorps zurück blieb, welches in Verbindung mit der bereits bei Zürch angekommenen russischen Armee unter dem General Korsakow, und der von Italien aus über den Gotthard heranziehenden Armee des Feldmarschall Suworow, den entscheidenden Schlag gegen den General Massena vollbringen sollte. Allein kaum einen oder zwei Tage, ehe Suworow auf dem Punkt eingetroffen war, wo diese kombinirte Unternehmung statt haben sollte, kam Massena derselben zuvor, indem er am 25ten September vor Anbruch des Tages über die Limmat und Linth setzte, und die beiden Armeekorps der Generale Korsakow und Hotze gänzlich schlug. Dem letztern gegenüber waren zuerst 200 französische Schwimmer, die Säbel mit den Zähnen, die Piken in der Hand haltend, noch in der Nacht über die Linth gegangen, und hatten Allarm im östreichischen Lager verbreitet. Hotze, der sogleich aus seinem Hauptquartier herbei eilte, ward schon vor 5 Uhr Morgens, im ersten Anfang des Gefechts, unweit Schännis getödtet. Sein Körper ward einige Stunden nachher auf dem Schlachtfeld gefunden.

Selbst die Feinde ehrten den Tod eines so tapfern Kriegers, und seine Freunde betrauerten in ihm einen Mann von hellem Kopf, von ächtschweizerischer Biederkeit mit großer Welt- und Menschenkenntniß gepaart, dem man nichts als vielleicht ein, selbst im Alter von 60 Jahren manchmal noch zu rasch aufbrausendes Feuer, vorwerfen konnte.

Samuel, Graf von Schmettau.

Königl. Preußischer Generalfeldmarschall.

Dieser Edle gehört zu den ausgezeichneten Männern des alten deutschen Adels, welche gleich einem Sickingen und Hutten nicht blos ihren Werth in die nur von ihren Ahnen erworbenen Verdienste zu setzen bedurften. Er war am 26ten März 1684 zu Berlin gebohren. Der Vater, mit ihm gleiches Vornamens, stammte aus einem sehr alten adelichen ungarischen Geschlechte. In der Jugend hatte er sich dort durch Tapferkeit ausgezeichnet, und sich nachmals in der Grafschaft Glatz niedergelassen. Unter Friedrich I. von Preußen ward er geheimer Rath. Die Mutter war Marie de la Fontaine Vicard.

Schon in den frühesten Jahren bemerkten die aufmerksamen Eltern sehr glückliche Anlagen an ihrem Sohne. Diesen gemäß ward daher seine Erziehung scientifischer eingerichtet, als es damals gewöhnlich war. Vorzugsweise widmete sich der junge Schmettau der Geschichte, der Erdkunde und den mathematischen Wissenschaften. Schon im 15ten Jahre entzog ihn indessen sein Hang zu den Waffen den stillen Musen; er trug ein ganzes

Jahr lang als Kadet die Muskete, war anderthalb Jahre Fähnrich, und eben so lange Lieutenant und Kapitain-Lieutenant. In der Schlacht bei Höchstädt zeichnete er sich so rühmlich aus, daß man ihn auf dem Wahlplatze zum Kapitain und Chef einer Kompagnie ernannte. Bis zum Jahre 1714 nahm er einen rühmlichen Antheil an allen kriegerischen Ereignissen dieser Zeit, trat dann in königlich-polnische Dienste, und trug bald in vier verschiedenen bedeutenden Affairen ansehnliche Vortheile davon. Im Jahr 1717 ward er als Volontair nach Ungarn gesandt, und hier erwarb er sich die Achtung des Prinzens Eugens in einem solchen Grade, daß dieser große Mann alles anwandte, ihn in kaiserliche Dienste zu bringen. Er besiegte wirklich zuletzt Schmettaus Weigerung, und verschafte ihm 1719 die Stelle eines kaiserlichen General-Majors.

Seine neue Laufbahn begann zuerst nicht auf das glücklichste. Er gieng nemlich sogleich nach Sizilien, und mußte dort die widrige Schlacht erleben, in welcher die kaiserlichen unter dem Kommando des Grafen Mercy, von den Spaniern bei Francavilla geschlagen wurden. Dagegen hatte er den Triumph, durch seine Direction der Belagerung von Messina, diese wichtige Stadt fallen zu sehen.

Bis jetzt hatte der General Schmettau nur Gelegenheit gehabt, seinen Muth und seine militairischen Kenntnisse zu zeigen. Durch den Frieden eröfnete sich nach der Einnahme von Sizilien für ihn eine neue ehrenvolle Laufbahn. Der Kaiser trug ihm nemlich auf, eine Charte von Sizilien zu entwerfen. Mit

dem regesten Eifer übernahm er dieses mühsame Geschäft, und führte es auf das ehrenvolleste aus. Noch bis jetzt ist diese Charte das Beste, was die Geographie über jene höchst interessante Insel aufzuweisen hat. Bald darauf machte er eine Reise nach Ungarn, und ward dort von dem Grafen von Mercy und dem Herzoge von Würtemberg über die Befestigung von Temeswar und Belgrad befragt. Und da er bei neuen Unruhen nach Oberitalien, unter dem Oberkommando des Grafen Daun als General gieng, so benutzte er diese Gelegenheit auch als Geograph. Er brachte eine vollständige Charte des genuesischen Gebiets der sogenannten Luncgiana nach Wien zurück. Zwei Jahre darauf beendigten seine klugen Operationen die in Korsika ausgebrochenen Unruhen. Die Republik Genua bewies durch eine ansehnliche Belohnung, wie sehr sie den Werth dieses Unternehmens schätzte, und Eugen gab dem Grafen seinen Beifall nicht blos dadurch zu erkennen, daß er ihn zum Feldzeugmeister erhob, sondern er trug ihm für den Winter von 1735 die Beschützung von Schwaben auf. Die Ritterschaft von Franken, Schwaben und dem Oberrhein äußerten ihm ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie ihn unter die Ihrigen aufnahmen.

Nach dem Frieden mit Frankreich erndtete er neue Lorbeeren in dem Kriege gegen die Türken bis zum Frieden 1737. In diesem Kriege fand er Gelegenheit, den ihm angebohrnen Edelsinn an den Tag zu legen. Während der Uebergabe von Belgrad an die Türken, veranlaßte der zurückgehaltene Sold eine Empörung der Janitscharen gegen den dortigen Paschya.

General Schmettau schoß den Türken diese Summe sogleich vor, und stillte selbst den Aufruhr. Dieses edle Benehmen ward von Wien dadurch belohnt, daß man ihm die Stelle eines Hauptkommissairs bei der Bestimmung der Grenzen beider Reiche anvertraute.

Der Tod Kaiser Karls VI. führte für unsern Helden verschiedene minder günstige Umstände herbei; und obgleich man ihm die Würde eines Feldmarschalls ertheilte, so sann er dennoch darauf, durch seinen Freund, den Grafen von der Schulenburg, in Venetianische Dienste zu treten. Dieß kam indeß nicht zu Stande, und nun gieng er zu Friedrich dem Großen. Einen Feldherrn, der in mehr als 50 Affairen, Schlachten, Belagerungen, Eroberungen und kleinern Gefechten sich so ausgezeichnet hatte, der ausserdem einer der ersten Geographen seiner Zeit war, und sich auch als geschickter Geschäftsmann gezeigt hatte, konnte König Friedrich sicher nur mit offenen Armen empfangen. Er machte ihn daher sofort zum Chef der Artillerie, und beehrte ihn mit dem schwarzen Adlerorden. Er bediente sich seiner bei wichtigen Angelegenheiten theils in Frankreich, theils bei Kaiser Karl VII., der dafür ihn und seine Nachkommen in den Grafenstand erhob.

Kaum hatten Friedrichs Waffen den ersten schlesischen Krieg glücklich beendigt, so wandte dieser einzige Fürst sogleich sein Auge auf die Seele der Staaten, auf die Wissenschaften. Um durch die Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaften das Fortschreiten der Talente, der Industrie und des Handels zu befördern, wählte Friedrichs Kennerblick den Gra-

fen, Schmettau, den man mit Recht als den eigentlichen Urheber dieser für die Wissenschaften so wichtigen Epoche ansehen darf. Schmettau war der erste Präsident der Akademie, auch hielt sie ihre ersten Zusammenkünfte in dem Hotel des Grafen. Sein Eifer für große wissenschaftliche Unternehmungen, und vorzüglich für das Fortschreiten der Erdkunde, lenkte seine Aufmerksamkeit sogleich auf eine der Akademie würdige Arbeit. Sie sollte in nichts geringerem bestehen, als in der Messung eines Meridians vom Baltischen Meere bis zum Mittelländischen.

Bedenkt man die Größe und Kostspieligkeit des Unternehmens, ferner den damaligen Mangel an Astronomen und an guten Werkzeugen überhaupt, und besonders in unserm Vaterlande; endlich die vielfachen Schwierigkeiten, die sich in Rücksicht der verschiedenen Herrschaften, durch deren Lande diese große Messung unternommen werden mußte, zeigten, so könnte dieses ruhmvolle Vorhaben des Grafen Schmettau, dessen glückliche Ausführung vielmehr das Meisterstück einer schon lange blühenden, als einer kaum errichteten jungen Akademie, genannt werden darf, wohl für den charakteristischen Wunsch eines seltenen für große Unternehmungen enthusiastischen Mannes angesehen werden, dem aber die Zeit und mehrere Lokalumstände unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben würden. So sahe es auch Maupertuis an, der als wirklicher Weltenmesser alle die Schwierigkeiten genau kannte, mit welchen er bei einer weit kleinern ähnlichen Messung zu kämpfen gehabt hatte, so sehr er übrigens dem Verdienste des Grafen wegen des von

ihm vorgeschlagenen Unternehmens vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Diese Hindernisse hemmten indeß den Eifer des Grafen für die Geographie nicht. Er dachte um das Jahr 1748 auf bedeutende Messungen in unserm Vaterlande. Schon hatte er einen Quadranten nach Ilsenburg bringen lassen, nicht allein um den Brocken genau zu messen, sondern hauptsächlich diese Messung der Harzgegend mit andern im Hessischen durch Signalfeuer in Verbindung zu bringen, und hiedurch einen ansehnlichen Theil Deutschlands geographisch richtig niederzulegen. Zu dieser Achsicht gieng er auch mit guten Instrumenten versehen, nebst verschiedenen Ingenieuren, nach Cassel, um sich selbst von der Richtigkeit der ersten Dreyecke zu überzeugen. Allein auch dieses schätzbare Unternehmen ward durch unbillige Eifersucht, die Kenntniß der Länder zu verheimlichen, verhindert. Bald darauf ward der Graf von einer gefährlichen Krankheit befallen. Bei so vielfältigen großen Anstrengungen sanken die körperlichen Kräfte stets tiefer herab. Indeß behielt er selbst in den größten Leiden bis zu seinem Hintritte einen ruhigen, heitern Geist. Er starb am 18. August 1751 im 68sten Jahre seines Alters.

Bei dem Grafen Schmettau entsprach eine männliche schöne Gestalt seinem edlen Geiste. Stets auf große und nützliche Unternehmungen und Zwecke jeder Art gerichtet, entgiengen seinem Scharfblicke fast niemals die dazu am richtigsten führenden Mittel; und obgleich fast in Schlachten und dauernden Kämpfen alt geworden, blieben dennoch auf eine höchst seltene

Art in ihm der kühne Heldenmuth mit der größten Menschenliebe und Heiterkeit der Seele verschwistert. Noch lebt der Graf in seinem berühmten Sohne, dem königl. preußischen Generale Karl Friedrich Wilhelm, fort, der sich um das geographische Studium durch mehrere musterhafte Charten ungemein verdient gemacht hat. Ihm dankt man besonders eine genaue und schöne topographische Charte der beiden mecklenburgischen Herzogthümer in 25 Blättern.

Ludwig Franz Herzog von Boufflers.

Pair und Marschall von Frankreich.

Im Tempel des Nachruhms erblickt man den Namen des Marschalls Boufflers neben den Namen der größten Helden seiner Zeit, und was die unpartheiische Geschichte bei weitem nicht von allen Helden rühmen kann, das rühmt sie von ihm: er war auch ein edler Mensch!

Seine Familie war eines der ältesten adelichen Geschlechter in der ehemaligen Provinz Picardie, wo Ludwig Franz im Jahr 1644 gebohren wurde. Da er sich frühzeitig für den Kriegsdienst bestimmte, und Ludwig XIV. seiner Familie besonders wohl wollte, so gieng er schnell durch die untern Stufen, bildete sich unter den größten Helden Frankreichs mit Sorgfalt und unermüdeter Bestrebsamkeit aus, und erschien in den folgenden Kriegen als einer der würdigsten Schüler jener großen Meister. Im Jahr 1669 wurde er Oberster eines Regiments Dragoner, und an der Spitze dieses Korps erwarb er sich die Achtung des großen Turenne. Nach dem Zeugnisse desselben hatte er großen

Antheil an des Schlacht bei Ensheim (1674), wo er gefährlich verwundet wurde.

Das Glück unterstützte seine Verdienste und erhob ihn von einer militairischen Stufe auf die andere; ja selbst aus seinen Unfällen wußte er wesentlich größere Vortheile für sich zu ziehen. Einen Beleg hierzu liefert seine Gefangennehmung bei der Uebergabe von Namour im Jahr 1695. Boufflers hatte sich mit 7 Dragoner-Regimentern in diese Festung, die von dem Könige Wilhelm III. belagert wurde, geworfen und seine ganze Thätigkeit und Beharrlichkeit angewandt, um den Belagerer zu ermüden. Dennoch sah sich der Kommendant nach einigen Monaten genöthigt, die Stadt zu übergeben. Boufflers zog sich mit dem Ueberreste der Garnison in die Citadelle zurück, und vertheidigte diese noch einen Monat lang mit der ihm so sehr eigenen Thätigkeit und Ausdauer. Endlich, nachdem die Garnison von 16,000 Mann auf 5600 herabgesunken war, und es diesem traurigen Ueberreste an allem fehlte, übergab er auch die Citadelle auf Kapitulation. Der Garnison wurde ein ehrenvoller Abzug zugestanden, aber indem Boufflers an der Spitze derselben auszog, ließ ihn König Wilhelm gefangen nehmen. Erstaunt fragte er nach der Ursache dieser Ungerechtigkeit, und bekam zur Antwort: es geschehe darum, weil die auf Kapitulation übergebenen Garnisonen der Städte Deynse und Dixmuyden noch nicht ausgeliefert worden seyen. „Wenn das ist, sagte Boufflers, so behalte man meine Soldaten und nicht mich.“ — „Man schätzt Sie höher, war die Antwort, als 10,000 Mann.“ Doch schon nach 14 Tagen wurde

er wieder frei, und als er in dem königlichen Pallaste zu Versailles erschien, lief alles zusammen, um ihm seine Freude zu bezeugen. Der König selbst empfing ihn mit auszeichnender Gnade, umarmte ihn mehrere male, tröstete ihn über die erlittenen Unfälle, und um seinen Beruhigungsgründen noch mehr Nachdruck zu geben, erhob er die Erbgüter Boufflers zu einem Herzogthume und beschenkte ihn mit einer sehr ansehnlichen Geldsumme.

Der spanische Successionskrieg gab ihm mannigfaltige Gelegenheit, seinen großen Charakter und seinen Heldengeist zu entfalten. Die glänzendsten Thaten in diesem Kriege sind seine Vertheidigung von Ryssel (1708) und sein Betragen in dem Feldzuge des folgenden Jahrs, besonders in der schrecklichen Schlacht bei Malplaquet. Seit 4 Jahren hatte er kein Kommando begleitet, und mit mehrern ältern und sehr verdienten Marschällen das Schicksal getheilt, jüngern und weniger verdienstvollen nachgesetzt zu werden. Dennoch war er so bereitwillig, dem Winke des Königs zu folgen, als er ihm den gefahrvollen und höchst mißlichen Auftrag gab, Ryssel zu vertheidigen, daß er unmittelbar abreiste und sich nicht einmal die Zeit nahm, seine Familie vorher erst noch zu sehen. Die Tapferkeit und Ausdauer, mit welcher er die Festung vertheidigte, verdient um so mehr Bewunderung, da Boufflers sich jetzt schon sehr dem Greisenalter näherte; so wie die unermüdliche Geduld und der Gleichmuth, welchen er dabei bewies, um so gerechtere Ansprüche auf eine ehrenvolle Erwähnung verdient, da so wenig zu seiner Unterstützung geschah, und er der Eifersucht und unanständigen Zwistigkeit der

Feldherren der französischen Entsatz-Armee aufgeopfert wurde.

Das Elend, was die Belagerten in der Citadelle, in welcher sie in der letzten Zeit zusammengedrängt waren, auszustehen hatten, wuchs mit jedem Tage, und endlich mußte sich Boufflers ergeben. Die Bedingungen, welche ihm Eugen zugestand, zeugten hinlänglich von der hohen Schätzung des Helden, den — wie sich der Sieger selbst nicht verbergen konnte — nicht sowohl die Tapferkeit der Feinde, als die Feigheit und Unentschlossenheit seiner Vertheidiger zur Unterwerfung unter sein Schicksal zwang. „Es ist mir lieb, sagte Eugen zu Boufflers, daß Ryssel in meine Hände gekommen ist, aber lieber noch möcht' ich den Platz vertheidigt haben, wie Sie." Der König belohnte ihn, wie wenn er eine Schlacht gewonnen hätte; er verlieh ihm die einzige für ihn noch zu erlangende Ehrenwürde eines Pairs von Frankreich. Als er unter die Zahl derselben, in einer feierlichen Sitzung des Pariser Parlements aufgenommen wurde, begleiteten ihn die meisten Offiziere, die unter ihm, während der Belagerung in Ryssel, gedient hatten. Der Marschall wandte sich zu ihnen mit dem ihm eigenen Anstand und sagte: „Die Ehre, welche mir jetzt wiederfährt, verdanke ich Ihnen, meine Herren; an Sie fällt dieselbe zurück. Sie sind es, die man belohnt, und mir bleibt nur der Ruhm, an der Spitze so vieler tapferer Männer gefochten zu haben." Als ihm während der Belagerung ein Partheigänger zu verstehen gab, es dürfte nicht schwer werden, den Prinzen Eugen aus dem Wege zu räumen, sagte er: „Dein Glück ist gemacht, wenn du ihn gefangen nimmst, aber du

wirst aufs strengste bestraft, wenn du ihm nach dem Leben trachtest; ja ich würde dich sogleich auf deine ganze Lebenszeit einsperren lassen, wenn ich vermuthete, daß du dieß im Sinne hättest.“

Großmüthig eilte er noch einmal zur Armee in die Niederlande und versah mit der vollkommensten Pünktlichkeit den Dienst eines General-Lieutenants bei dem weit jüngern Obergeneral Villars. Es galt für seinen König und für sein Vaterland: den ersten verehrte er, das letztere liebte er über alles. So verstummte jede andere Betrachtung. Allgemein verehrt starb er 1711 zu Fontainebleau, 68 Jahre alt.

Boufflers kriegerische Talente hatten vielleicht mehr die Ausbildung eines Helden aus den glänzendsten Zeiten der Chevallerie, als die eines großen Feldherrn nach der neuern Art Krieg zu führen. Er hatte sich persönliche Tapferkeit, Thätigkeit, Ausharren in einem hohen Grade zu eigen gemacht. Sein Geist zeigte, auch in den hitzigsten und ungestümmsten Zeitpunkten der Schlacht, eine Kraft und eine Besonnenheit, die wenig ihres Gleichen hatte. Niemand war geschickter als er, einen gefahrvollen Rückzug mit Klugheit anzuordnen und mit Festigkeit auszuführen; niemand fähiger als er, eine belagerte Festung zu vertheidigen, den Feind durch rastlose Thätigkeit, durch kühne Ausfälle zu ermüden und auch gegen die entschiedenste Uebermacht bis auf den äußersten möglichen Punkt hinzuhalten. Indessen scheint es, daß er mehr geübt war, nach Vorschriften zu handeln, als eigene Pläne zu entwerfen. Er war im hohen Grade pünktlich in der Ausführung der erhaltenen Aufträge. Strenge Disciplin zeichnete seine Heere aus;

Thä-

Thätigkeit, Ordnung, Wetteifer war überall sichtbar. Der Feldherr war in Allem das Muster der Soldaten, der Soldat in Allem das Nachbild des Feldherrn. Der Soldat achtete ihn sehr hoch, folgte ihm überall in das heftigste Feuer, harrte mit ihm aus gegen Hunger und Elend; — aber fürchtete ihn mehr als er ihn liebte. Er wußte, daß der Feldherr überall nur auf den König, den Dienst und die Ehre, nie aber auf ihn, Rücksicht nahm. Allein sie wußten auch, daß er eben so wenig auf sich selbst Rücksicht nahm, nichts von ihnen verlangte, als was er selbst leistete und ihnen jede Beschwerde durch die noch strengere Erfüllung seiner eigenen Pflichten wegnahm. Daher murrten sie zwar nicht, aber sie liebten ihn deshalb doch auch noch nicht. Die Strenge, mit welcher er auf gute Sitten, ein regelmäßiges Betragen drang; die Pünktlichkeit, mit welcher er überall auf Subordination hielt, die Ordnung und Gerechtigkeit, die er auch in Feindes Land beobachtet wissen wollte — dieß alles waren so viele abstoßende Eigenschaften für Untergebene, die nur durch Familiarität und Nachsicht gewonnen werden konnten.

Er selbst war ein Muster der äußersten Sittlichkeit, wie der Pünktlichkeit und des Diensteifers. Jede unedle Leidenschaft, jede Niedrigkeit war von seinem Charakter fern. Er war so rein, daß auch die Verleumdung ihn nie zu beschmutzen gewagt hat. Er kannte den Eigennutz nicht, er ließ sich keine Ausschweifung irgend einer Art zu Schulden kommen. Er war der feinste Hofmann, wie der tapferste Krieger. Was man am Hofe Ludwigs XIV. feinen Hofton nannte, besaß er im höchsten Grade. Er war unterthänig gegen den König

und die, so ihm angehörten; aber nur aus Pflichtgefühl, nicht aus Niederträchtigkeit oder eigennützigen Absichten. Die Ehre gieng ihm über alles. Sie war das Ziel seiner rastlosen Bestrebungen; jede Bemühung, jede Aufopferung, die er für sie machte, wurde ihm leicht; keine Belohnung hatte einen Werth für ihn, als die, welche sie ihm gewährte.

Ludwig Hector,
Herzog von Villars.

Marschall von Frankreich.

Villars wurde im Jahr 1653 zu Moulins gebohren. Als Sohn eines königl. Staatsraths, den Ludwig XIV. schätzte, trat er mit Ansprüchen in die Welt, die durch seinen natürlichen Charakter sehr beträchtlich erhöht wurden. Er hatte eine kräftige Gestalt, eine angenehme Bildung, einen raschen, wenn auch nicht sehr tiefgreifenden Verstand und eine lebendige Phantasie. Sein Muth war groß, aber seine Eitelkeit war es nicht weniger, und von früher Jugend an spornte ihn ein rastloser Ehrgeitz. So sehr auch das Glück seine Ansprüche begünstigte, so verfuhr es seinem Ehrgeitz noch immer zu langsam und zu mäßig.

Die militairische Laufbahn dünkte ihm die sicherste, um seine hochfliegenden Absichten zu erreichen, und er irrte sich nicht. Er zog noch sehr jung mit den französischen Truppen zum Kampfe aus, und bewährte bald seinen persönlichen Muth, seine Thätigkeit und Brauchbarkeit, in den Feldzügen gegen die Niederländer. „Es ist als ob der Bursche aus der Erde schlüpfte, wenn's

etwas zu thun giebt“, sagte Ludwig XIV, und eine Folge dieses günstigen Urtheils war, daß Villars schnell von einer Stufe der militairischen Ehrenstellen zur andern stieg.

Während des Friedens wurde er zu verschiedenen ehrenvollen Missionen gebraucht, auf welchen er sich die Aufmerksamkeit und den Beifall des Königs noch mehr erwarb. Indessen ließ ihn sein Streben nach Kriegsruhm auch nicht einmal in den kurzen Zwischenräumen des Friedens ruhen, welchen Frankreich unter der eroberungssüchtigen Regierung Ludwigs genoß. Der Türkenkrieg lockte ihn nach Ungarn, wo er sich an den Fürsten von Baiern anschloß, und auch hier sich Auszeichnung und Ehre erwarb. Durch seine Aufnahme in Wien und eine persönliche Auszeichnung des Kaisers sehr geschmeichelt, kehrte er in sein Vaterland und an den Hof von Versailles zurück. Sein stets reger Ehrgeitz trieb ihn jetzt, sich unter den Höflingen so auszuzeichnen, wie unter den Kriegern; und sein geschmeidiger Geist ließ ihn sich in jedes Verhältniß mit Leichtigkeit fügen. Niemand konnte damals bei Hofe einiges Glück machen; es sey denn, daß er der Frau von Maintenon gefiel, und niemand konnte ihr gefallen, als wer sich einen Anstrich von Frömmeley und Sittsamkeit zu geben wußte. Villars hatte das Glück und die Geschicklichkeit, sich ihrer Gunst vollkommen zu erwerben. Er wußte selbst seinen Witz und seine Lebhaftigkeit ihr angenehm zu machen; und durch diese auszuführen, was seine scheinbare Frömmigkeit begründete. Die Auszeichnungen, die er erhielt, nährten seine Eitelkeit, und

diese wirkte auf seine Phantasie. Er hielt sich selbst für den witzigsten Kopf, wie für den größten Helden.

Der Krieg, welcher im Jahr 1688 ausbrach, entzog ihn dem Hofleben wieder. Zuerst wurde er an den Hof des Churfürsten von Baiern gesandt, mit dem Auftrage, ihn von Oestreich abzuziehen und wenn nicht mit Frankreich zu verbinden, doch wenigstens zu einer Neutralität zu bewegen. Da dieß fehl schlug, gieng er zur Armee, und fand bald Gelegenheit, sich die Achtung seiner Oberfeldherrn und des Feindes zu erwerben. Zuerst wurde ihm die Vertheidigung der Linien bei Tournay anvertraut, und bald nachher nahm er einen sehr ehrenvollen Antheil an der Schlacht bei Leuze. In den folgenden Feldzügen reitzte ihn sein unruhiges Streben, sich auszuzeichnen und sich empor zu schwingen, immer mehr; und der glückliche Erfolg, welcher verschiedene seiner gewagten Unternehmungen begleitete, machte ihn immer kühner, aber auch immer anmaßender. Im Anfange des Feldzuges 1692 gelang es ihm, in einen Zusammentreffen mit einem kleinen abgesandten Korps, unter dem Grafen von der Lippe, diesen zu schlagen und den Administrator von Wirtenberg zum Gefangenen zu machen. Bald nachher wurde er General-Lieutenant.

Nach dem Ryswicker Frieden kam Villars als außerordentlicher Gesandter an den Wienerhof, und er blieb hier bis zum Jahr 1701, da der Ausbruch des spanischen Successionskriegs alle gütlichen Verhandlungen vereitelte, und unsern Helden Gelegenheit gab, seine militairischen Talente in ein sehr glänzendes Licht zu setzen, und seinem Vaterlande wahrhaft nützlich zu wer-

den. Denn, ungeachtet man von ihm behauptet, er habe die Taktik nicht sehr verstanden, sondern mehr geprahlt, als wirkliche Einsicht eines Feldherrn gehabt, so hat er doch die Schlacht bei Fridlingen gegen den Prinzen von Baden (den 13ten Oct. 1702) und bei Höchstädt gegen den Grafen von Styrum (den 20sten Sept. 1703) gewonnen. Da er sich bei der letztern Gelegenheit mit dem Churfürsten von Baiern entzweite, so wurde er von der Rheinarmee zurück berufen, und erhielt den Auftrag, dem hartnäckigen Krieg ein Ende zu machen, den die Camissards im Innern des Reichs veranlaßt hatten. Sehr viel Ehre macht es ihm, daß er die Empörer mehr durch Güte als durch Schärfe zum Gehorsam zurück zu bringen suchte. Es gelang ihm auch, auf diese Weise den Hauptanführer, Cavalier, zu gewinnen, und dadurch die Flamme des Bürgerkriegs auf eine zeitlang zu dämpfen. Indessen vernichtete der Fanatismus bald die Folgen seiner Bemühungen. Das Feuer brach stärker wieder hervor. Villars sah sich gezwungen, gewaltsame Mittel anzuwenden, und trug dennoch nicht den Ruhm davon, dieser verderblichen und greuelvollen Fehde ein Ende gemacht zu haben.

Gleichwohl hatte er die Genugthuung, als Beweise der Zufriedenheit des Königs, den Titel Duc (Herzog) mit der erblichen Uebertragung auf seine Güter zu erhalten, und zum Ritter der königl. Orden ernannt zu werden. Es war jetzt nur noch eine Stufe übrig, die ein Privatmann damals erreichen konnte, nemlich die Würde eines Pairs des Reichs. Diese wurde ihm fünf Jahre nachher, gleichsam als Verband für seine in der

Schlacht bei Malplaquet erhaltene Wunde, und zum Ersatz für den Verlust der Siegerehre zu Theil. Dieser neuen Erhebung folgte unmittelbar die Verleihung des Gouvernements zu Metz, Tull und Verdun.

Das Jahr 1712 krönte alle seine kriegerischen Thaten durch die berühmte Schlacht bei Denain, die ihm den Ruhm eines Retters des Vaterlands erwarb. Bereits stund Eugen an der Grenze der Picardie und Champagne, und nur von der Eroberung der kleinen Festung Landreci hieng es ab, ob die Benennung der Landstraße nach Paris, welche die Deutschen ihren Linien gaben, wahr werden sollte, oder nicht? als ein gewagter und nöthiger Angriff, den Villars auf die abgesonderten Schaaren der Holländer unternahm, der ganzen Sache eine andere Gestalt gab. Der Marschall macht die Maske, als ob er den Prinzen angreifen wollte, und bewegt ihn, seinen rechten Flügel von der Schelde weg nach seinem linken hin zu ziehen. Dieß war's, was Villars wünschte. Er eilt über die Schelde, überfällt die Holländer, die sich fast alle ergeben müssen, und Eugen, der die Absichten des Feindes zu spat bemerkt, ist Zeuge der Niederlage, welche er an niemand, als seinen Manschetten rächen kann, die er im Zorne zerriß. Ermuntert durch den glücklichen Erfolg erobert Villars Marchiennes in wenigen Tagen, nebst andern haltbaren Plätzen, nöthigt den Prinzen, sich von Landreci zu entfernen, und spielt den Krieg in andere Gegenden. Der Friede zu Rastat, dem Villars als Bevollmächtigter beiwohnte, endigte am 6ten May 1714 den langwierigen blutigen Kampf.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. wurde der Marschall zu einem Mitgliede des Regentschaftsraths und zum Präsidenten des Kriegsraths ernannt. Als dieser jedoch bald nachher wieder aufgehoben wurde, blieb ihm kein Antheil weiter an den öffentlichen Angelegenheiten. Allein er wußte sich doch in einer gewissen Achtung bei dem Regenten und seiner schwärmenden Rotte zu erhalten; auch von Zeit zu Zeit ihre und des Publikums besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Bei den folgenden Veränderungen der Verhältnisse am Hofe lebte er ungestört und genoß selbst einer allgemeinen persönlichen Achtung, die sein mit dem zunehmenden Alter gesetzteres und ernsteres Wesen, seine Festigkeit und Gradheit, sein hoher Rang, als erster Marschall von Frankreich, sein Kriegsruhm und sein großes Vermögen ihm erhielten.

In seinem hohen Alter wurde er noch einmal aus der Ruhe des Privatlebens aufgestört, um bei dem (im Jahr 1733) aufs neue zwischen Oestreich und den bourbonnischen Mächten ausgebrochenen Kriege das Kommando in Italien zu führen. Allein die Zeit seiner Thätigkeit und seines Ruhms war dahin. Schon im Anfange des zweiten Feldzugs war die wenige noch übrige Lebenskraft des 82jährigen Greises völlig erschöpft. Er unterlag der Last, welche selbst jugendlichen Schultern nicht selten zu schwer wird. Er suchte seine Zurückberufung und erhielt sie. Allein seine Gesundheit erlaubte ihm nicht die Rückreise nach Frankeich fortzusetzen. Er blieb zu Turin

und starb daselbst, nach einer Krankheit von einigen Wochen, am 17ten Juni 1734. Als er sterben sollte, sprach er: er bedaure nichts mehr, als daß er nicht mit den Waffen in der Hand sterbe — „und so behielt er, sagt der Privatgeschichtschreiber Ludwigs XV, bis an sein Ende die ihm zur Natur gewordene Prahlerey bei, die er oft übertrieb!“

Thomas Arthur,
Graf von Lally.

Französischer Gouverneur von Ostindien.

Die blutdürstige Regierung des Kardinals Richelieu und insonderheit die Tragödie der englischen Revolution, hatte ganz Europa seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Aufruhr gebracht, und es formirte sich eine mächtige Meinung gegen Staatsverbrechen, welche die Regierungen nöthigten, darauf die Strafe öffentlicher Hinrichtung, wie auf gemeinen Mord und Straßenraub, zu setzen. Ludwig XIV. bestrafte nun die Felonie des Ritters von Rohan mit dem Tode, und dieser würde doch noch von ihm begnadigt worden seyn, wenn man ihn darum gebeten hätte. Während der Regentschaft wurden von dem schlechten und unversöhnlichen Dubois Schaffotte in Bretagne errichtet; aber unter Ludwig XV., dem während der Administration des Kardinals Fleury nur friedliche Bilder vorgehalten wurden, herrschte das System der Milde. Um so auffallender war die Hinrichtung des Generals Lally, welche über ganz Europa Entsetzen verbreitete.

Thomas Arthur, Graf von Lally, war ein gebohrner Irländer, und stammte aus einer sehr angesehenen Familie ab. Aus Ergebenheit gegen das Haus Stuart, das vom englischen Throne ausgeschlossen wurde, knüpfte er sein Schicksal an das Schicksal dieses Hauses. Er wählte Frankreich zu seinem zweiten Vaterlande, und nahm daselbst im Jahr 1720 unter einem irländischen Regimente Dienste. Daß es ihm nicht an Muth fehlte, bewies er bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders in dem Kriege gegen die Engländer 1740. Hier zeichnete er sich vorzüglich dadurch zu seinem Ruhme aus, daß er die berühmte feindliche Kolonne in der Schlacht bei Fontenai über den Haufen warf. Diese That sah Ludwig XV. und gab ihm ein Regiment.

Das französische Ministerium hatte von Lallys Treue, Muth und Unerschrockenheit eine so gute Meinung, daß es ihm im Jahr 1757 zum Gouverneur der französischen Besitzungen in Ostindien ernannte. Aber dieß war der Weg zu seinem Verderben. England war damals mit Frankreich im Krieg verwickelt, und die Franzosen suchten den Engländern hauptsächlich in Ostindien wehe zu thun. Nach seiner Ankunft daselbst war daher die Eroberung von Kudulur, St. David, und andern englischen Plätzen auf der koromandelschen Küste Lallys erstes Geschäfte. Er verheerte alles, und setzte die Länder in starke Kontribution. Allein bald änderte sich die Scene, und die Franzosen erlitten, trotz ihrer Uebermacht an Truppen, einen Verlust nach dem andern.

Lally war bei diesen Unfällen nicht ohne Schuld.

Seine Hauptfehler waren mürrischer Eigensinn, Mißtrauen und Strenge, womit er alles in Indien gegen sich aufbrachte. Nach der Eroberung von St. David war es sein erstes gewesen, Arkot einzunehmen. Das ließen die Engländer in Madras immerhin bei ihrem Truppenmangel geschehen, setzten sich aber dagegen in Thinalapet fest, dessen Wichtigkeit zu seiner vorhabenden Belagerung von Madras Lally zu spät einsah. Lally fand kein Geld in der öffentlichen Kasse, und ward auch von den Mitgliedern der französischen Regierung, weil er sie ohne Ausnahme des Betrugs beschuldigte, nicht unterstützt. So blieb die große Uebermacht an Truppen, die er vor den Engländern hatte, unthätig. Ja diese konnten, nach erhaltener Verstärkung aus England und zwei vor Arkot gewonnenen Seeschlachten sich nun im Felde wieder sehen lassen. Seine kostbare Belagerung des Forts George bei Madras mußte er mit Verlust aufheben. Alles lief unglücklich für die Franzosen ab, so tapfer und eifrig für seinen Dienst Lally auch war. Der Haß und Spott seiner Untergebenen verfolgte ihn immer mehr, und er mochte thun, was er wollte, so ward es getadelt oder verwünscht. Seine Kavallerie mutinirte, und Einige giengen zu den Engländern über. Geld hatte er nicht, und selbst die Mittel, etwas zu bekommen, wurden vom Conseil zu Pondichery nicht gebilliget. Er wurde zuletzt in Pondichery eingeschlossen, und mußte (am 16ten Januar 1761) Stadt und Garnison den Feinden preis geben. So sah Lally von den Engländern das ausgeführt, was er sich nach der Eroberung des Forts David zu thun vorgenommen hatte. Nem-

lich statt die Engländer aus Ostindien zu vertreiben, mußte er ihnen alles überlassen, so daß nicht ein Häuschen hiev übrig blieb, welches unter französischer Auctorität in Indien hätte handeln können.

Lallys Schicksal verdient bei allen seinen Fehlern dennoch Mitleiden. Es fehlte ihm nicht an Treue, Talenten für einen Europäischen Krieg und großer Thätigkeit; aber es fehlte ihm ganz an der Liebe seiner Untergebenen. In Frankreich verlangte er eine Untersuchung seines Verhaltens vor einem Kriegsgerichte; aber er erhielt es nicht, und ward in die Bastille gesperrt. Die militairischen Zeugnisse der Crillons, der Montmorency, welche Kriegsgefährten des Generals in Indien gewesen waren, wurden nicht geachtet; man hörte dafür die Aussagen eines Stallknechts und eines Kochs von Lally, die mit einem Herrn unzufrieden waren, der gegen sie einen harten Charakter gezeigt hatte. Erst nach einem 18monatlichen Gefängnisse konfrontirte man ihn mit seinen Anklägern. Aber durch die Heftigkeit, die er gegen seine Richter brauchte, und die er mit Stolz und Verachtung behandelte, machte er seine Lage schlimmer. Es vergiengen abermals 18 Monate, da denn das Parlament in Paris ihn verurtheilte, den Kopf zu verlieren, weil er das Interesse des Königs, des Staats und der ostindischen Kompagnie verrathen, und seine Auctorität durch Erpressungen und Mißhandlungen der Einwohner von Pondichery gemißbraucht hätte.

Aus Verzweiflung über ein solches Urtheil stieß sich Lally einen Zirkel, den er eben zur Verfertigung indischer Karten brauchte, in die Brust. Er gieng aber

nicht durch das Herz. Nun brach er in die schrecklichsten Verwünschungen gegen seine Richter und Ankläger aus. Er ward aber noch an eben dem Tage (den 19ten Mai 1766) als ein gemeiner Missethäter nach der Richtstätte geschleppt. Als er hier angekommen war, verrichtete er sein Gebet. Aber ehe er es noch geendigt hatte, hieb der Scharfrichter ein, verfehlte ihn aber, so daß ihrer drey ihn ergreifen, und ihm den Kopf herunter säbeln mußten. Lally hatte dieses Schicksal nicht verdient, und Voltaire nennt mit Recht seine Hinrichtung einen Justizmord.

Jean Charles Pichegru.

Franzöſiſcher Obergeneral.

Arbois in der Franche Comte iſt der Geburtsort dieſes Generals, der eine Zeit lang Europa mit dem Ruhme ſeiner Thaten erfüllte. Er betrat ſeine irdiſche Laufbahn im Jahr 1761. Seine Eltern waren arm, aber die Franziskanermönche des Orts nahmen ſich ſeiner an, und gaben ihm eine gute Erziehung. Nachdem er ſchon großen Fortgang in den abſtrakten Wiſſenſchaften gemacht hatte, ſchickten ihn dieſe Geiſtlichen nach Brienne, wo ſie ein Kollegium hatten, um hier Philoſophie und Mathematik zu ſtudieren. Vermuthlich rührt daher das Gerücht, er ſey ein Mönch geweſen.

Noch ziemlich jung trat er zum Militair. Hier wurde er bei der Artillerie angeſtellt, und gelangte bald zum Grade eines Unteroffiziers. Er ſchwang ſich nun, nach dem Ausbruche der Revolution, durch ſein eigenes Verdienſt von einer Stufe zur andern, und wurde gegen das Ende des Octobers 1793 zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt. Hier grif er in Verbindung mit Hoche, der die Moſelarmee kommandierte, die Oeſtreicher täglich an, ſchwächte und ermüdete dadurch dieſelben immer mehr, überſtieg endlich am 22ſten De-

cember die Weissenburger Linien, und zog am 28sten in Landau ein: die Oestreicher giengen am letzten Tage des Jahrs bei Philippsburg über den Rhein zurück, und die Preussen zogen sich am Gebirge gegen Mainz hinunter.

Pichegru wurde nun General der Nordarmee, die, 150,000 Mann stark, an der belgischen Grenze stund. Mehrmals von den Oestreichern zurück geworfen, wagte er immer neue kühne Angriffe, und die berühmte Schlacht bei Fleurus (den 26sten Juni 1794) entschied das Schicksal Belgiens; die Kaiserlichen zogen sich nach Mastricht zurück. Die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien, die Engländer und Hannoveraner unter dem Herzog von York, hatten sich in das Gebiet der vereinigten Niederlande gegen Herzogenbusch und Breda zurückgezogen, um diese Vormauern Hollands zu decken. Pichegru rückte ihnen immer nach, schlug am 14ten Sept. den Herzog von York bei Boxtel, und zwang ihn, sich hinter die Maas zurück zu ziehen. Sogleich gieng er auf Herzogenbusch los, besetzte Nymegen, und versuchte noch im December über die Maas und Waal zu setzen, welches aber aus Mangel der nöthigen Fahrzeuge unterbleiben mußte. Kaum war indessen das Eis auf diesen Flüssen stark genug, um mit Sicherheit Truppen darüber hinführen zu können, als in der Nacht vom 26sten auf den 27sten Dec., in fürchterlicher Kälte, die Nordarmee auf der ganzen Linien von Nymegen bis Breda sich in Bewegung setzte. Der kühne Uebergang gelang, die Feinde wurden überall zurück geworfen, und schon am 19ten Januar rückte Pichegru in Amsterdam ein. In einer Proklamation

tion an die Bataver wurde nicht nur Ehrfurcht für das individuelle Eigenthum versprochen, sondern auch noch erklärt, daß die Franken als Freunde und Bundsgenossen des batavischen Volks eingerückt seyen. Und zum Schlusse hieß es: „das batavische Volk allein wird, indem es seiner Souveränität sich bedient, seine Regierungsform ändern oder modificiren können.“ Diese letzte Phrase war das Signal zu einer allgemeinen Revolution im ganzen Umfange der vereinigten Niederlande. Sie verschafte den Franken unbedingtes Vertrauen, und Eroberungen, wozu sonst kaum eine Reihe von Jahren geführt haben würde. In etwas mehr als einem Monate waren sie Meister aller Festungen der sieben vereinten Provinzen. Nichts von dem ganzen unermeßlichen Vorrath an Lebensmitteln in diesem Lande war ihnen entgangen; kein Schiff war bei ihrer Ankunft geflohen; den Engländern war von nun an ihr Hauptberührungspunkt mit dem festen Lande abgeschnitten; dagegen hatten die Franken sich den Zuwachs einer beträchtlichen Marine erworben.

Pichegru war am 3ten März 1795 zum Obergeneral der Rhein- und Moselarmee ernannt worden. Er kam nach Paris, um den Plan des bevorstehenden Feldzuges zu verabreden, gerade in dem Augenblick, da die Partheien im größten Kampfe waren. Es entstand ein Aufruhr, die Nationalgarden versammelten sich, und Pichegru ward zum Oberbefehlshaber derselben ernannt. Sein Muth und seine Thätigkeit stellte, von dem Eifer der Nationalgarde unterstützt, die Ruhe bald wieder her, und nach zwei Tagen schien Paris gar nicht mehr dieselbe Stadt zu seyn.

Jetzt reiste Pichegru zur Armee ab; aber erst im September gieng er über den Rhein; der Mittelpunkt und rechte Flügel seiner Armee besetzte Mannheim und hatte dadurch ein furchtbares Thor in das innere Deutschland gewonnen. Der linke Flügel, der schon seit langer Zeit Mainz blokirt hielt, stand daselbst in einem verschanzten Lager, woran schon seit Ende Octobers 1794 gearbeitet worden war. Am 24sten Sept. erfolgte ein allgemeiner Angriff der Franken auf beiden Ufern des Neckers. Aber er mißlang, und in der Nacht vom 28. auf den 29. October überstieg Clairfait die für unüberwindlich gehaltenen Linien von Mainz. Pichegru sammelte die zerstreuten Truppen, und zog mit seiner Armee zwischen dem Donnersberg und Worms an die Pfrim vor. Aber auch aus dieser Stellung wurde er von den Oestreichern verdrängt, und Mannheim mußte sich ergeben. Es erfolgten von beiden Seiten wiederholte heftige Angriffe, und man sah einem der blutigsten Winterfeldzüge entgegen, als in den letzten Tagen des Jahrs 1795 ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Nach der darinn bestimmten Demarkationslinie sollten die östreichischen Armeen ihre Position vom linken Rheinufer, längs dem Speierbache, über Neustadt bis Kaiserslautern, und von da über Kürn, Stromberg bis Dreyenlechhausen unterhalb Bingen haben.

Hier endigt sich Pichegru's militairische Laufbahn. Das Vollziehungsdirektorium rief ihn von der Armee ab und bot ihm die Großbothschaftersstelle in Stockholm an; aber da sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Schweden wölkten, so fand er es nicht für gut, sie

anzuuehmen, sondern zog sich in den Schoos seiner Familie, auf ein Gütchen bei Besançon zurück, das nicht einmal sein eigen war. Aber im Jahr 1797 wurde er dieser Dunkelheit wieder entzogen, und von den Wahlbürgern des Jura-Departements zum Mitgliede des Raths der 500 ernannt. Er reiste daher wieder nach Paris, und als er das erstemal im Versammlungssaale dieses Raths erschien, erhoben sich alle Mitglieder aus Achtung für seine Person, und er ward einstimmig zum Präsidenten ernannt.

Während er im Rathe der Jüngern saß, widersetzte er sich immer standhaft den widerrechtlichen Eingriffen des Direktoriums in die Konstitution, und war stets von der gemäßigten Parthei, die ernstlich Friede und Eintracht in ihr Vaterland zurück kehren sehen wollte. Die drei Mitglieder des Direktoriums, Reubell, Barras und Reveillere-Lepaux, die dadurch ihre Projekte gehemmt fanden, suchten nun eine Gelegenheit, ihn und mehrere seiner Kollegen, die nicht von ihrer Parthei waren, zu stürzen. Er wurde endlich von denselben eines heimlichen Einverständnisses mit den Emigranten, um das Königthum in Frankreich wieder einzuführen, beschuldigt, und ohne alle Beweise mit mehrern andern Gliedern beider Räthe und andere Personen in der Nacht vom 3ten auf den 4ten September 1797 arretirt, und übers Meer nach Cayenne abgeführt.

Nach Erduldung zahlloser Beschwerden entkam er dem schrecklichen Orte seiner Verweisung, und irrte nun unter fremden Namen in verschiedenen Gegenden und

Ländern umher. Da er sich nirgends sicher wähnte, wandte er sich endlich nach England, und trat hier einem Bunde zur Ermordung des jetzigen Kaisers Napoleon bei. Im Anfange des Jahrs 1804 kam er heimlich nach Paris, aber das Komplott wurde entdeckt, und am 28sten Febr. fiel er der Gerechtigkeit in die Hände. In dem mit ihm angestellten Verhörern war er zu keinem Geständnisse zu bringen, obgleich viele Zeugen gegen ihn auftraten, und den fernern Untersuchungen entgieng er am 6ten April durch einem freiwilligen Tod. Pichegru hatte auf wiederholtes Bitten, und nachdem er sein Ehrenwort gegeben hatte, die Hand nicht an sich selbst zu legen, die Entfernung seiner Wächter zur Nachtzeit bewilligt erhalten. Jeden Morgen kam ein Aufwärter in sein Zimmer, um ihm mit Reisholz Feuer anzumachen. Einer der vorhergegangenen Morgen hatte Pichegru ein Reisig aus der Welle auf die Seite geschaft. Am fünften legte er sich, nachdem er eine starke Mahlzeit zu sich genommen hatte, um Mitternacht schlafen; kaum aber war der Aufwärter weggegangen, als er ein unter seinem Kopfküssen verborgen gehaltenes seidenes schwarzes Halstuch hervor langte, sich dasselbe um den Hals band, an die beiden Enden desselben das bei Seite geschafte Reisig befestigte, und dieses so lange an den drüsigen Theilen des Halses herum drehte, bis der Athem stockte; nun befestigte er das Reisig hinter seinem Ohr, und legte sich auf dasselbe, um zu verhindern, daß diese Art von Knebel nicht los gieng. Pichegru war etwas fett, sehr vollblütig, und hatte stark

zu Nacht gegessen; so war es unvermeidlich, daß er zuletzt in dieser Lage den Tod fand, den er suchte.

Pichegru's Aeußeres war ernst für den ersten Blick, aber es sänftigte sich bei der nähern Unterhaltung und flößte das größte Zutrauen ein. Seine Höflichkeit war nicht die der Etikette; er war gefällig ohne Kunst.

Richard Graf Howe.

Großbrittannischer Admiral.

Dieser brittische Seeheld wurde im Jahr 1725 gebohren, als der zweite Sohn des Vicomte Howe und Baron von Clonawly, der Gouverneur von Barbados war. Schon in seinem 14ten Jahre trat er in den Seedienst, und begleitete bald darauf den Admiral Anson bei einem Zuge nach der Südsee: er zeichnete sich hier und bei andern Gelegenheiten so vortheilhaft aus, daß er schon in seinem 20sten Jahre Kapitain ward. Als solcher nahm er 1757 das französische Linienschiff Alcide weg, eroberte zwei Jahre später die Insel Chausey an der Normandie, und erwarb sich bald darauf, unter dem großen Hawke, bei verschiedenen Landungen auf den französischen Küsten, so großen Ruhm, daß er die Stelle eines Obersten bei den Marinetruppen erhielt.

Während des Friedens verwaltete er mehrere Jahre das Amt eines Schatzmeisters der Marine, und 1770 wurde er zum Kontreadmiral von der blauen Flagge und zum Befehlshaber der Flotte im mittelländischen Meere ernannt. Seit dem Tode seines Bruders, der 1758 erfolgte, führte er den Titel eines Lords, saß

aber, als Abgesandter des Fleckens Dartmouth im Unterhause, bis ihn der König 1782, unter dem Titel Vicomte Howe von Langar in Nottingham, zum Peer erhob. Er hat sich in den beiden Parlamentshäusern nicht besonders ausgezeichnet und immer für die Minister gestimmt. Zum Peer erhob ihn der König wohl besonders wegen der guten Dienste, die er in dem Kriege mit den Kolonien geleistet hatte, wo er nicht nur zur See brav that, sondern auch (1776) als Bevollmächtigter nach Amerika gesandt wurde, um mit seinem jüngern Bruder Wilhelm, der die Landtruppen kommandirte, die Abtrünnigen zur Annehmung des angebotenen Generalpardons zu bewegen. Sein Meisterstück in diesem Kriege, und der wichtigste Dienst, den er dem Vaterlande je geleistet, war der so oft und mit so viel Recht bewunderte Entsatz von Gibraltar.

Als diese Festung von den schwimmenden Batterien bedroht, und von 48 Linienschiffen und einer großer Menge kleinerer Kriegsfahrzeuge aller Art blokirt wurde, verließ Howe (den 11. September 1782) den Hafen von Portsmouth mit einer Flotte von 300 Segeln, wovon 70 Transportschiffe nach Gibraltar, 11 große Kauffahrteifahrer nach Ostindien, viele Schiffe nach Oporto, und die übrigen nach Westindien bestimmt waren. An Kriegsfahrzeugen gehörten zu dieser großen Flotte 34 Linienschiffe und 8 Fregatten, mit welcher es dem kühnen, verschlagenen Howe, begünstigt vom Winde, gelang, der großen Uebermacht des Feindes ungeachtet, Gibraltar mit neuen Truppen, mit Ammunition und mit Lebensmitteln aller Art

reichlich zu versehen. Die kombinirte Flotte erhielt am 9ten October 1782 bei Algesiras Nachricht von der Annäherung des Lords Howe, und war entschlossen, ihn vor der Bay anzugreifen und zu schlagen; in der Nacht auf den 11ten aber litt sie durch einen heftigen Sturm großen Schaden, und kam ganz in Unordnung, worauf Howe Nachmittags um 2 Uhr in die Meerenge hineinsegelte, und noch an demselben Tage zwei Fregatten und 4 Transportschiffe in Gibraltar einlaufen ließ. Tages darauf stellte sich der englische Admiral wieder, dem Feinde gegenüber, in Schlachtordnung, und sandte, zum Erstaunen desselben, nicht nur gegen Abend abermals eine schnell segelnde Fregatte und 5 Transportschiffe in Gibraltar hinein; sondern gieng auch gleich darauf mit der ganzen Flotte aus der Meerenge heraus in die mittelländische See, welches man, des starken Nordwestwindes wegen, für unmöglich gehalten hatte. Die Alliirten waren erst am andern Morgen segelfertig und im Stande ihn zu verfolgen, erreichten ihn jedoch schon um 4 Uhr Nachmittags auf der Höhe von Mallaga.

Howe, der bei aller seiner Kühnheit den Kriegsgesetzen zufolge, mit dem überlegenen Feinde kein Treffen eingehen durfte, suchte den Wind immer so nutzen, daß er nicht angegriffen werden konnte, und segelte nach der afrikanischen Küste hin. Die kombinirte Flotte folgte ihm in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen; erst nach einem dreitägigen Zuge gelang es den Britten, in den Strömen an der afrikanischen Küste, etwas weiter voraus zu kommen, da denn Howe, mit einem bewundernswürdigen Manöver, in der Nacht vom 18.

Oktober, um den Feind herum, und wieder durch die Meerenge segelte, nachdem er die meisten Transportschiffe in Gibraltar, und einige in andere Häfen eingebracht hatte. Die Feinde folgten ihm eilig nach, ließen einige schwerfällige spanische Schiffe, um nicht aufgehalten zu werden, zurück, und erreichten die Briten etwa 16 Meilen weit von Kadiz, und Howe, der den Kampf auf eine ehrenvolle Art endigen wollte, legte um und schickte sich zu einem Treffen an, dem die Nacht, nach einer Kanonade von 3 Stunden, ein Ende machte. Glücklich erreichte Howe sein Vaterland wieder, nachdem er fast ohne Verlust eine der wichtigsten und kühnsten Unternehmungen ausgeführt hatte.

Als es bald nachher zum Frieden kam, wurde der Seeheld, der indessen Admiral von der blauen Flagge geworden war, erster Lord der Admiralität; er bekleidete dieses Amt bis zum Jahre 1788, da ihn der König in den Grafenstand erhob, so wie er ihn 1792 zum Viceadmiral von Großbritannien bestellte, und schon 5 Jahre früher zum Admiral von der weißen Flagge ernannt hatte.

Noch in seinem hohen Alter sammelte Howe in dem französischen Revolutionskriege neue Lorbeern. Er schlug am 1ten Juni 1794 auf der Höhe von Quessant den ihm überlegenen Admiral Villaret-Joyeuse, nachdem er in den vorhergehenden Tagen in kleineren, doch heftigen Gefechten, seine Geschicklichkeit bewiesen, die Franzosen jedesmal besiegt, und 5 von ihren Linienschiffen außer Stand gesetzt hatte, an dem Hauptreffen Theil zu nehmen. Die Franzosen fiengen dessen ungeachtet die Schlacht mit einer überlegenen Macht

an: sie kämpften nemlich mit 26 Linienschiffen gegen 25 englische von ähnlichem Range, und hatten 398 Kanonen und über 8000 Mann an Truppen mehr als die Engländer an Bord; Howe aber grif sie mit solcher Heftigkeit an, und brachte ihre Flotte durch das bekannte Manöver des großen Rodney in eine so große Verwirrung, daß sie sich, des Löwenmuths ungeachtet, mit dem sie fochten, zurückziehen, 6 Linienschiffe mit 456 Kanonen den Britten, 2 dem Meere überlassen mußten, und gegen 10,000 Mann verloren haben mochten, von denen 4000 in brittische Gefangenschaft gerathen und über 1000 ertrunken waren.

Die Engländer wollen nur 284 Todte und 804 Verwundete gehabt haben, und ihre Flotte litt bestimmt sehr wenig. So brav sich auch alle unter Howe dienende Offiziere gehalten hatten, so verdanken die Engländer doch seinem Muth und seiner Geschicklichkeit besonders diesen wichtigen Sieg: denn er nöthigte den überlegenen Feind, der das Treffen gern vermieden hätte, zur Schlacht, und erzwang den Sieg, indem er die Linie desselben durchbrach und mit seinem Schiffe so hart auf das französische Admiralsschiff la Montage losfegelte, daß es einen großen Leck bekam und sich zurück ziehen mußte. Die Niederlage und der Rückzug dieses Schiffs, des größten in der französischen Marine, entschied den Sieg. Wenn man auf das Vorgeben der Franzosen achtet, als hätten sie das Treffen gern verloren, um nur die Westindische Kaufahrtheiflotte, die bald nach demselben in Brest einlief, zu retten, so muß man von dem Einflusse, den ein verlornes, noch dazu so entscheidendes Seetreffen, und

von dem Werth, den eine Flotte von 31 Linienschiffen hat, gar keinen Begriff haben.

Die Britten vereinigten sich auf eine seltene Art zum Preise des Siegers; selbst der Herzog von Bedford und Fox erhoben ihn, als ihm und seinen Gefährten Dankaddressen in den beiden Häusern des Parlaments bewilligt wurden. Der König besuchte mit seiner ganzen Familie die Howesche Flotte, beschenkte ihren Anführer mit einem kostbaren Degen, 3000 Guineen an Werth, und einer großen goldnen Kette, und ließ noch zwei Jahre später Medaillen zum Andenken an diesen Sieg prägen, der von den Admiralen, die ihn erfechten halfen, an einem, um den Hals geschlagenen Bande getragen, von den Kapitains in einem der obern Knopflöcher befestigt werden. Schon im Anfange des Jahrs 1796 wurde Howe zum Admiral von der Flotte und zum General von den Marinetruppen ernannt; ein Jahr später erhielt er den Orden des blauen Hosenbandes, und überließ dem Lord Bridport das Kommando über seine Flotte, um sich in London zur Ruhe zu setzen, wo er den 5ten August des Jahres 1799 starb.

Howe war nicht blos ein kühner, tapferer Anführer zur See, er schaffte auch viele auf der Flotte herrschende Mißbräuche ab, führte ganz neue, einfachere Signale ein, und half die englische Seemacht auf die hohe Stufe bringen, auf der sie sich, zum Schrecken der Welt, jetzt befindet. Selten haben sich Vorsicht mit thätiger Entschlossenheit, Verschlagenheit mit kühnem Muth in dem Grade bei einem Manne vereinigt, wie bei Howe; und an nicht zu erschütternder Kaltblütigkeit übertraf ihn keiner von seinen Zeit-

genossen. Seines ernsthaften Betragens ungeachtet wußte er den Untergebenen Zutrauen einzuflößen und besaß ihre Liebe, so wie er seiner bescheidenen Denkungsart, seiner einfachen Lebensweise, seiner regelmäßigen Aufführung wegen, allgemeine Achtung verdiente.

Johann Peter von Ludewig.

Kanzler der Universität Halle.

Hohenhard, ein Dorf in dem Gebiete der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch-Hall, war der Geburtsort dieses berühmten Publicisten und Historikers. Sein Vater war daselbst Amtmann, und er wurde am 15ten Aug. 1668 gebohren. Bei einer sorgfältigen häuslichen Erziehung wurde er mit den Anfangsgründen der Wissenschaften bekannt gemacht, die eigentliche Vorbereitung zur Akademie erhielt er auf der Schule zu Creilsheim und auf dem Gymnasium zu Schwäbisch-Hall.

Ludewig irrte zuerst in der Theologie und den schönen Wissenschaften umher, bis er dasjenige Feld fand, zu dessen Anbau seine Talente besser taugten. Er absolvirte den theologischen Kursus auf den Universitäten zu Tübingen und Wittenberg, wurde Magister, und fieng an Philosophie, Beredsamkeit und Sprachen zu lehren. Als der berühmte Rechtslehrer Stryk in Wittenberg im Jahr 1692 nach Halle gieng, um die Direction der neuen Universität zu übernehmen, begleitete ihn Ludewig dahin, und hier eröfneten sich ihm bald Aussichten zu seinem künftigen Glücke, nach-

dem er einige Zeit Adjunct der philosophischen Fakultät gewesen war, wurde er Professor der Logik, Metaphysik und Dichtkunst. Erst jetzt fieng er, auf Stryks Rath, an, sich mit der Jurisprudenz bekannt zu machen, und seinem guten Kopfe wurde es nicht schwer, sich in dieses neue Fach hineinzuarbeiten. Besonders wandte er seinen Fleiß auf das deutsche Staatsrecht und die Geschichte, und in beiden bahnte er sich seinen eigenen Weg.

Ein günstiges Ereigniß für Ludwig, um sich auf der neu betretenen Bahn praktisch zu üben und zum künftigen Staatsrechtslehrer vorzubereiten, waren die Friedensunterhandlungen zu Ryswick im Jahr 1697. Er hielt sich drei Viertel Jahre lang im Haag auf, und benutzte hier den Umgang mit den berühmtesten Staatsmännern und die Einsicht der wichtigsten Schriften, die diese ihm verschaffen konnten. Der kaiserl. Gesandte Graf von Strattmann brachte ihn zu dem damaligen Erbprinzen von Schwarzenberg, mit welchem er die bei der Friedensunterhandlung vorkommende Punkte durchgehen mußte. Er schrieb damals eine Abhandlung für Lothringen gegen Frankreich, und fing auch eine Geschichte von Oranien an. Allein durch die schleunige Beendigung des Friedenskongresses war sowohl diese Arbeit, als die ihm von dem schwedischen Minister aufgetragene völlige Beschreibung der Friedensunterhandlungen unterbrochen.

In Halle wuchs sein Ansehen in wenigen Jahren, er wußte sich am Berliner Hofe Gönner zu erwerben, und erlangte einen bedeutenden Einfluß in Brandenburgische Staatssachen. Er war nicht nur Zeuge der bei

den merkwürdigsten Begebenheiten dieses Hauses, der Erhebung zur Krone 1701 und der Eroberung von Schlesien 1741, sondern durfte sich auch schmeicheln, beide durch seine Schriften befördert und in ein günstiges Licht gesetzt zu haben — jene durch die Tractate de Jure regis appellandi und de Auspicio regum; diese durch das, was er lange vor Karls VI. Tode in seinem Germania princeps geschrieben hatte, und durch die Deduktion, die Friedrich II. bei seinem Eintritte in Schlesien ausgehen ließ. Seine Verdienste um das preußische Haus fanden auch den verdienten Lohn. Er bekam im Jahr 1703 den Lehrstuhl der Geschichte; und nach 2 Jahren wurde er ordentlicher Professor der Rechte und überzähliger Beisitzer in der Juristenfakultät; bald darauf erhielt er den Charakter eines königl. Raths und die Aufsicht über das magdeburgische Archiv. Um sich den Weg zu neuen Beförderungen zu bahnen, übernahm er freiwillig viele Fakultätsarbeiten und suchte durch eine fleißige Bearbeitung der Urtheile und Gutachten seine Geschicklichkeit zu bewähren. Oefters kam er dabei mit seinem Kollegen in Verdrießlichkeiten, besonders mit Gundling und Thomasius, da seine Gemüthsart nicht eben die freundlichste war; nur zu oft ließ er eine Herrschsucht und einen Stolz blicken, der die Gemüther von ihm abwandte, und ihn auch in mancherlei gelehrte Fehden verwickelte.

Sonderbar durchkreuzen und widersprechen sich die Urtheile, die seine Zeitgenossen über Ludwigs gelehrte Verdienste fällen, und es ist sichtbar, wie viel Privatrücksichten und das stolze Benehmen des Mannes auf diese Urtheile Einfluß hatten. Während die Einen ihn

als einen höchst unzuverläßigen, partheilschen und in seinen angekündigten neuen Entdeckungen unerträglich eiteln und prahlerischen Schriftsteller verschrieen, erhoben die andern seinen Fleiß, seinen Scharfsinn, die vielen Bereicherungen, die die Gegenstände, welchen er seine Bearbeitung widmete, von ihm erhielten, und den leichten fließenden Vortrag, in welchem seine Schriften geschrieben waren. — Auch hier liegt, wie fast immer, die Wahrheit in der Mitte.

Ludwig behauptete unstreitg, wenn auch nicht als Geschichtschreiber, doch gewiß als Geschichtskundiger, zu seiner Zeit eine der ersten und vorzüglichsten Stellen. Er besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Geschichte und den damit verbundenen Hülfswissenschaften. Mit Mühe hatte er eine Menge Diplomen und Schriften durchstudiert, die bis zu seiner Zeit wenig oder gar nicht genutzt waren, und bei diesem Studium hatte er manche neue Entdeckungen und Beobachtungen gemacht, die um so mehr Sensation machten, da er sie mit vielem Geräusch vortrug. Ueberhaupt schätzte er den Werth seiner Arbeiten lauter und höher, als er gethan haben würde, wenn er die Stimme der Bescheidenheit nur einigermassen gekannt hätte. Für die Periode, in welcher er lebte, besaß er einen sehr guten Vortrag, und der Vorwurf der Einseitigkeit, den man seinen Arbeiten machte, wäre nur dann gerecht, wenn man überhaupt treue Anhänglichkeit an ein System — Ludwig hatte das von Cocceji zur Gründung des seinigen angenommen — mit diesem Namen belegen dürfte; aber freilich war dieses System, welches die Rechte der Stände des deutschen Reichs gegen die kaiserl. ins Licht stellte, zu jenen Zeiten auf-

auffallender als in den unsrigen. Nicht frei ist er dagegen von der Beschuldigung, daß er sich einige Verfälschungen in seinen Beziehungen auf Urkunden und andere Autoritäten erlaubte. Jeder Zeuge, dessen Beistandes er gerade nöthig hatte, war ihm willkommen; ohne ihn weiter zu prüfen, ward er angeführt. In allen seinen Schriften findet man eine Menge Schriftsteller unter einander, oft recht in bunter Reihe, angeführt: man läßt sie die Musterung passiren, und oft ist kaum einer, der beweisen könnte. Er las zu viel, zu flüchtig, und hatte nicht Zeit und Muße, über die Verhältnisse der Schriftsteller nachzudenken. Ueberhaupt waren seine Beschäftigungen zu weitläuftig, seine Arbeiten zu mannichfaltig, als daß er bei den Zeugnissen seine Vorgänger hätte verlassen, einen neuen Weg wählen, und uns mit seiner Auswahl in Beweisen stillschweigend die Kennzeichen des Wahren charakteristisch hätte angeben sollen. Man muß aber bei der Beurtheilung seiner Verdienste um die Geschichtskunde nie die traurige Beschaffenheit aus den Augen verlieren, in welcher er dieses Studium fand. Und erwägt man, daß er derjenige war, welcher demselben eine ganz neue Lehrart gab; welcher mit seinen Schriften den Geschmack zur Geschichte unter unsern Landsleuten beförderte; der mit seinen Bemühungen andere auf Schriftsteller und Urkunden aufmerksam machte; der uns selbst durch seine Irrthümer zum Nachdenken, zur Erforschung des Wahren gewöhnte; der uns eine richtige Zergliederung historischer Begriffe lehrte, und uns zuerst den Nutzen einer jeden Begebenheit bei der Anwendung zeigte: so verdient er mit seinem beständigen Gegner Gundling der Stifter der Geschichtskunde in Deutschland genannt zu werden.

Von seinen Schriften, die zusammen über 100 Alphabete umfassen, verdienen, wegen ihres allgemeinen Interesse bemerkt zu werden: Germania princeps (1702, 1711 und 1752. 8.) das die Verhältnisse der Churfürsten gegen Kaiser und Reich ins Licht setzt. — Vollständige Erläuterung der goldenen Bulle. (1716—1719. 4. 2 Th.) ein Kommentar über jenes Grundgesetz, das wenige Gegenstände des Staatsrechts unberührt läßt und ein Zeugniß von der ausgebreiteten Gelehrsamkeit und Belesenheit des Verfassers giebt, aber auch viele Dinge, die nicht zur Sache gehören, enthält. — Vita Justiniani M. (1730. 4.) ein gleichfalls sehr gelehrtes Werk, das eigentlich einen Kommentar über die Institutionen eröffnen sollte, der aber nicht zur Vollendung kam. — Mehrere Urkundensammlungen, die für die deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit sind, z. B. Scriptores rerum Bambergensium, scriptores rerum Germanicarum, Reliquiae Msc. medii aevi etc.

Ludwig war zuletzt königl. preußischer Geheimer-Rath, Kanzler des Herzogthums Magdeburg, und der Universität zu Halle oberster und erster Professor der Rechte, und Ordinarius oder Präses der Juristenfakultät, Erb- Lehn- und Gerichtsherr zu Bendorf, Pretzsch und Gotterstädt. Kaiser Karl VI. erhob ihn im Jahr 1719 in den Reichsadelstand und am 6ten September 1743 starb er. Er hinterließ eine der zahlreichsten und kostbarsten Bibliotheken in Deutschland, die sich auf 13,476 Bände gedruckter Bücher und 802 Handschriften belief. Das Verzeichniß davon wurde 1745 in 4 Octavbänden gedruckt.

Johann Gottlieb Heineccius.

Königl. Preußl. Hofrath und Professor der Rechte in Halle.

Die großen und reellen Verdienste, die sich Heineccius durch seine Schriften, vorzüglich aber durch sein Lehrbuch der Institutionen, um die Jurisprudenz erworben hat, sind allgemein anerkannt und entschieden. Noch immer blüht sein Name in der ganzen juristischen Welt, und nur der Undank kommender Zeiten könnte seinen wohl erworbenen Ruhm schmälern.

Er wurde am 11ten Sept. 1681 zu Eisenberg im Fürstenthume Altenburg gebohren, wo sein Vater dritter Kollege an der Stadt- und Landschule war. Dieser schrieb seinen Namen beständig Heinecke, allein der ältere Sohn, der sich unter den Theologen seiner Zeit einen Namen gemacht hat, verwandelte ihn in Heineccius, und unser Johann Gottlieb ahmte ihm darinn nach. Der letztere trieb die Schulwissenschaften zu Eisenberg und auf dem Augusteum in Weissenfels. So oft er sich in der Folge an seine zu Eisenberg verlebten Schuljahre erinnerte, dachte er auch an einen Lehrer, der, ob er gleich nicht ohne Kenntnisse, besonders im Griechischen, war, sich so lächerlich be-

trug, daß man ihm unter den Orbilen alter und neuer Zeiten einen der ersten Plätze anweisen kann. Er konnte den ungemeinen Fleiß und die ungewöhnliche Wißbegierde des jungen Heineccius durchaus nicht vertragen und benahm sich wie ein Rasender, wenn derselbe eine bessere Ausarbeitung als seine Mitschüler lieferte, oder von einem seiner übrigen Lehrer mit einem Lobspruche beehrt wurde. Mehrmals trat er dessen zur Korrectur überreichten Aufsätze mit Füssen, spottete ihn aus und spie ihn an — nicht, weil er dessen Aufsätze schlecht fand, sondern weil sie seine Erwartung übertrafen. Zuletzt gieng er gar so weit, daß er den Aufseher der Schule, den Superintendent Franken, inständigst bat, den sich so sehr auszeichnenden jungen Mann aus seiner Klasse wegzunehmen und in eine höhere zu sezzen. „Ich bin äußerst zu beklagen, sagte er, denn er fragt mich um Dinge, die ich selbst nicht weiß, und so werde ich den Schülern oft zum Gelächter. Der heilige Geist ist ganz gewiß in dem Knaben.“

Heineccius beschloß, sich dem Studium der Theologie zu widmen, und die nähere Vorbereitung dazu erhielt er von seinem ältern Bruder, der damals Prediger in Goslar war. Dann gieng er im Jahr 1700 nach Leipzig, verfolgte mit Eifer die theologische Laufbahn, und wurde nach drei Jahren Magister. Um diese Zeit erfuhr er, daß zu Frankfurt am Mayn eine Konrektorstelle vakant sey. Er hielte mit Adam Rechenbergs Empfehlungen versehen, um dieselbe an, und mußte sehen, daß ihm ein anderer vorgezogen wurde.

In seinen Hofnungen getäuscht, wandte er sich wie-

der zu seinem Bruder nach Goslar, benutzte dessen Bibliothek und übte sich im Predigen, wie er schon in Leipzig mit Beifall gethan hatte. Nach einiger Zeit übernahm er die Stelle eines Hofmeisters bei einem jungen Rechtsgelehrten, und begleitete ihn nach Halle. In Gesellschaft seines Eleven besuchte er die juristischen Hörsäle, fand an den neuen Studien Geschmack, und beschloß nun ernstlich, die theologische Laufbahn zu verlassen, und sich ausschließend dem Studium der Rechte zu widmen. Bei den gründlichen Sprach- und Sachkenntnissen, die er besaß, und dem angestrengten Eifer, mit dem er die neue Bahn verfolgte, machte er bald große Fortschritte, wurde bereits im Jahr 1708 Adjunkt der philosophischen Fakultät, und 1713 ordentlicher Professor der Philosophie.

Beifall und Ehre war gleich anfangs der Lohn des talentvollen Docenten. Als er über Buddeus Anfangsgründe der Philosophie zu lesen anfieng, bereitete er sich so angelegentlich auf die zu haltenden Lectionen vor, daß er alles, was er vortragen wollte, dem Gedächtniß einverleibte, und dieß war ihm zu der deutlichen und gründlichen Lehrart, wodurch er sich in der Folge auszeichnete, ungemein beförderlich. Durch das Ansehen des berühmten Christian Thomasius verführt, befliſſen sich viele junge Studierende seiner Zeit einer rauhen und ungebildeten Schreibart, indem sie wähnten, es vertrüge sich nicht mit dem Ernste eines Philosophen und Rechtsgelehrten, um einen zierlichen Styl besorgt zu seyn. Heineccius aber ließ sich durch den Zeitgeist keineswegs hinreißen, sondern gab sich alle Mühe, nicht nur seinen Styl zu bilden, sondern sich

auch mit Christian Cellarius und Nic. Hier. Gundling der überhand nehmenden Barbarey zu widersetzen.

Eine ordentliche juristische Lehrstelle, mit dem Charakter eines königl. preußl. Hofraths, bekam Heineccius im Jahr 1721. Da sich aber sein Ruf als Lehrer und Schriftsteller immer weiter verbreitete, so beriefen ihn nach wenig Jahren die Staaten von Westfriesland zum ordentlichen Professor der Rechte nach Franeker. Er gieng hin, erndtete auch hier einen allgemeinen Beifall, allein seine Gesundheit litt von der rauhen Seeluft, und seine Gattin wurde das Opfer derselben. Da ihn nun der König wieder in seine Staaten zu ziehen wünschte, so folgte er nach drei Jahren dem Rufe desselben als Professor der Pandekten und Philosophie (der Logik und Moral) nach Frankfurt an der Oder. Er brachte die Akademie in Aufnahme, und gefiel sich in seiner neuen Lage so wohl, daß er nichts mehr wünschte, als sie nie wieder verlassen zu dürfen. Allein der Wille des Königs war nicht der seinige; er mußte im Jahr 1733 nach Halle zurückkehren. Verschiedene Anträge zu Lehrämtern zu Marburg, Kopenhagen und einigen holländischen Universitäten, welche ihm in verschiedenen Zeitperioden geschähen, lehnte er ab, blieb in einer ununterbrochenen literarischen Thätigkeit in Halle, und starb daselbst am 31sten August 1741 an einem Geschwür am Fuße, wozu sich noch andere Zufälle schlugen.

Heineccius verdankte seinen Ruhm einer tiefen Kenntniß aller Theile der Rechtswissenschaft, vorzüglich aber der römischen und deutschen Rechte, zu denen er sich durch ein ernsthaftes Studium der Philosophie

vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Geschichte der Völker, von deren Rechten die Rede war, verband. Die geschickte Verkettung, die er zwischen den Rechtssätzen der sie erläuternden antiquarischen und historischen Wahrheiten herzustellen wußte; die reine fliessende Latinität, in welcher er seine Lehren vortrug; die logische Ordnung und der Zusammenhang, die in seinen Darstellungen herrschten — alles dieß zeichnete seine Lehrbücher um so mehr aus, je weniger diese Eigenschaften den juristischen Schriften seiner Zeitgenossen und Vorgänger gemein und je seltener sie in dieser Verbindung anzutreffen waren. Der nicht gemeine Beifall, den hierdurch Heineccius als akademischer Lehrer sich erwarb, blieb so unverändert, als das Ansehen, das die obenerwähnten Eigenschaften seinen Schriften gaben. Einzelne Lehrbücher, vorzüglich seine Elementa juris civilis (ein nach Ordnung der Institutionen verfaßtes Kompendium des neuern römischen Rechts) behaupten noch immer unter minder oder mehr (von Biener, Estor, Höpfner und Waldeck) veränderter Gestalt, ihren Platz auf den juristischen Kathedern. Eben so ist sein Syntagma antiquitatum romanarum jurisprudentiam illustrantium (Halle 1719 und in der Folge mehrere male aufgelegt) noch immer ein vorzügliches Handbuch eleganter Juristen. Außer einem ausführlichern Lehrbuche, welches das römische Recht, neben den vorhin erwähnten Elementen von ihm erhielt (Elementa juris civilis secundum ordinem Pandectarum 2 Thle) schrieb er gleichfalls für das deutsche, für das Wechsel- und für das Natur- und Völkerrecht eigene Lehrbücher. Unter

seinen übrigen Schriften aber zeichnen sich sein Commentarius ad L. Juliam et Papiam Poppaeam und seine Ausgabe von Brisonius de verborum significatione aus.

Von seinen nicht juristischen Schriften ist keine berühmter geworden, als seine Fundamenta styli cultioris, die in sehr zahlreichen Ausgaben auf den meisten protestantischen Schulen Deutschlands und an vielen Orten des Auslands die Grundlage des Unterrichts über den Styl geblieben sind, bis Scheller an vielen Orten ihre Stelle eingenommen hat.

Folgender Vorfall in Heineccius Leben kann jeden jungen Mann an die Vorsichtsregel erinnern, im Umgange mit Unbekannten seiner Zunge nicht freien Lauf zu lassen, weil man nicht wissen kann, wen man vor sich hat. Heineccius war zu Amsterdam bei dem gelehrten Buchhändler Wetstein eingekehrt und von ihm zum Abendessen geladen worden, wo er noch einen ihm unbekannten Gast fand. Wetstein fieng an, mit Heineccius von Bynkershöck zu sprechen, und der deutsche Professor zollte dem gelehrten Holländer das gebührende Lob. Hierauf wandte sich Wetstein an den andern Gast und sagte ihm, er werde bald die Ehre haben, den berühmten Heineccius zu bewirthen, und Bynkershöck, so hieß der Gast, machte unserm Heineccius große Lobeserhebungen und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen und zu sprechen. Beide wunderten sich, so ehrenvoll von sich urtheilen zu hören. Sie nahmen den Wirth bei Seite und erfuhren endlich, daß Bynkershöck mit Heineccius bei Wetstein zu Amsterdam gespeiset habe.

Johann Heumann von Teutschenbrunn.

Professor der Rechte in Altdorf.

Die Akademie zu Altdorf zählt diesen berühmten Rechtslehrer unter ihre größten Zierden, und Deutschland rechnet ihn unter die kleine Zahl der Gelehrten, welche das Gebiet des menschlichen Wissens erweitert und neue Zweige der Gelehrsamkeit gebildet haben.

Er wurde am 11ten Februar 1711 zu Muggendorf im Baireuthischen gebohren. Sein Vater, der erste Gerichtsschöpf im Amte Streitberg, brachte ihm die ersten Kenntnisse bei, und beschloß ihn dann auf das Seminarium nach Erlangen zu bringen. Der Tag zur Abreise war schon angebrochen, und nach wenig Stunden wollte der Sohn seine Eltern verlassen, als er durch einen unglücklichen Fall den Arm brach. Dieß verzögerte natürlich seine Abreise, und als er wieder genesen war, kam er in seinem 10ten Jahre zu dem Advokaten Georg Heumann, seines Vaters Bruder, nach Nürnberg. Da sich bei dem Knaben ausgezeichnete Talente mit anhaltendem Fleiß paarten, so machte er in Kurzem die größten Fortschritte, und brachte es unter andern im La-

teinischen, Griechischen, Hebräischen, Chaldäischen und Samaritanischen so weit, daß er in allen diesen Sprachen Ausarbeitungen liefern konnte. Seine Denkkraft schärfte er durch Mathematik und Philosophie, und zur Erholung übte er sich in der Musik, im Zeichnen, in der lateinischen und deutschen Poesie; ja selbst dem Studium der italiänischen, englischen, holländischen und französischen Sprache opferte er die Stunden auf, die von andern Geschäften unbesetzt waren, und man versichert, daß er es darinn ohne mündliche Anweisung zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit gebracht habe.

Auf der Akademie zu Altdorf widmete sich Heumann seit dem Jahre 1730 dem Studium der Rechte, und als er sich hierinn nicht gemeine Kenntnisse erworben hatte, gieng er als Erzieher junger Edelleute nach Wien. Hier wußte er sich nicht allein den Zutritt zur kaiserlichen Bibliothek zu verschaffen, sondern er fand auch Gelegenheit, die Verfassung des deutschen Reichs, die Verhandlungen des Reichshofraths, und die Verbindung des kaiserlichen Hofes mit den übrigen europäischen Mächten genauer kennen zu lernen. Seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse erweiterte er noch durch die Erlernung der böhmischen, spanischen und slavischen Sprache.

Heumann war im Jahr 1739 noch nicht lange von Wien nach Altdorf zurückgekommen, als man ihn, da er sich bereits durch seine Geschicklichkeit viele Gönner erworben hatte, zum herzoglich-Weimarischen Rath und Amtmann ernannte. Allein die Akademie, auf der er sich gebildet hatte, wünschte ihn auch als Leh-

rer zu besitzen, und vereitelte deswegen den Weimarischen Ruf dadurch, daß sie ihm eine außerordentliche Professur der Rechte und die Stelle eines Beisitzers im Schöppenstuhl anbot. Nach wenig Jahren erhielt er die ordentliche Professur der Institutionen, und als er 1746 eine sehr ehrenvolle Vokation nach Utrecht ausschlug, ertheilte man ihm das Lehramt des Staatsrechts und in der Folge auch noch der Pandekten. Die Reichsstadt Nürnberg wählte ihn zu ihrem Konsulenten, der Markgraf Friedrich von Baireuth ertheilte ihm den Charakter eines Kulmbachischen Raths, und der Kaiser erhob ihn unter dem Zunamen von Teutschenbrunn in den Adelstand, um die Verdienste zu belohnen, die er sich durch seine unermüdete und glückliche Bearbeitung des deutschen Reichs erworben hatte. Da er nicht nach Ruhm und Ansehen geitzte, nahm er nicht nur das Rectorat der Universität nie an, sondern wieß auch verschiedene sehr vortheilhafte Anträge in Regierungen und auf Akademien ab. Doch würde er einem Rufe nach Erlangen gefolgt seyn, wenn nicht ganz unvermuthet am 29ten September 1760 sein Leben sich geendigt hätte.

Heumanns großer Gelehrsamkeit in allen Theilen der Jurisprudenz lag eine sehr gründliche und ausgebreitete Sprachkenntniß zum Grunde. Er sprach und schrieb mit einer außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit im Ausdruck Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italiänisch und Spanisch. Unter den Alten waren Tacitus, Virgil, Plato und Sophocles seine Lieblingsschriftsteller. Den studirenden Jünglingen nützte er nicht nur durch seine öffentlichen Vorle-

fungen, sondern auch durch seine vortrefliche Bibliothek, auf die er den größten Theil seines Vermögens verwendet hatte, und die jedermann zu Gebote stand. Die Schwächlichkeit seines Körpers, mit der er von Jugend auf zu kämpfen hatte, hielt ihn nie ab, seinen Pflichten aufs gewissenhafteste nachzukommen. In Sachen, die ihm zur Entscheidung übertragen wurden, zögerte er weder, noch sprach er wider Einsicht und Gewissen. Er liebte strenge Unpartheilichkeit, und nahm sich der bedrängten und gekränkten Unschuld nachdrücklich an.

In seinen gelehrten Schriften bearbeitete er vornemlich die deutschen Alterthümer und die Diplomatik, und um die letztern erwarb er sich, selbst nach Gatterers Urtheile, sehr große Verdienste, besonders durch seine Comment. de re diplomatica Imperat. et Regum Germanic. und Imperatricium Augustarum ac Reginarum Germaniae. Diese Schriften sind redende Beweise von seiner gründlichen Beurtheilungskraft, seinen tiefen kritisch-diplomatischen und historischen Einsichten und von seinem außerordentlichen Fleiße. Ohne jemals ein Archiv besucht zu haben, lehrte er die Methode, wie Diplomen schicklich zu analysiren und im politischen, geistlichen und gelehrten Fache zu benutzen sind, und durch seine Bearbeitung der Special-Diplomatik der deutschen Königinnen und Kaiserinnen bereicherte er das Feld der deutschen Diplomatik mit einer neuen Kultur. Er entwarf zuerst eine Sphragistik (Lehre von den Siegeln der alten Urkunden), wagte in mehrern seiner Schriften große und kühne Schritte im Felde der Rechte, und das alte, mitlere und neuere Staats- und Privatrecht verdankt ihm viele Aufklärungen. Sein deutsches

Polizeyrecht (Initia juris politiae Germanorum 1757), das erste in seiner Art, enthält viele vortrefliche Winke; er entdeckte viele Polizeyfehler, die jetzt abgestellt sind, und gab manchen Vorschlag, der jetzt genau und mit Nutzen befolgt wird. In seinem Geiste der Gesetze der Deutschen (2te Aufl. 1779) prüfte er die Sitten und Gesetze der Deutschen älterer und neuerer Zeiten nach dem Geist der Gesetze.

Aber hochachtungswerth war der sittliche Charakter dieses gelehrten Mannes. Dienstfertig, wohlthätig, freundlich, bescheiden, einfach in seinen Sitten und in seiner Lebensweise, ein Freund der Ordnung genoß er auch als Mensch die Liebe aller, die ihn kannten.

Hermann Börhaave.

Professor der Arzneiwissenschaft in Leiden.

Die Arzneiwissenschaft hat in ältern und neuern Zeiten viele wackere Männer gehabt, die sich durch ausgebreitete Kenntnisse in allen, oder doch einzelnen Theilen auszeichneten, die Natur und den Gang der Krankheiten mühsam aufspürten, und die schicklichen Heilungsmittel, nach Zeit und Umständen geordnet, ausfindig zu machen wußten, kurz, sich als wahre Priester der Natur bewährten. Sie bestritten die gefährlichsten Plagen des Körpers. Sie erleuchteten die größten Dunkelheiten in dem Gebiete der Kunst, und ebneten die Bahn, die jeder Arzt betreten muß, wenn er mit Glück und Ehre arbeiten will. So waren sie ihren Zeitgenossen schätzbar, und den Nachkommen ehrwürdig. So drang ihr Ruf bis zu den äußersten Erdbewohnern, die, so sehr sie auch Barbaren und Wilde zu seyn schienen, dennoch die Würde der Arzneikunde in diesen vortreflichen Männern erkannten und verehrten!

Unter den großen Aerzten, die der Stolz des 18ten Jahrhunderts sind, und deren Name in allen Gegenden des kultivirten Erdbodens mit Hochachtung und Vereh-

rung ausgesprochen wird, ist Börhaave der erste. Unendlich wohlthätig und kräftig wirkte der Geist dieses großen Mannes auf alle Zweige der Arzneiwissenschaft. Er war in allem Betracht der Mann, den sein Jahrhundert nicht missen konnte. Sein weitumfassender Geist drang in das Innere einer jeden Wissenschaft, deren Behandlung er sich unterzog, und noch war nie ein Reformator in seinem Unternehmen glücklicher, als Börhaave in der Umschaffung der Grundsätze der Arzneiwissenschaft.

Er war am letzten Tage des Jahres 1663 in dem Städtchen Voorhut, ohnweit Leiden gebohren. Sein Vater bekleidete hier das Amt eines öffentlichen Religionslehrer, und ließ sich daneben die Erziehung und Bildung seines Sohnes um so mehr angelegen seyn, da dieser bereits im Knabenalter die herrlichsten Talente verrieth, die von einem anhaltenden Fleiße unterstützt wurden. Der kleine Hermann verstand schon im eilften Jahre Griechisch, Latein, Geometrie und besaß daneben mancherlei wissenschaftliche Kenntnisse, die man bei diesem Alter nicht zu suchen pflegt. Als er das 14te Jahr erreicht hatte, gieng er nach Leiden, besuchte die öffentlichen Hörsäle, und fand bald Gelegenheit, sich durch Fleiß und Geschicklichkeit die Achtung und Liebe seiner Lehrer zu erwerben. Er war zum Theologen bestimmt, und studirte in dieser Absicht das Hebräische, Chaldäische, die Kritik des alten und neuen Testaments, las daneben die Kirchenväter und neuere Kommentatoren. Die Verketzerungssucht, durch die sich viele holländische Theologen eben nicht von einer vortheilhaften Seite ausgezeichnet haben,

war die zufällige Ursache, daß Börhaave ein Studium verließ, das seinem Namen wahrscheinlich die Celebrität nicht gegeben haben würde, welche er als Arzt erlangte. Schon als Kandidat der Theologie reiste er nemlich einst auf einer Treckschuyte in Gesellschaft einiger Domines. Das Gespräch fiel auf die Religion, und die Geistlichen glaubten, den Kandidaten der dordrechtischen Synode nicht allzu getreu zu finden. Sie murmelten so etwas, wie eine Anzeige bei dem Konsistorium, und Börhaave beschloß, einer Wissenschaft den Abschied zu geben, bei der man so leicht in den Verdacht der Ketzerey käme. Nun ergab er sich ganz dem Studium der Natur- und Arzneiwissenschaft, und wurde auf diesem Wege das Orakel seines Zeitalters.

Die Universität Leiden, die ihn schon im 20sten Jahre mit einer goldenen Medaille beehrt hatte, um sein Verdienst zu belohnen und ihn zu größern Fortschritten zu ermuntern, gab ihm nach wenig Jahren glänzendere Beweise ihrer Hochachtung. Er wurde Professor und verwaltete in der Folge zu einer Zeit drei Lehrämter, er war nemlich ordentlicher Professor der Arzneiwissenschaft, der Chemie und Botanik. Große Schaaren lernbegieriger Jünglinge, die aus allen Gegenden von Europa herbei strömten, genossen seinen Unterricht. Die Akademien der Wissenschaften zu London und Paris, denen er seine Entdeckungen in der Chemie mittheilte, nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf, und seine unübertreflichen aphoristischen Lehrbücher (Institutiones medicae und besonders die Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis) machten ihm zum Lehrer aller denkenden Aerzte in allen Ländern.

Von

Von allen Orten suchte man bei diesem zweiten Hippokrates Hülfe und Rath. Seine große Wissenschaft brachte ihm und der Universität großen Reichthum. Sein alles umfassendes Genie zwang ihn, auch in Fächern, die ganz außer seiner Sphäre lagen, sich umzusehen, und daher die Bewunderung der Gelehrten zu erlangen. Sein richtiges Urtheil in den schwersten Dingen, seine Stärke in der Chemie und Botanik und in den übrigen Theilen der Arzneikunde, sein Fleiß in den Vorlesungen, die nachdrucksvolle Kürze des Ausdrucks in seinen Schriften, sein rühmlicher Eifer, durch Ruyschens Präparate und des jungen Albins Vorlesungen sich eine bessere Anatomie, als ihm Malpighi, Bellini und Drelincourt geben konnten, zu erwerben, und darauf eine bessere Physiologie zu bauen, seine Entschlossenheit, den herrschenden Geschmack der Zeitgenossen an erhizzenden Arzneimitteln zu verdrängen, und dadurch wieder gut zu machen, was sein Vorfahr, Sylvius, verdorben hatte; seine weitläuftige und glückliche Praxis, deren Ruf sich in die entlegensten Gegenden verbreitete, seine Kenntniß des Alten und Neuen, die Aufnahme des Wahren, wo er es fand, der bescheidene Zweifel, mit dem er seine Meinungen oder ungewissen Sätze vortrug, um nicht durch sein Ansehen und voreilige Behauptung irre zu führen, die Mäßigung, mit der er Irrthümer widerlegte, das edle Bewußtseyn, wie viel noch in der Heilkunde zu erfinden und zu thun übrig sey, die Großmuth und Menschenliebe, so ihn beseelte, — machen ihn der Nachwelt unvergeßlich, und seine Schriften noch immer brauchbar.

Bei so vielen Verdiensten, die ihm sogar seine Feinde nicht abgesprochen haben — denn welcher wirklich große Mann hat nicht dergleichen? kann man ihm die pyrrhonisirende Annahme neuer reitzender Lehrgebäude, die Anhänglichkeit an gewisse, mit dem ersten Unterrichte eingesogene Lehrmeinungen, und das Bestreben, sie erträglich zu machen, das beflissentliche Dunkel und Zurückhalten in einigen chemischen Arbeiten, und die Vertheidigung der Alchemie, die allzugroße Nachsicht gegen manche Schriftsteller, die eine bessere Richtung verdienten, der etwanige Stolz, den ihm vielleicht Nationalfehler, vielleicht das Gefühl der Grösse einflößte, und die Liebe zum glänzenden Metall, leicht vergeben. Dergleichen Schwachheiten eines großen Mannes sind wie die Flecken in der Sonne anzusehen. Diese benehmen ihr die erwärmende und erleuchtende Kraft nicht, und jene lehren den nacheifernden Jüngling, frühzeitig einzusehen, wie wenig Vollkommenes auch dem größten Manne zu Theil worden sey, das Ruhmvolle nachzuahmen und das fehlerhafte zu meiden.

Börhaave starb, in einem Alter von 70 Jahren, den 23ten September 1738, und die dankbare Akademie, deren Stolz er so lange gewesen war, errichtete ihm ein Monument, mit der simpeln Innschrift: Salutifero Boerhavii Genio Sacrum! — Das bekannte Dat Galenus opes traf wohl bei keinem der Aerzte so ganz ein, als bei ihm; denn er hinterließ seiner einzigen Tochter ungefähr zwei Millionen holländische Gulden. Indessen scheint er selbst die Kunst, die ihm Millionen eintrug, nicht sehr hoch geachtet zu

haben, wenn anders folgende Anekdote wahr ist, welche noch bezweifelt werden muß. Man fand (so wird erzählt) in seiner Bibliothek einen großen Folianten, den man für eine Sammlung noch ungedruckter Schriften von ihm hielt, und wo man glaubte, die tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst zu finden. Der Foliant wurde um 10,000 Gulden verkauft, und nach seiner Eröfnung fand man nichts, als auf der ersten Seite folgendes: „Halte den Kopf kalt, den Bauch frei, die Füße warm, und alsdann kannst du der Aerzte spotten.“ —

Börhaave hatte einen starken und robusten Körper von ansehnlicher Größe, ein durchdringendes Auge verrieth seinen hohen Geist. Er gieng immer einfach gekleidet, mit starken unfrisirten kurzen Haaren, wie ein Landmann, so daß sein äußerliches Ansehen nicht den gelehrten Mann ankündigte. Er war ein Beförderer des Talents, für wissenschaftliche Gegenstände freigebig, und, was seinem Verdienste die Krone aufsetzte, tolerant gegen seine Gegner. Von jedermann, nur nicht von Predigern und Armen, ließ er sich gut bezahlen. Oft kamen über 200 Engländer nach Leiden, die ihr Geld da verzehrten. Täglich war sein Vorzimmer angefüllt; jedermann wurde in der Ordnung vorgelassen, wie er angekommen war. Oft mußte man 2 bis 3 Stunden warten, und dieß wiederfuhr selbst dem Czar Peter dem Großen. Die Freude, welche nicht aus den Grenzen tritt, hielt er für das Salz des Lebens. So lang es seine Gesundheit erlaubte, machte er regelmäßig seinen Spaziertritt. Als ihm das höhere Alter diese Uebung verbot; gieng er zu Fuß,

und wenn er nicht ausgehen konnte, spielte er auf der Zither. Ueberhaupt liebte er die Musik leidenschaftlich. Sein Vortrag auf dem Katheder war ungemein anziehend, und es wurde ihm leicht, seine Zuhörer ganz zu fesseln; durch einen anständigen Scherz wußte er selbst trockene Materien angenehm zu machen. Der Ruf hatte seinen Namen bis nach China getragen, und er erhielt einst von einem Mandarin dieses Landes einen Brief mit der Addresse: An Herrn Börhaave — in Europa.

Gerhard, Freyherr van Swieten.

Kaiserl. kön. Rath und erster Leibarzt.

Swietens Name ist selbst den meisten praktischen Aerzten, die sonst eben nicht viel Bücher lesen, aus den Kommentarien über Boerhaavens praktische Lehrsätze bekannt. Wirklich hat dieses musterhafte Werk so viel zur Aufklärung und Verbesserung in der Arzneikunde beigetragen, daß es allein schon hinreichend ist, dem Schwietenschen Namen eine ehrenvolle Unsterblichkeit zu sichern. Allein Swieten hat auch noch in manchen andern Hinsicht große und ausgebreitete Verdienste. Da er bei seiner Gebieterin, der Kaiserin Maria Theresia, in vorzüglicher Gnade stund, so verbesserte er die Krankenanstalten, und konnte in seinem Fache verordnen, was er wollte. Doch nicht nur auf die Körper, auch auf die Köpfe in den kaiserl. Staaten hatte er entschiedenen Einfluß. Als Aufseher über die kaiserl. Bibliothek in Wien machte er gute Einrichtungen, daher sein Bildniß auch in Marmor da aufgestellt ist; als Bücherrichter milderte er die vorherige Strenge der Censur, und erlaubte manche literarische Kost, von der man ehemals in Oestreich schlimme Folgen befürchtet hatte. Noch lebt er sowohl in mancher guten An-

stalt, die er getroffen, als in den Schülern, die er gezogen.

Sein Vaterland ist Holland, wo er von einem uralten adelichen Geschlechte abstammte. Seine Ahnen haben bereits die wichtigsten Kriegsbedienungen und Hofämter bekleidet, und ihre Verdienste haben sie mit dem größten Vermögen überhäuft, daß sie in den nördlichen Gegenden Hollands die wichtigsten Güter ankaufen konnten. Sie sind bereits von mehrern Kaisern und Königen mit der Ritter- und Freiherrn-Würde belehnt worden. Adrian van Swieten, ein Sohn des Cornelius, und Mitglied des Brüsselschen Bundes, welcher einen Theil der Niederlande der Herrschaft der Spanier entriß, theilte dieses adeliche Geschlecht in zwei Linien, wovon die eine bei den Bundesgenossen blieb, und noch jetzt sich zur protestantischen Religion bekennt, die andere aber bei den übrigen zehen Provinzen aushielt, und in Bekenntniß der römisch-katholischen Religon verharrte. Aus diesem letztern Zweige des adelich van Swietenschen Geschlechts ist Gerhard, Freiherr van Swieten am 7ten May 1700 zu Leiden gebohren worden.

Von früher Jugend an entschied sich seine Neigung für die Wissenschaften, und da er zum Studium derselben nicht nur großen Fleiß, sondern auch sehr ausgezeichnete Talente mitbrachte, so mußte er nothwendig in Kurzem bedeutende Fortschritte machen. Nachdem er in seiner Vaterstadt die ersten Gründe in Kenntnissen und Sprachen gelegt hatte, so gieng er nach Löwen, um daselbst die Philosophie zu studieren. In einem Alter von 16 Jahren übertraf er eine Anzahl von 16 Mit-

schülern, welche alle fähige Köpfe waren. Schon in Leiden hatte er neben der lateinischen Sprache auch die griechische bis zu einer ziemlichen Vollkommenheit erlernt, und er übte sich in Löwen neben den philosophischen Wissenschaften noch mehr in diesen Sprachen. Er kehrte wieder nach Leiden zurück, und sowohl innere Neigung als auch Boerhaavens berühmter Name erzeugten in ihm den Entschluß, sich ganz dem Studium der Arzneikunde zu widmen. Er wohnte in Leiden bei einem geschickten Apotheker, bei dem er auch speiste, und dieser war sein Lehrer in der Chemie und Apothekerkunst. Damals las Swieten die griechischen Aerzte in ihrer Grundsprache, vorzüglich den Hippocrates, Galen und den Alexander Tralianus mit dem emsigsten Fleiße. Boerhaave war ihm außerdem Alles. Zwanzig Jahre lang war er der Schüler desselben, auch dann noch, da er schon selbst mit Beifall die Arzneikunst ausübte. Er übte sich in den Vorlesungen desselben in der Ramsayischen Geschwindschreibekunst, und brachte es darinn zu einer solchen Fertigkeit, daß er noch als Greis im Stande war, die Reden eines jeden sogleich völlig nachzuschreiben. Diesem Hülfsmittel haben die Aerzte es zu danken, daß Swieten Boerhaavens eigene Erklärung über seine praktischen Lehrsätze aufbehalten konnte. Boerhaave hegte gegen seinen Schüler die zärtlichste Liebe und Freundschaft. Er gab ihm Unterricht und bediente sich seiner Hülfe bei chemischen und praktischen Geschäften.

Im Jahr 1725 erhielt Swieten zu Leiden die Doctorwürde, und fieng an seine Wissenschaft auszuü-

ben. Boerhaave besuchte mehrmals die Kranken, die sich Swieten anvertraut hatten, und um dem Schüler noch mehr Ansehen zu geben, sandte er denselben öfters zu seinen eigenen Patienten. Mehr als einmal erklärte dieser große Arzt öffentlich: er wüßte keinen würdigern Nachfolger auf seinem Lehrstuhl als Swieten.

Die Gesetze des Landes erlaubten nicht, daß der katholische Swieten auf einer evangelischen Universität Lehrer der Arzneikunst würde. Es eröfneten sich ihm aber bald andere Aussichten, denn der Ruf von seiner Geschicklichkeit drang über die Grenzen Hollands. Die damalige Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, verlangte ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen als Leibarzt. Der Hof, die Akademie und die angebotenen Belohnungen waren ansehnliche Bedingungen, den Ruf nach Wien annehmlich zu machen. Allein Swieten schlug ihn damals aus, bis in der Folge ein trauriger Zufall die Ursache werden mußte, den Wünschen der Monarchin zu entsprechen. Sie ersuchte ihn nemlich, der Versammlung der Aerzte vorzustehen, welche sich in Brüssel wegen der gefährlichen Krankheit der Erzherzogin Maria Anna berathschlagten. Er entsprach den Wünschen der Monarchin, und auf ferneres Ersuchen des Wiener Hofes übernahm er endlich im Jahr 1745 die Stelle als erster kaiserlicher Leibarzt.

Der deutsche Kaiserhof wußte Swietens Verdienste zu schätzen, setzte auf seine Einsichten und seine Redlichkeit das größte Vertrauen, und übertrug ihm die ansehnlichsten Aemter und Würden. Er war kaiserlicher

Rath und erster Leibarzt, Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek, beständiger Präsident der medicinischen Facultät zu Wien, Director aller medicinischen Dinge in den kaiserlichen Staaten, Bücherrichter, und viele in- und ausländische Akademien rechneten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen.

Swieten verstand die seltene Kunst vortreflich, den Fürsten die Wissenschaften von der nutzbaren Seite bekannt zu machen, und er bediente sich des Zutrauens seines Hofes auf eine Art, wofür ihn die Nachwelt segnet. Die große Reformation der philosophischen, natürlichen und medicinischen Wissenschaften in den kaiserlichen Erblanden schien ganz für Swieten aufbehalten zu seyn, und der Erfolg seiner Unternehmungen war in jeder Hinsicht rühmlich. Er gab der medicinischen Facultät in Wien eine ganz neue Gestalt, und stiftete die dasige berühmte Schule. Aus allen Ländern berief er geschickte Lehrer, und gab selbst täglich einige Stunden Unterricht. Junge talentvolle Männer wurden auf kaiserliche Kosten in fremde Länder gesandt, und der Hof belohnte Verdienste durch Gehalt und Ehrenstellen. Vorher war die Aufsicht über alle theologische, philosophische und mathematische Wissenschaften den Jesuiten überlassen gewesen; jetzt erhielt Swieten den Vorsitz in der philosophischen und mathematischen Klasse. Seinen Verfügungen allein hat man es zu danken, daß in Wien eine Menge angesehener Schriftsteller sich hervorthaten. Sein eigener schriftstellerischer Ruhm verbreitete sich in allen Ländern durch seinen Kommentar über Boerhaavens Aphorismen. (Commentaria in Hermanni

Boerhaave Aphorism. de cognoscendis et curandis morbis) wovon in Paris, Turin, Venedig, Leiden und Hildburghausen Nachdrucke, und in mehrern Ländern Uebersetzungen veranstaltet wurden. „Wenn die Aphorismen, sagt Swietens Biograph, das Orakel der Aerzte sind, so ist der Kommentator der Priester, der es aus dem Tempel des heilenden Gottes hervorträgt und den Sterblichen verkündigt.“

Als die Kaiserin im May des Jahres 1767 von den Blattern befallen, und durch Swietens Kur so wieder hergestellt wurde, daß sie am 22sten Jul. ein öffentliches Dankfest in der St. Stephanskirche begehen konnte, erhielt auch Swieten an diesem Tage ein vorzügliches Merkmal von der Gnade seiner Monarchin. Er wurde in einem prächtigen mit 6 Pferden bespannten kaiserlichen Wagen von den kaiserlichen Aerzten nach der Kirche begleitet und auf diesem feierlichen Dankfeste zum Kommandeur des Ordens des heiligen Stephans ernannt. Ausserdem bekam er ein kaiserliches Geschenk von der Kaiserin Porrait mit Brillanten reich besetzt, das 20,000 Gulden am Werthe hält und 3000 Stück Dukaten.

Obgleich in großem Ansehen blieb Swieten seiner alten Einfachheit in Kleidung meistens treu, und zierte sich nur mit den Manchetten, welche die Kaiserin selbst ihm genähet hatte, fuhr auch fort, sein abgeschnitten Haar zu tragen. Im Leben und im Tode bewieß er viel Religion. Von seinem Ersparten gehörte der Zehente den Armen, andere Mildthätigkeiten nicht zu rechnen. Er war heftig, in einmal gefaßten

Meinungen hartnäckig, und, bei einem eigenen Geist der Strenge gegen sich, auch gegen andere hart, besonders wenn sie gegen Ordnung und Wahrheit fehlten. Seine Wahrheitsliebe war groß: aber auch an andern konnte er Unwahrheit fast nicht vergeben. Oft suchte er aber doch wieder gut zu machen, wenn er im Jachzorne sich vergangen hatte. Er starb am 18ten Juni 1772.

Peter Camper.

Professor der Arzneikunde zu Franecker.

Camper war einer der größten und berühmtesten Aerzte seiner Zeit, dessen zahlreiche Schriften mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, und durch Uebersetzungen auf deutschen Boden verpflanzt worden sind! Mehrere Zweige der Arzneikunst, besonders die Chirurgie, Entbindungskunst, gerichtliche Arzneiwissenschaft und Anatomie verdanken ihm eine größere Ausbildung. Er vertheidigte das Einpfropfen der Blattern und die Trennung der Schaambeine in schweren Geburten noch vor Sigault, untersuchte die Viehkrankheiten sorgfältig, empfahl Mäßigung gegen Selbstmörder und geschwächte Personen, um den Kindermord zu verhüten, versah die chirurgische Schrift des Hippokrates von den Fisteln mit einem vortreflichen Kommentar, entdeckte die Ursache des Quackens der Frösche in ihrem Körperbau, das Gehörwerkzeug der Fische, den Bau der größern Knochen an Vögeln, und entwarf die richtigern Grundlinien zum Zeichnen menschlicher und thierischer Körper, besonders der Gesichter und des leidenschaftlichen Ausdrucks. Sollte es auch ja sich manchmal ereignet haben, daß sein sonst

scharfer Blick die rechte Ansicht der Dinge nicht aufgefunden hätte, so dienten seine Erinnerungen wenigstens dazu, andere auf die bessere Spur zu leiten, und die Sache unter mehrere und richtigere Gesichtspunkte zu bringen.

Camper war zu Leiden aus einer bürgerlichen wohlhabenden Familie am 11ten May 1722 gebohren. Sein Vater nutzte den Rath seines Freundes, des berühmten Börhaave, bei der Erziehung seines Sohnes, der schon früh die glücklichsten Fähigkeiten äußerte, und durch Umgang mit Künstlern Sinn für das Schöne faßte. In der Zeichenkunst machte er unter Anleitung des Ritters de Moor und dessen Sohns die besten Fortschritte. Auch das Mahlen und Kupferstechen gehörte zu seinen angenehmsten Zeitvertreiben, und die mechanischen Handwerke des Drechselns und Zimmerns verschmähte er nicht. Seine Lehrer in der Physik waren Musschenbroek und Gravesand, und in der Geometrie la Bordes.

Zur Hauptbeschäftigung wählte der junge Camper die Medicin, und er hatte darinn die treflichen Lehrer, einen Gaubius, van Royen und den ältern Albinus. In seinem 24sten Jahre ward er Doctor der Weltweisheit und der Arzneikunde, und schrieb bei dieser Gelegenheit zwei gelehrte Abhandlungen über das Gesicht und einige Theile des Auges. Nach seiner Eltern Tode (1748) gieng er auf Reisen, zuerst nach England, wo er mit den größten Gelehrten Bekanntschaft machte, und sich im Zeichnen immer weiter übte. Im folgenden Jahre gieng er nach Paris, wo er zwei Monate blieb, dann nach Lyon und Genf, wo er den Ruf zum Lehrer der

Philosophie, Chirurgie und Medicin in Franecker erhielt und annahm.

Im Jahr 1752 that er eine zweite Reise nach England, übte sich unter Smellie und Kelly in der Entbindungskunst, unter Sharp in der Chirurgie, und gab zu London (1754) zehen von ihm gezeichnete anatomische Tafeln heraus. Im folgenden Jahre kam er als Lehrer der Chirurgie und Anatomie an das Athenäum zu Amsterdam: er legte aber, als er den ersten Theil seiner Demonstrationum anatomico-pathologicarum in dieser Hauptstadt geschrieben hatte, im Jahr 1761 sein Lehramt nieder, und begab sich auf sein Landgut unweit Franecker. Hier waren die Wissenschaften fast seine einzige Beschäftigung, und die Ausarbeitung verschiedener Schriften, über die Brüche neugebohrner Kinder, über das Gehör der gekieferten Fische, über die Erziehung der Kinder ꝛc. Als ihm aber, nachdem er zwei Jahre in der Abgeschiedenheit zugebracht hatte, eine Professur der Medicin auf der Akademie zu Gröningen angetragen wurde, nahm er sie an, da dieser Ort seinem Landgute nahe war. Auf seine Veranlassung wurde zu Gröningen eine Gesellschaft zur Beförderung des Landbaues errichtet, deren Sekretair er war. Er veranstaltete in Verbindung mit van Doeveren, Männicks und vielen andern patriotischen Holländern, daß die Einpfropfung der Viehseuche unternommen wurde, wobei er, und besonders Männicks, von dem widerspenstigen Volke viel zu leiden hatte. Um diese Zeit stellte er mit anhaltendem Eifer naturhistorische Untersuchungen an und zergliederte thierische Körper. Auch die Physiognomie, in Verbindung mit der

Anatomie, war ein Lieblingsgegenstand seines untersuchenden Fleißes. Eine Frucht davon war unter andern die schätzbare, erst nach seinem Tod gedruckte, Abhandlung über die Verschiedenheit der Gesichtszüge, und der menschlichen Bildung überhaupt, die Sömmering ins Deutsche übersetzte. Er machte um diese Zeit auch die wichtige Entdeckung vom Eindringen und der Wirkung der Luft in die hohlen Knochen der Raub- und anderer hochfliegenden Vögel.

Nach einem zehenjährigen Aufenthalte in Grönningen legte er seine Professur nieder, gieng wieder nach Franecker, und lebte als Privatmann in einer Muße, die für die Wissenschaften die schönsten Früchte trug. Zehenmal gewann er bei verschiedenen Akademien den Preis. Zur Erholung machte er auch noch in seinem höhern Alter öfters Reisen durch die Niederlande, Frankreich, England und Deutschland, und genoß überall die Hochachtung, die seinen Verdiensten gebührte. In Berlin hatte er einst eine lange Unterredung mit Friedrich dem Großen, von dessen Leutseligkeit er ganz bezaubert war. Sein Eifer für die Wissenschaften hinderte ihn nicht, auch an der Staatsverwaltung seines Vaterlandes thätigen Antheil zu nehmen. Er hatte seit 1787 Sitz im Staatsrath, und erschien zweimal als Deputirter auf dem Landtage in Friesland; übrigens war er der oranischen Parthei zugethan. Nach einem kurzen Krankenlager starb er am 7ten April 1789 an einem heftigen Brustseitenstechen.

Neben seinen bekannten Verdiensten besaß Camper eine Menge Kenntnisse und Talente, die man weniger kennt. Sein Sinn für Kunstschönheit war richtig und

scharf; er bossirte, wußte den Bildhauermeissel zu füh-ren, mahlte in Oehlfarben und zeichnete außerordent-lich fertig mit der Feder. Er schrieb in vier Sprachen, und arbeitete nicht nur mit unermüdeter Thätigkeit, sondern auch mit einem Feuer, dessen nur wahres Genie fähig ist. Er war Mitglied vieler berühmter Akade-mien, davon die zu Paris sein Brustbild in ihrem Saal aufstellte. Sein Knochen- und Fossilien-Kabinet wurde für das schönste und seltenste in ganz Europa gehalten.

John

John Pringle.

Präsident der Societät der Wissenschaften in London.

Pringle stammte aus einer der ältesten und angesehensten Familien in Schottland; allein er hatte davon wenig Nutzen. Sein ältester Bruder erbte den Titel und den größten Theil des Vermögens, der zweite diente bei der Armee, der dritte hatte eine Magistratsstelle und war Scherif in der Grafschaft Roxburg. Er, als der jüngste, hatte das ungewisseste Loos bekommen, und war den Wissenschaften gewidmet. Er blieb einige Zeit in dem väterlichen Hause zu Stichel-House in der Grafschaft Roxburg unter der Aufsicht eines Privatlehrers, und wurde nachher in das Gymnasium zu St. Andreas gesandt, wo er sich vornemlich auf das Studium der griechischen Sprache legte.

Die Arzneikunde, der er sich zu widmen beschloß, studirte er anfangs zu Edinburg, doch bald lockte ihn der Ruf des großen Börhaave nach Leiden, und er nahm am 20. Jul. 1730 die Doctorwürde an. Jetzt gieng er nach Edinburg zurück, um daselbst zu prakticiren; allein der ungewisse Erfolg und sein geringes Vermögen nöthigten ihn, auf einige Zeit seiner Lieblingsneigung zu

folgen. Der Doktor Scot verlangte einen Gehülfen in der Moralphilosophie und Pnevmatik, und Pringle erhielt 1742 diese Stelle. Er las also über den Pufendorf, und empfahl seinen Zuhörern vor allen andern das Organum des Kanzlers Baco. Ferner hielt er Vorlesungen über die Metaphysik, besonders über das Wesen der Seele und ihre Wirkungen.

Glücklicher Weise zog ihn der Lord Stair, der damals die brittische Armee kommandirte, von dieser Art Beschäftigung ab, und machte ihn (1742) zum Feldarzt. Nach zwei Jahren wurde er Lazaretharzt in Flandern, Oberaufseher über die Lazarethe, und erster Feldarzt. In der Zeit, da er bei der Armee diente, legte er sich ganz auf das Beobachten, und genoß das Vergnügen, die völlige Entwicklung seiner Seelenkräfte zu bemerken. Bei der Untersuchung der Lazarethe fand er, daß sie, der Sicherheit halber, zu weit vom Lager entfernt waren, und dadurch schlechter besorgt wurden. Er that dagegen dringende Vorstellungen, und bewirkte einen Vergleich zwischen dem Marschall von Noailles und dem Grafen Stair, vermöge dessen die Lazarethe bei der Armeen ohne Gefahr an den bequemsten Orten angelegt werden konnten. Dadurch ward Pringle's Name allen Soldaten theuer und werth, aber noch mehr durch seine Unerschrockenheit. In dem Treffen bei Oettingen kam er, nebst dem Lord Carteret, in große Gefahr. Ihr Wagen wurde weggenommen, und blieb während dem Gefechte zwischen dem Feuer der Fronte und einer französischen Batterie; allein Pringle war ganz ruhig, und gab dadurch die stärkste Probe seines Muths.

Pringle gab 1752 seine Schriften von den Feldkrankheiten heraus. In einer andern Schrift beschrieb er das Gefängniß- oder Lazarethfieber, das damals so viel Unheil anrichtete, und eben so bemerkte er, daß der Zutritt der freien Luft in den Lazarethen höchst nöthig sei, da die Kranken in den Häusern, wo die Thüren und Fenster in schlechtem Zustande waren, weit eher genasen, als wo die Zimmer zugemacht sind. Auch fand er, daß die ansteckenden Seuchen jetzt in großen Städten nicht mehr so mörderisch wüthen, als ehedem, weil man die Sümpfe mehr ausgetrocknet, mehr Pflanzenspeisen eingeführt, und eine bessere Polizey angestellt hat. Auf seinen Reisen pflegte er sich immer um die dort eingeführten und gewöhnlichen Arzneimittel zu bekümmern, und hielt die Erfahrung für das beste Mittel, die Wissenschaft zu vervollkommnen. „Diese Erfahrung, sagt ein anderer Arzt, muß doch wenigstens auf Theorie gebaut seyn.“ — „So wenig als möglich, versetzte Pringle, denn durch die Theorie haben wir alles verdorben.“

Pringle ließ sich nach dem Aachner Friedensschlusse (1749) in London nieder, als Arzt des Herzogs von Cumberland, und genoß alle Achtung, die seine Talente verdienten. In den ersten Jahren seines hiesigen Aufenthaltes beschäftigte er sich mit der Ordnung seiner Schrift über die Krankheiten einer Armee, in der Absicht, dieselbe nicht eher herauszugeben, als bis er erst mehrere Erfahrungen gemacht habe. Bis jetzt hatte er in Soldatenlazarethen prakticirt, wo der Kranke seine Befehle genau befolgen mußte. Wie sehr wunderte er sich, als er in der Privatpraxis mancherlei Widersprüche erfuhr, und wie schwer gewöhnte er sich an

dergleichen Widersprüche, die dem Arzt seine Bemühungen erschweren.

Schon im Jahr 1745 wurde Pringle unter die Mitglieder der Londner Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen, und den 30sten October dieses Jahrs nach Schottland geschickt, um bei der Armee gegen die Rebellen zu dienen. Dagegen erhielt er 1752 von der Gesellschaft die Medaille des Copeley wegen seiner Versuche mit fäulniswidrigen Substanzen, und wurde endlich gar Präsident. Diese Stelle wird in England für die wichtigste gehalten, die ein Gelehrter erlangen kann. Viele gelehrte Gesellschaften nahmen ihn unter die Mitglieder auf, und sandten ihm häufig die Diplome zu. Im Jahr 1752 legte er der Gesellschaft neue Gedanken über das Gefängnißfieber, über die Eigenschaften der Seife in Behandlung des Steins, über das Weichwerden der Knochen, über die Erdbeben und einige Lufterscheinungen vor. Der Edinburger medicinischen Gesellschaft theilte er Versuche über den Gebrauch des mit Wachs überzogenen Spiesglases mit; aber unstreitig stehen diejenigen, die er mit den fäulnismachenden und fäulnißwidrigen Substanzen anstellte, oben an. Bei feierlichen Gelegenheiten hielt er schöne und wichtige Vorlesungen, z. B. über den Scorbut, die paraboliſchen Spiegel zum Gebrauch des Teleskop, über die Kanonierkunst u. a. m.

Der Hof kannte Pringle als einen verdienstvollen Arzt und geschickten Praktiker, und machte sich seine Geschicklichkeit zu Nutzen. Er wurde 1751 Arzt bei der Königin, 1763 außerordentlicher und 1764 ordentlicher Arzt des Königs und 1768 bei der verwitweten Prinzessin von Wallis. Der König er-

nannte ihn endlich zum Baronnet. Dieser Titel hält das Mittel zwischen Ritter und Lord. Die Präsidentschaft, seine Reisen und vorzüglich sein guter Charakter hatten ihm starke Verbindungen verschaft. Alle aufgeklärte Fremde besuchten ihn. Sie hatten wöchentlich zweimal an bestimmten Tagen Zutritt, wo Gelehrte aus allen Ständen bei ihm den Abend zubrachten. Wichtige Beobachtungen über den Fortgang der Physik, und Künste, feine Bemerkungen, nützliche Untersuchungen und treffende Anekdoten, sind die Früchte solcher Gesellschaften, wo man frei seine Meinung sagt, ohne sich in tiefe Erörterungen einzulassen.

Endlich wurden ihm die mit der Präsidentschaft verbundenen Geschäfte lästig, nachdem seine Gesundheit durch einen schweren Fall sehr gelitten hatte. Zu gleicher Zeit (1772) waren die Mitglieder der königlichen Gesellschaft über die Einrichtung der Gewitterableiter sehr getheilt, und diese Umstände bewogen ihn, um seine Entlassung anzuhalten, die er auch 1778 erhielt, obgleich sehr ungern. So lange es seine Gesundheit verstattete, wohnte er den Sitzungen bei; allein da seine Schwachheit immer zunahm, so hofte er durch eine Reise nach Edinburg sich wieder zu erholen, und reiste 1780 dahin ab, um daselbst zu bleiben. Er hatte hier seine Jugend zugebracht, und fand in dem höhern Alter jeden Umstand wichtig, der ihn an jene erinnern konnte. Allein bald erfuhr er, daß sich die Scene seitdem sehr geändert habe. In der langen Zeit waren fast alle guten Freunde und Bekannte verstorben. Ihre Söhne bestrebten sich ihm auf alle Art gefällig zu seyn, und jedermann erwieß ihm die größte Hochachtung; allein dieß

alles konnte ihn nicht beruhigen, der ehedem das ganze Vertrauen und offene Freundschaft genossen hatte. Er gieng zu Ende des Jahres 1781 wieder nach London zurück, fieng seine alte Gewohnheit wieder an, und führte seine Abendgesellschaft wieder ein. Er war gewohnt, alle Stunden des Tages geschäftig zu seyn, und daher fiel ihm die Unthätigkeit sehr auf. Aus der Ursache wohnte er auch in Edinburg den Versammlungen des Kollegiums der Aerzte bei, und ließ demselben nach seiner Abreise 10 Bände physische und mediciniſche Beobachtungen und Bemerkungen übergeben, doch unter der Bedingung, daß sie nie sollten gedruckt, nie aus der Bibliothek verabfolgt werden.

In seinen letzten Lebensjahren stellte er theologische Untersuchungen an, und durchdachte einige Stellen der Bibel ganz. Seine sanfte und empfindliche Seele suchte hier Worte des Friedens, und fand hier immer Trost. Sein Briefwechsel mit dem Ritter Michaelis über Daniels 70 Wochen ist sogar gedruckt erschienen. Am 18ten Januar 1784 verschied er im 75. Jahre. Ihm gebührt der Ruhm eines eben so biedern Mannes als gelehrten Arztes. Seinen Kollegen kam er mit Dienstgefälligkeit zuvor, und entgieng dadurch dem Neide, dem ein großes Glück ausgesetzt zu seyn pflegt. Er war gesprächig, aber ohne Affectation.

Thomas, Baron Dimsdale.

Russischer Staatsrath und Leibarzt.

Einer derjenigen Aerzte, die sich um die Vervollkommnung der Blattern-Inokulation — dieser vor der Entdeckung der Kuhpocken unschätzbaren Wohlthat — ungemeine Verdienste erwarben. Ehre und Belohnung wurden ihm dafür zu Theil, und sein edler Charakter erwarb ihm die Liebe und Werthachtung aller, die ihn kannten.

Er wurde am 29sten May 1712 zu Thoydon Garnon bei Epping in der Grafschaft Essex gebohren, wo sein Vater Arzt war. Von ihm erhielt er auch, nachdem er seinen Schulkursus geendigt hatte, den ersten Unterricht in der Heilkunde. Hierauf wurde er nach dem St. Thomas-Hospitale in Southwark gesendet, um dort sich zum Chirurgen zu bilden. Im Jahr 1734 fieng er selbst an, in Hertford zu prakticiren. Einige Jahre darauf (1739) heurathete er die Tochter des Londner Bankier Nath. Brassey von Roxford bey Hertford, und ward darauf viermal nach einander zum Parlamentsdeputirten für den gedachten Flecken gewahlt. Indessen setzte er sein Gewerbe daselbst fort, und erhielt immer mehr Ruf, bis ihn der Tod der ebengedachten

Gattin im Jahr 1744 auf den Einfall brachte, bei Cumberlands Korps gegen die Rebellen im Norden als Gehülfe im medicinischen Departement auf eigene Kosten zu dienen. Nach Endigung des Feldzugs ließ er sich wiederum zu Hertford nieder, und heurathete (1746) eine Verwandte seiner verstorbenen Frau, wodurch denn sein ohnehin beträchtliches Vermögen so vermehrt wurde, daß er seine Praxis auf einige Jahre aufgab. Da sich indessen seine Familie stark vermehrte, so entschloß er sich, von neuem thätig zu werden, und nahm im Jahr 1761 den Doctorgrad.

Als einige Jahre darauf Sutton's neue Impfmethode — die Patienten mehr als bisher der offenen Luft, besonders beim Ausbruchs-Fieber, auszusetzen — Aufsehen zu erregen begann, war er einer der ersten, die durch Versuche die Vortheile derselben zu erproben, und, da er sie bestätigt fand, anzupreisen versuchten. Dieß geschah in der 1766 erschienenen Schrift: The present method of inoculating for the small Pox (deutsch, mit Anmerkungen von Sal. Schinz. Zürrich 1768 und von K. F. Tirmann Leipzig 1768), worinn er neben jener Methode vorzüglich auch empfahl, mit frischer fliessender Materie zu impfen. Nicht leicht wurde ein Buch mit mehrerer Erwartung und größerem Beifall aufgenommen. Es wurde sehr bald ins Deutsche, Französische, Italienische und endlich auch ins Russische übersetzt. Der dadurch erworbene Ruhm machte die Kaiserin Katharina II. auf ihn aufmerksam; sie ließ ihn im Jahr 1768 nach St. Petersburg kommen, und sich und ihren Sohn, den nachherigen Kaiser Paul von ihm inokuliren, wie Dimsdale selbst in den 1781

herausgegebenen Tracts on Inoculation (deutsch. Leipzig 178?) erzählt.

Beide Inokulationen gelangen vortreflich, und er wurde dafür kaiserlich belohnt. Katharina ernannte ihn zu ihrem Leibarzte mit einem Jahrgehalte von 500 Pfund Sterling, erhob ihn zur Würde eines russischen Barons, und zwar für ihn und den jedesmaligen ältesten Erben, und ließ ihn 10,000 Pfund Sterling für die Kur nebst 2000 Pfund als Reisekosten auszahlen; auch erhielt er die Miniaturgemählde der Kaiserin und des Großfürsten. Sein zweiter Sohn Nathanael, der mit ihm gereist war, und die Kur besorgen half, erhielt dieselben Titel, in demselben Umfange, und von dem Großfürsten eine reich mit Diamanten besetzte goldene Dose.

Nach der Wiederherstellung der Kaiserinn und des Großfürsten inokulirte Dimsdale noch mehrere vornehme Personen in St Petersburg, und reiste, auf Ansuchen der Kaiserinn, nach Moskau, wo er ebenfalls die Kinder vieler adelichen und anderer vornehmen Einwohner inokulirte. Gern hätte die Kaiserinn ihn in ihrem Reiche behalten; aber alle Vorschläge dieser Art wurden von ihm, aus Sehnsucht nach seinem Vaterlande, abgelehnt. Auf dem Rückwege hatte er in Potsdam eine Privat-Audienz bei Friedrich II.

Nach seiner Zurückkunft in England ließ er sich von neuem in Hertford nieder, und setzte seine Praxis fort, bis er im Jahr 1780, nachdem er sich von neuem mit einer Elisabeth Dimsdale verheurathet hatte, wiederum ins Parlament gewählt wurde; doch hörte er nie auf, Armen und Hülflosen mit Rath und That beizu-

stehen. Im Jahr 1781 gieng er einer Einladung der Kaiserinn Katharina zufolge, von neuem nach St. Petersburg, um die beiden Prinzen Alexander (den jetzigen Kaiser) und Konstantin zu inokuliren und zwar in Begleitung seiner Gattin. Auf der Reise dahin sprach er in Berlin den dort anwesenden römischen Kaiser Joseph II., der ihm einen Brief an die russische Kaiserinn mitgab. In St. Petersburg wurde er von der Kaiserinn und dem Großfürsten aufs gnädigste empfangen. Auch dießmal gelang ihm die Inokulation nach Wunsche und sie wurde nach Würden belohnt. Seine Gattin erhielt außerdem eine goldene mit Diamanten besetzte Dose.

Im Jahr 1784 wurde er wieder ins Parlament gewählt, und diesmal blieb er bis zum Jahre 1790 darin, da sein oben erwähnter Sohn Nathanael an seine Stelle trat. Von jetzt an war Bath sein Winteraufenthalt; zuletzt aber lebte er fast immer zu Hertford in seiner Familie. Er starb daselbst den 30sten Dec. 1800 nach einer Krankheit von ungefehr drei Wochen, in einem Alter von 89 Jahren, und wurde am 5ten Jan. auf dem Kirchhofe der Quäker zu Bisnop Strotfort begraben. Viele Jahre vor seinem Tode hatte er anfangs auf dem einen, dann auf dem andern Auge den Staar bekommen, er war aber von dem bekannten Baron Wenzel so glücklich operirt worden, daß er nachher sein Gesicht bis an seinen Tod behielt. Er besaß ein sanftes Temperament, zeigte sich immer geneigt, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und mit Jedermann in Friede und Freundschaft zu leben, und starb mit dem Lobe eines braven Mannes.

Wilhelm Hunter.

Leibarzt der Königin von England.

Dankbar benutzte das 19te Jahrhundert das, was Wilhelm Hunter und sein nachfolgender Bruder im 18ten zum Besten der gesammten Heilkunde geleistet hat. Die Anatomie besonders zählt mehrere Entdeckungen auf, durch die sich Wilhelm den Weg zur Unsterblichkeit gebahnt hat. Dieser war am 23ten Mai 1718 zu Kilbrick in Schottland gebohren. Er war das siebente von 10 Kindern John Hunters, der auf einem kleinen Gute lebte, das seit vielen Jahren der Familie zugehörte. Durch gute Wirthschaft war der Vater im Stande, seinen Kindern eine zweckmäßige Erziehung geben zu können. Seine Glücksgüter erlaubten ihm nicht, Lehrer zu halten, und daher gab er ihnen selbst den nöthigen Unterricht.

Wilhelm Hunter kam in seinem 14ten Jahre auf die hohe Schule zu Glasgow, wo er sich 5 Jahre aufhielt, und durch seinen Fleiß und gute Aufführung die Achtung der Professoren und das Lob eines guten Schülers erwarb. Sein Vater hatte ihn der Kirche gewidmet; allein die Vorstellung, daß er Glaubensartikel

unterschreiben müsse, war seiner damals schon angenommenen freien Denkungsart so sehr zuwider, daß er gegen seine theologische Studien einen unüberwindlichen Widerwillen empfand. Bald ließ er alle Gedanken auf die Kirche fahren, da er glücklicher Weise an dem berühmten Cullen einen Freund fand, der ihn zu sich nahm, und in das Studium der Arzneikunde einweihte. Dann besuchte er Edinburg, studirte vornemlich die Anatomie, und begab sich darauf (1741) nach London. Er brachte nichts mit dahin als viel Eifer und gute Hofnung. Diese letztere ward durch die Gefälligkeit des Doctor Douglas, eines berühmten Geburtshelfers und großen Zergliedevers, erfüllt. Dieser war für die Schönheiten des Horaz so eingenommen, daß er sich nicht satt lesen konnte, und sich sogar vornahm, eine kritische Vergleichung der Ausgaben anzustellen. Ein Buchhändler zu Glasgow, der ihm viele verschaft hatte, empfahl ihm Huntern bestens, und diese Empfehlung wirkte. Hunter fieng an, den Horaz, der ihm so große Vortheil everschaft hatte, mehrmals zu lesen, und wurde — es sei nun Geschmack oder Dankbegierde — eben so für ihn eingenommen, wie sein Wohlthäter. Er dankte ihm öfters mit Versen, die jener für den Mäcen gemacht hatte. Douglaß hatte in der Knochenlehre 2. Untersuchungen angefangen, die er aus Zeitmangel nicht beendigen konnte, und schlug Hunter vor, in sein Haus zu ziehen, und diese Arbeit zu übernehmen. Freudig ergrif dieser die erwünschte Gelegenheit, und als sein Wohlthäter starb, fand er bei der Witwe desselben ebenfalls Unterstützung.

Schon im Jahr 1743 überreichte er der königlichen Gesellschaft einen Versuch über die Struktur und Krankheiten der artikulirten Knorpel. Diese scharfsinnige Schrift über eine Materie, die damals noch nicht hinlänglich untersucht war, zeugte von den schnellen Fortschritten, die er in seinen anatomischen Versuchen gemacht hatte. Er wünschte jetzt die Anatomie zu lehren und einen öffentlichen Zergliederungssaal anzulegen. Der berühmte Sam. Sharp setzte ihn bald in den Stand, seinen Plan auszuführen, indem er ihn (1746) zu seinem Nachfolger ernannte, und ihm sein Amphitheater abtrat. Er hielt seine ersten Vorlesungen über die Anatomie, und sagte, er habe nie öffentlich geredet, ohne ein starkes Herzdrükken zu bekommen. Das Publikum schenkte ihm dafür allen Beifall. Die Schiffswundärzte besuchten seine Vorlesungen, und seine Einnahme war bald so beträchtlich, daß er sich in die Gesellschaft der Londner Wundärzte aufnehmen lassen, und eine Reise nach Paris und Leiden unternehmen konnte.

Anfangs übte Hunter in London die Wundarzneikunst und die Geburtshülfe; da er aber gegen die erstere einen Widerwillen empfand, so ergab er sich allein der letztern. Smellie war damals der berühmteste Geburtshelfer; er hatte sich durch seine Vorlesungen und Schriften in ganz Europa berühmt gemacht, allein sein schlechtes Betragen und seine Grobheit thaten ihm in England vielen Schaden. Mit diesem ungeschliffenen Wesen verband er gar nichts Empfehlendes; er war gut, gerecht und rauh, und wußte sich nicht beliebt zu machen. Zween andere

Geburtshelfer entsagten der Praxis, und so kam es, daß Hunter in wenig Jahren der vorzüglichste in dieser wichtigen und einträglichen Kunst wurde.

Als er die Geburtshülfe zu treiben anfieng, wünschte er sich ein Vermögen zu erwerben, das zureichend wäre, ihn in gemächliche und unabhängige Umstände zu versetzen. Ehe viele Jahre verflossen waren, fand er sich schon in dem Besitz einer Summe, die seinen Wünschen angemessen war, und diese legte er als ein Kapital bei Seite, dessen er sich bedienen könnte, wenn etwa Alter oder Schwacheiten ihn nöthigen sollten, sich den Geschäften zu entziehen. Nachdem sich sein Reichthum sehr vermehrt hatte, beschloß er ein großes Museum anzulegen, das sich über alle Zweige der Natur- und Arzneiwissenschaft ausdehnen sollte. Er kaufte in dieser Absicht einen Platz, und führte mit vielen Kosten ein prächtiges Gebäude auf. Das schöne Amphitheater diente zum Unterricht, und das kostbare Kabinet enthielt alles, was er von allen Orten her bekommen konnte, die anatomischen Präparate, die er sich selbst gemacht, oder machen lassen, nebst den reichen Sammlungen eines Sandys, Hewson, Blakkall und Falkoner, die Organen von Thieren und Menschen im gesunden und kranken Zustande, die ausgespritzten Schlag- und Blutadern, und die mit Quecksilber ausgefüllten lymphatischen Gefäße. Der Ruf dieses Museums breitete sich in ganz Europa aus, und wenige Fremde, die sich durch Stand und Gelehrsamkeit auszeichneten, besuchten London, ohne es zu sehen. Hier hielt Hunter seine Vorlesungen über Anatomie, Medicin und Entbindungskunst, und

sagte nichts, als was er gewiß wußte, und mit den vorräthigen Stücken belegen konnte. Seine Worte waren, wie Orakelsprüche. Daher das Bestreben, seine Vorlesungen zu besuchen, weil er hier seine Lehrsätze und Kenntniß koncentrirt hatte.

Eine ausgebreitete Praxis gab Huntern häufig Gelegenheit, schöne Beobachtungen und Entdeckungen zu machen, wovon er besondere Abhandlungen in die Gesellschaftsschriften einrücken ließ, die auch für deutsche Aerzte durch Uebersetzungen lesbar gemacht worden sind. In allen seinen Ausarbeitungen herrscht Bestimmtheit und klügliche angewandte Gelehrsamkeit, um den Gegenstand auf mehrern Seiten darzustellen. Eine besondere Auszeichnung verdient das prächtigste seiner mediciniſchen Werke, die Anatomie des menschlichen schwangern Uterus (Anatomy of the human gravid uterus). Es enthält die Resultate mehr als 20jähriger Beobachtungen über einen Gegenstand, dessen Ergründung der große Anatom unabläßig nachspürte.

Mehrmals wurde er in gelehrte Fehden verwickelt, die ihn weiter führten, als er anfangs glaubte. Aergerlich und aufgebracht durch die Widersprüche seiner Gegner, war er gar nicht mehr der Mann, der er sonst war. Ueberhaupt zeichnete er sich durch seine heftige Gemüthsart wie durch seine strenge Kritik aus. Er war in der Medicin und unter seinen Kollegen als ein Censor anzusehen, den man mehr schätzt als liebt. Er verstand die Kunst zu gefallen nicht. Häufige Anfälle von Podagra verbitterten ihm den letzten Theil seines Lebens, konnten ihn aber nicht abhalten,

seinen Berufsarbeiten vorzustehen. Dreizehn Tage vor seinem Tode wollte er noch eine angekündigte Vorlesung über die Chirurgie halten. Sie war beinahe geendigt, als er, vom Schmerz überwältigt, die Sprache verlor, und mitten unter seinen bestürzten Zuhörern ohnmächtig wurde. In den folgenden Tagen nahm das Uebel immer zu, allein sein Geist blieb immer stark. „Wäre mir es doch möglich, die Feder zu halten, sagte er zu einem Freunde, ich wollte aufschreiben, wie leicht und angenehm es ist zu sterben.“ Er verschied am 30sten März 1783.

Seine Lebensart war ungemein einfach und frugal, und er begnügte sich mit wenigen und gewöhnlichen Nahrungsmitteln. Er stand sehr früh auf, und wenn er mit seinen Geschäften fertig war, so brachte er seine Zeit mit anatomischen Arbeiten oder in seinem Museum zu. An Schmausereyen und öffentlichen Lustbarkeiten scheint er keinen Geschmack gefunden zu haben, mitten im Gedränge wollte er Herr von sich und seinen Bestrebungen seyn. Der gelehrte Ruf verhinderte ihn nicht, ein guter Praktiker zu seyn; er vereinigte beides in sich. Er wurde beständig zu den Großen gerufen, war Arzt der Königin, und erschien immer mit der Miene von Freimüthigkeit und Selbstgefühl, die am Hofe selten und desto auffallender ist. Seinen Patienten, wenn er ihre Krankheiten untersuchte, bewies er eine Aufmerksamkeit, die ihm nothwendig ihr Zutrauen und ihre Achtung erwerben mußte. Er war ein guter Redner, und da er einen deutlichen und genauen Begriff von dem hatte, was er lehrte, so verstand er die schwersten

Stel-

Stellen der Anatomie und Physiologie in deutlichen und verständlichen Gesichtspunkten darzustellen. Alle, die ihn gekannt haben, gestehen zu, daß er einen vortreflichen Verstand, eine schnelle Fassungskraft, ein gutes Gedächtniß und ein richtiges Urtheil gehabt habe. Mit diesen Verstandeskräften verband er eine ungewöhnliche Betriebsamkeit und Genauigkeit — Eigenschaften, die ihn zu anatomischen Untersuchungen ganz vorzüglich geschickt machten.

John Hunter.

General-Inspektor der Brittischen Spitäler.

Es dürfte schwer zu bestimmen seyn, wer sich größere Ansprüche auf den Dank seiner Zeitgenossen erworben habe, der ältere oder der jüngere Hunter? Gewiß war auch der letztere ein Mann von beispielloser Thätigkeit und unermüdetem Eifer in Vervollkommnung der Anatomie und Naturgeschichte. Die Entdeckungen, welche er darinn machte, und die zahlreichen Schriften, die er herausgab, erwarben auch ihm bei In- und Ausländern das größte Ansehen.

Gebohren wurde er am 14ten Juli 1728 auf dem kleinen väterlichen Gute in Schottland, wie sein älterer Bruder Wilhelm. Er genoß der treuen väterlichen Sorgfalt für seine Erziehung nur bis ins zehnte Jahr; als die Mutter Wittwe geworden war, verzärtelte sie ihren lieben Sohn und dieser war auf dem Wege, ein Taugenichts oder ein gemeiner Handwerker zu werden. Er trieb in seiner Jugend blos das Gewerbe eines Wagners oder Schiffzimmermanns, wo sein in ein fremdes Element verschlagener Geist nicht die kleinste Spur seiner künftigen Größe zeigte. Ein glücklicher Zufall führte ihn in seinem 18ten Jahr nach London

wo sein Bruder eben anfieng, anatomische Vorlesungen zu halten. Dieser brauchte ihn zuerst als einen Handlanger, und da er Anlage und Geschicklichkeit für anatomische Arbeiten an ihm wahrnahm, so unterwies er ihn darinn, und ließ ihn im Chelseaspitale die Anfangsgründe der Wundarznei erlernen. Jetzt entwickelten sich seine Talente so schnell, daß er nach wenig Jahren die Zöglinge seines Bruders im anatomischen Präpariren unterrichten konnte, und daß dieser nicht lange hernach im Stande war, ihm einige seiner Vorlesungen zu überlassen. Er arbeitete nun 10 Jahre lang in der Anatomie des Menschen, und um die mancherlei Organisationen zu erforschen, durch welche die zum Leben gehörenden Verrichtungen vollzogen werden, und dadurch auf allgemeine Grundsätze zu kommen, widmete er sich mit großem Eifer und Aufwand von Zeit und Kosten auch der vergleichenden Anatomie.

Seiner Gesundheit wegen verlies Hunter die Sectionsanstalt seines Bruders, und ward im May 1756 Hauswundarzt am St. Georgsspital, wo er 5 Monate blieb. Dieß war der Anfang seiner praktischen Laufbahn. Hunter, sagt daher sein Biograh, scheint sich auf eine allen andern Wundärzten entgegen gesetzte Weise gebildet zu haben. Um Wundarzt zu werden, widmete er sich viele Jahre lang der Anatomie, und nur 5 Monate der Wundarzneikunst; indeß andere, um eben dahin zu gelangen, ihre Lehrjahre mit der Wundarzneikunst anfangen, und sich nur ein oder zwei Jahre dem anatomischen Studium widmen.

Um sich sofort zu einem guten praktischen Wundarzt geschickt zu machen, suchte er eine Stelle, bei der Armee

und befand sich wirklich im Jahr 1761 bei dem Heere, welches Belle Isle einnahm. Im folgenden Jahre begleitete er die Armee nach Portugal, und kehrte im May nach England zurück. Der Zeitraum, da er diesen kriegerischen Expeditionen beiwohnte, war besonders für seine Kenntniß von Schußwunden von Wichtigkeit. Als er wieder nach London zurück gekommen war, setzte er seinen Unterricht in der practischen Anatomie und Chirurgie und sein eifriges Studium der vergleichenden Anatomie fort, und richtete sich zum Behufe der letztern sein Landhaus Earls Court, 2 englische Meilen von London, ein.

Im Jahr 1767 war er Mitglied der königlichen Societät und errichtete, nebst den Präsidenten und einigen Mitgliedern, die Korporation der Wundärzte, und im folgenden Jahr ward er Wundarzt des Georgspitals. In der Folge, da sein Ruf sich immer mehr ausbreitete, wählte ihn der König zu seinem außerordentlichen Wundarzt, und daneben hielt er mehrere Jahre lang einen Kursus chirurgischer, physiologischer und antomischer Vorlesungen. Es war ihm aber immer etwas unbehagliches, den Lehrstuhl zu besteigen, und er hielt seine erste Vorlesung nie, ohne vorher 30 Tropfen Laudanum zu nehmen. Das große Object seines Lebens war die Anlegung einer Sammlung natürlicher Merkwürdigkeiten, und diesen Zweck verfolgte er mit einer bewundernswürdigen Ausdauer. Mit großem Kostenaufwand richtete er dazu ein besonderes Gebäude ein; einen geräumigen Saal machte er für ein Museum zurechte, ein anderes Zimmer zu einer Zusammenkunft der Aerzte jeden Sonntag Abend; ein anderes zu

einem Lyceum für medicinische Uebungen, wieder eines zu seinen Vorlesungen, zu Sectionen, eine Buchdruckerey und Presse, ein Waarenlager zum Verkauf seiner Schriften. Sein Museum bestand aus einer schätzbaren und vollständigen Sammlung der seltensten Stücke. In Rücksicht der Anordnung fieng es mit den einfachsten Theilen des menschlichen Körpers und anderer im Bau verschiedener Thiere an, als: Muskeln, Knochen, Flechsen, Knorpel, Bänder ꝛc. Die Sammlung gieng nun zu den zusammengesetzten Theilen fort, als: das Herz des Menschen und anderer Thiere, wobei die verschiedenen Abweichungen angedeutet waren, der Magen verschiedener Thiere; Eingeweide, Leber, Milz, Nieren ꝛc., dieß alles wurde in Präparaten von der mannigfaltigsten Abwechslung gezeigt. Die Gebeine jedes Thiers, das er auftreiben konnte, waren in Skeletten aufgestellt. In der Anordnung unsecirter Thiere oder Thiertheile begann Hunter mit dem einfachsten, dem Polypen, gieng zu den zusammengesetztern über, und endigte mit dem Menschen. Die Abweichungen der Natur, die sogenannten Ungeheuer, fanden sich in seinem Kabinet in großer Anzahl. Noch besaß er verschiedene Theile von versteinerten Thieren, und endlich eine artige Sammlung von Sandsteinen.

Hunter hatte zuletzt eine größere Praxis als irgend einer seiner Kollegen, und er bekam auch die Stelle eines Generalinspektors der Spitäler und eines Generalchirurgus der Armee. Aber er genoß dieser Ehre und der damit verbundenen großen Vortheile nicht lange. Am 1sten October 1793 wurde im Georgspital sein Gemüth gereitzt; er unterdrückte seine Empfindung,

drehte sich um, seufzte tief und fiel todt zu Boden. Mit seltener Originalität und Kraft lebte er nur für seine Wissenschaft, und niemand war mit der Bestimmung, der Lage ꝛc. der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers bekannter als er. Seine zahlreichen, auch ins deutsche übersetzten Schriften, können als eine Basis betrachtet werden, auf welcher die ganze Arzneikunst sicher ruht. Unter seinen Verdiensten um das Wohl seines Vaterlandes zeichnen sich vorzüglich seine patriotischen Ermunterungen zu Wiederbelebungsversuchen an todtgeglaubten und verunglückten Personen, und seine Untersuchungen über die mörderischen Epidemien in Jamaika und den westindischen Inseln aus, wodurch er ein Retter vieler hundert Unglücklichen geworden ist.

Erasmus Darwin.

Doktor der Arzneikunde.

Ein scharfsinniger Arzt, treflicher Aesthetiker und großer Denker, von dessen System der praktischen Heilkunde Girtanner den deutschen Aerzten eine ausführliche Darstellung gegeben hat. Sein Ruhm als Arzt gründet sich auf die berühmte Zoonomie, oder Gesetze des organischen Lebens, das Brandis vortrefflich verdeutscht hat, und das allen Söhnen Aeskulaps bekannt ist, die für etwas höheres Sinn und Geschmack haben, als für die ambulatorische Praxis. Kann man dem brittischen Denker auch nicht immer recht geben, so liest man doch seine sinnreichen Erklärungen mit Vergnügen, und verfolgt mit Nutzen die Aussichten, die er eröfnet. Als Dichter gesteht man ihm viel Verdienst zu, ob ihm gleich ein zu großer Mangel an Simplicität und zu viel Wortprunk allgemein vorgeworfen wird. Der botanische Garten ist unter den Erzeugnissen seiner Muse dasjenige, welches den allgemeinsten Beifall fand.

Darwin wurde am 12ten December des Jahres 1731 in Elston bei Newart in Nottinghamshire gebohren. Sein Vater Robert Darwin Esq. hatte

auſſer ihm noch 6 Kinder. Nach dem gewöhnlichen Schulunterrichte wurde er mit ſeinen beiden ältern Brüdern nach Cambridge geſchickt, wo er die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren anfieng und im Jahr 1755 Baccalaureus der Medicin wurde. Von Cambridge gieng er erſt nach London, um unter John Hunter ſich in der Anatomie feſtzuſetzen und dann nach Edinburg, wo er alle Fächer der Arzneikunde mit größtem Fleiß trieb. Er verſuchte hierauf, ſich in Nottingham niederzulaſſen; aber hier glückte es ihm nicht. Er wählte dafür Lichtfield, wohin er mit Empfehlungsbriefen verſehen gieng. Ein reicher Mann in der Nachbarſchaft, den man ſchon für verloren gab, wurde durch Darwins Geſchicklichkeit wieder hergeſtellt, welches ſeinen Ruhm auf einmal feſtſetzte und ihm während ſeines langen Aufenthalts in Lichtfield eine gewinnvolle Praxis verſchafte. Dieß ſetzte ihn in den Stand, im Jahr 1778 in der Nähe dieſer Stadt ein ſehr romantiſch gelegenes Landhaus zu pachten. Dort war eine Grotte ſein Lieblingsort, wobei er einen botaniſchen Garten anlegte, und ſein beliebtes Gedicht The Loves of the plants anfieng. Allein ſchon nach ein paar Jahren nahm er ſeinen Aufenthalt zu Derby, und blieb hier bis drei Monate vor ſeinem Tode, da er ein benachbartes Landhaus bezog, das ſich ſehr wohl für ſeine Jahre ſchickte.

Während der drei letzten Jahre wurde er oft von einer Entzündung in der Bruſt und Lunge befallen, und als er beſſer zu werden ſchien, war er dem Tode am nächſten. Am 19ten April 1802 genoß er des ſchönen Wetters in ſeinem Garten, und brachte den Abend unter der gewohnten muntern Unterhaltung mit ſeiner Fa-

milie hin. Morgens darauf stand er um 6 Uhr auf, schrieb etliche Briefe und entrüstete sich über die Maßen über seinen Bedienten wegen seiner Pferde. Es überfiel ihn ein Frösteln mit Durst; er setzte sich ans Feuer und trank eine ziemliche Menge Buttermilch. Er befand sich nun schlimmer und legte sich auf ein Sofa. Da er aber kälter und fühlloser wurde, so brachte man ihn auf einen Armstuhl, wo er zwischen 8 und 9 Uhr ohne Schmerz und Gemüthsbewegung im 71sten Jahre seines Alters den Geist aufgab.

Darwin zeichnete sich sein ganzes Leben über durch großes Wohlwollen aus, welches sich besonders durch die Sorgfalt äußerte, womit er selbst die verachtetsten Thiere behandelte. Er hatte sich oft gewünscht, sein Daseyn ohne Schmerz zu beendigen, da er immer den Tod für das kleinere Uebel von beiden hielt. Er war von Mittelgröße und sehr plump und stark, seine Gesichtsbildung war gemein und hatte etwas schwerfälliges; fehlte es derselben nicht ganz an Leben, so war doch kein Ausdruck darinn. Sein Gang und Anzug waren ungeschickt und nachläßig; wenn er gieng, ließ er oft die Zunge aus dem Munde hängen. In seiner Jugend liebte er Wein und Weiber über die maßen, und seine Leidenschaft für die letztern währte bis ans Ende. Von zwei Gattinnen hinterließ er sieben Kinder am Leben und außerdem noch zwei natürliche Töchter. Zum Besten der letztern schrieb er sein Buch über die weibliche Erziehung. Da er schon im Jünglingsalter die ersten Anfälle vom Podagra bekam, so entsagte er von der Zeit an allen gegohrnen Getränken. Aber Fleisch, nebst allen Arten von Gemüsen und Obst aß er in Menge. Bei Tische trank er Wasser

oder Milchrahm und Wasser; und außer den Mahlzeiten Thee und Kaffe. Durch diese Enthaltsamkeit von gegohrnen Getränken blieb er 15 bis 16 Jahre völlig vom Podagra befreit. Wenn er auch einmal wieder Wein und Wasser oder Cyder und Wasser zu trinken wagte, so wurde er doch allemal durch neue podagrische Anwandlungen erinnert, sich dieser Getränke zu entschlagen. Er pflegte sehr stark zu essen, und sein Magen verdaute vortreflich. Er gab oft den Rath: „Eßt, eßt, so viel ihr könnt.“ Aber er unterließ keine Gelegenheit, seinen Patienten eine Besorgniß in Ansehung geistiger Getränke einzuflößen, aus deren haufigen Gebrauch er nur zu gern ihre Krankheiten herleitete.

Ausser der Arzneikunde hatte Darwin eine vorzügliche Liebe zur Mechanik und Physik. Diese trieb er nicht nur selbst mit großem Eifer und Fleiß, sondern ergrif auch jede Gelegenheit, seine vielen Freunde und Bekannten dazu aufzumuntern. Bald nach seiner Ankunft in Derby errichtete er dort eine philosophische Societät und Bibliothek, welche beide bei seinem Tode in einem blühenden Zustande waren. Die Gesellschaft, deren Präsident er war, besteht aus Mitgliedern, die in Nottinghamshire, Derbyshire und Leicestershire zerstreut wohnen. Er machte sich auch ein Vergnügen daraus, die Herausgabe von Werken über die Naturgeschichte zu befördern.

Obgleich Darwin bei diesen Beschäftigungen ausnehmend viel Gelehrsamkeit, Geschmack und Kopf an den Tag legte, so hatte er dennoch einen großen Zweck, auf dessen Erreichung alle seine Geschicklichkeiten und Absichten ernstlich und unausgesetzt gerichtet waren. Er nahm keinen Anstand, öffentlich und wiederholt in

Gesellschaft zu erklären, daß er vornemlich durch alle seine gelehrten Unternehmungen Reichthümer zu erwerben trachtete. Einmal sagte er zu einem Freund: „Mein botanischer Garten hat mir 900 Pfund eingebracht, und der erste Band meiner Zoonomie ebenfalls 900 Pfund; kann ich nur immer ein Jahr ums andere ein Werk schreiben, das mir so viel einträgt, so hats keine Noth mit mir.“ Er fügte hinzu: „Geld und nicht Ruhm ist die Endabsicht von allen meinen Druckschriften.“

Man vermuthet, daß Darwin an keine Offenbarung glaubte. Auf jeden Fall war er ein abgesagter Feind der Hölle.

Joseph Lieutaud.

Königl. französischer Leibarzt.

Ein berühmter Arzt und Zergliederer, der sich ohne Stolz und Ränke bis zum ersten Posten seines Standes empor schwang. Er war der Sohn eines Parlamentsadvocaten zu Aix in Provence, und am 21sten Jun. 1703 gebohren. Seine Familie hatte dem Vaterlande und Staate schon manchen würdigen Geistlichen, Soldaten, obrigkeitliche Personen und Gelehrte gegeben; er, das jüngste und schwächste unter 12 Kindern, wurde zum geistlichen Stande bestimmt: allein die Verbindlichkeiten, die er eingehen sollte, schreckten ihn ab, sobald er sie in ihrem ganzen Umfange kannte. Er beschloß Arzt zu werden, nicht ohne die Besorgniß, sein schwächlicher Körper und die Kaltblütigkeit seines Charakters möchten ihm bei Ausübung der Medicin hinderlich seyn. Die vornehmste Beschäftigung seiner Jugend, und die öftern Reisen, die er deshalb unternahm, gaben seinem Körper eine größere Festigkeit. Damit verband er das Studium der Mineralogie, und legte sich ein artiges Kabinet an. Er konnte niedlich zeichnen, und am Schluß seiner Anatomie stehen mehrere Figuren, die er selbst gezeichnet hatte. Alle Theile der Physik waren

ihm geläufig. Er verstand die Astronomie, und hatte sich dadurch, daß er den Zöglingen den Himmel viele kalte Nächte hindurch wies, eine lebenslängliche Heiserkeit zugezogen. Zwei Globen zierten sein Kabinet, die er verfertigt hatte.

Nachdem er in Aix Doctor geworden war, gieng er nach Montpellier, machte öfters Exkursionen auf die Pyrenäen und Cevennen, und brachte manche schöne Beute an Pflanzen zurück. Eines Tages wäre er fast das Opfer seines Eifers geworden. Er suchte seit langer Zeit eine schöne Pflanze, das Echium flore albo. Er sah sie in einer beträchtlichen Entfernung über dem Abhange eines Berges, der sich gleichsam über eine sehr tiefe Straße herüber hieng. Er lief hitzig darnach, und merkte erst die Gefahr, nachdem er die gewünschte Blume abgepflückt hatte. Er getraute sich nicht auf dem schlüpfrigen und abschüssigen Boden sich zu bewegen, da er bei dem geringsten Versuche hinunter stürzen konnte. Glücklicher Weise fand er in der Nähe ein gebrauchtes Seil, mit dessen Hülfe er, unter dem Zuruf seiner Schüler, der augenscheinlichsten Todesgefahr entgieng.

In Aix verwaltete Lieutaud einige Zeit das Lehramt der Botanik, und von diesem gieng er zur Anatomie über, um die er sich unsterblich verdient machte. Als Arzt im Lazarethe zu Aix anatomirte er viele Leichname, und theilte der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris mehrere wichtige Beobachtungen mit, die ihn zur Bezeugung ihrer Zufriedenheit (1735) zu ihrem Korrespondenten ernannte. Während seines Aufenthaltes zu Aix ließ er zwei wichtige Werke druk-

ten, eins von der Anatomie, das andere von der Physiologie. Das erste enthält unter dem bescheidenen Titel Versuche (Essais anatomiques, öfters gedruckt) eine genaue und kurze Beschreibung des menschlichen Körpers, ein methodisches Gemälde der Gelenke, eine genaue Erklärung des Auges und Gehirns, und eine deutliche und genaue Bestimmung der Gesichtsmuskeln, des Schlundes und Rückens, nebst einem sehr nützlichen Unterricht, wie man zergliedern, und die verschiedenen Organen des menschlichen Körpers präpariren soll. Er machte hierbei wenig Gebrauch von seinen Vorgängern. Als er über die Physiologie schrieb, war dieser Theil der Medicin noch von der Anatomie abgesondert. Haller hatte damals noch nicht gezeigt, wie nöthig die eine der andern sei, und verdiente Männer gaben damals solche Schriften über die thierische Einrichtung heraus, wozu sie nichts, als Witz brauchten.

Indessen verschaften ihm seine Schriften einen ausgebreiteten Ruf, und waren die Veranlassung, daß er im Jahr 1750 als Arzt bei dem königlichen Krankenhause in Versailles angestellt wurde. Er schloß sich in diese Anstalt ein, und widmete alle Augenblicke seines Lebens den ihm anvertrauten Kranken. Niemand konnte sich weniger um Hofkabalen bekümmern als er, der nur Kranke sah, die unter ihren Leiden erlagen, oder durch falsche Phantasien gemartert wurden. Die königliche Akademie der Wissenschaften erhielt von ihm noch manche vortrefliche Beobachtung, und nahm ihn deshalb 1752 unter ihre Mitglieder auf. Er beschrieb den Bau des Herzens und der Harnblase sehr genau,

und widerrief im Alte manche Hypothesen, die er in seinen ersten Schriften vertheidigt hatte.

So wenig Lieutaud darnach strebte, sich am Hofe bemerkbar zu machen, so blieb sein Verdienst doch nicht unbekannt. Der König suchte nicht einen blos geschickten, sondern auch menschenfreundlichen, gefühlvollen und klugen Arzt, dem er die Gesundheit seiner Kinder anvertrauen konnte. Lieutaud bekam diesen wichtigen Posten, und zeigte bei der Krankheit des Herzogs von Bourgogne, wie sehr er ihn verdiene. Die Aerzte hatten schon vielmals Berathschlagungen angestellt, ohne etwas Gewisses über deren Natur bestimmen zu können. Einige kannten die Ursache nicht, andere wagten es nicht, sie zu sagen. Inzwischen wurde der Prinz von Tag zu Tag schwächer. Der König, der über die bisherigen Berathschlagungen höchst misvergnügt war, setzte eine neue an, und befahl, daß jeder Arzt und Wundarzt seine Meinung schriftlich aufsetzen sollte. Lieutaud war kurz und nachdrücklich. „Die Krankheit des Prinzen, sagte er, ist eine Verrenkung des Schenkels, wozu eine Quetschung der Knorpel, des Bandes und der Gelenkdrüsen der Pfanne Gelegenheit gegeben hat.“ Dieser Spruch war der ganzen königlichen Familie einleuchtend, aber die Wahrheit kam zu spat, und man konnte nicht mehr Gebrauch davon machen.

Lieutaud vertauschte also das Krankenhaus mit dem Hofe. Gute und rechtschaffene Leute stehen hier immer am unrechten Orte, aber er gehörte unter diese wenigen. Er blieb immer der nemliche, blieb immer Arzt und Zergliederer. Da er lange Zeit in einem großen Lazarethe zu Aix und Versailles gestanden hatte, so gab ihm die

neue Stelle eine Art von Stille. Er fühlte hier eine Ruhe, die er seit vielen Jahren nicht geschmeckt hatte, und lebte am glänzendsten Hofe Europens ganz für sich. Seine Muße nützte er dazu, um die letzte Hand an die längst angefangenen Werke zu legen. Das erste ist eine Einleitung in die praktische Arzneikunde (Précis de Medicine-Pratique 1760,) und das andere eine Arzneimittellehre (Précis de la Matiere medicale 1770.) Bonnet, Valsalva und Morgagni hatten über den Sitz verborgener Krankheiten geschrieben. Lieutaud suchte die wichtigsten hieher gehörigen Beobachtungen mit einander zu vereinen, (Historia anatomico-medica sistens numerosa cadaverum humanorum extispicia, quibus in apricum venit genuina morborum sedes 1767.) Die Krankheiten des Unterleibes, der Brust und des äusserlichen Körpers sind hierinn beschrieben. Die meisten seiner Schriften wurden öfters aufgelegt, nachgedruckt und durch Uebersetzungen auch im Auslande verbreitet.

Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, ernannte er Lieutaud zu seinem ersten Arzt. Kaum hatte er diese Stelle angetreten, als er schon eine Probe seiner Klugheit und seines Eifers ablegen mußte. Die Prinzeßinnen bekamen die Blattern. Auf sein Anrathen ließ der König und ein Theil der königlichen Familie sich mit gutem Erfolg einimpfen. Die medicinische Fakultät zu Paris nahm ihn, in Betracht seiner großen Verdienste, unter die Zahl der ältesten Aerzte auf, und die königliche Gesellschaft ließ ihm durch Kommissarien den Titel eines Präsidenten antragen, den er auch annahm, und bis an seinen Tod behielt.

Lieutaud, ganz für die Freuden des Privatlebens ge-

geschaffen, fand sein einziges Vergnügen in seiner Bibliothek. Ja es schien sogar in diesem Geschmack etwas Widersprechendes zu seyn. Er machte wenig Wesens von der Gelehrsamkeit, und gleichwohl war niemand mehr in der Studierstube, als er. Er tadelte diejenigen, die nichts als Bücher sammelten, und hatte doch selbst eine große Sammlung. Das Lesen war für ihn ein Vergnügen, allein er rechnete nicht mehr darauf, als auf jedes andere Vergnügen. Er wußte bei dem Sammeln das Gute und Brauchbare von dem vielen Unnützen zu unterscheiden, was sich öfters in Bibliotheken findet. „Es ist mir gleichgültig, sagte Lieutaud, wer der Erfinder ist, wenn ich nur die Sache weiß.“ Der gelehrten Charlatanerie war er von Herzen gram, und die Marktschreier hatten an ihm einen furchtbaren Feind.

Dieser verdienstvolle Arzt genoß, seines schwächlichen Körpers ungeachtet, lange Zeit eine vollkommene Gesundheit, und diese hatte er seiner Mäßigkeit und seinem ordentlichen Verhalten zu danken. Er bekam den 6. Dec. 1780 einen brandigen Blutfluß, woran er am 5ten Tage der Krankheit starb. Er kannte die Gefahr gar wohl, und sah auch, daß keine Hofnung zur Genesung übrig blieb; deshalb schlug er alle Mittel aus, die man ihm anbot. „Lassen Sie mich, sagte er zu seinen Freunden, ich werde auch ohne dieß sterben.“ Man schonte also seine letzten Augenblicke, die er zu Bestimmung der Wohlthaten anwandte, und sein Tod war so sanft, wie sein Leben gewesen war. Sein Körper wurde auf Befehl des Königs in der Kirche zu Unsrer lieben Frauen in Versailles beigesetzt.

Karl le Roy.

Praktischer Arzt zu Paris.

Le Roy war den 12ten Januar 1726 zu Paris gebohren. Sein Vater, der sich durch die Veränderung der Uhrmacherey rühmlich bekannt machte, legte den ersten Grund der Erziehung, lehrte ihn von seiner zarten Kindheit an die Anfangsgründe der Mechanik, und flößte ihm Geschmack für gründliche Wissenschaft und Liebe zur Arbeit ein. Er war der jüngste Sohn und von Natur sehr schwächlich. Dieß hinderte ihn nicht an der Entwickelung seines Verstandes, gab ihm aber einen sehr gesetzten Charakter. Schon in dem Alter, wo die vorräthigen Begriffe sich vervielfältigen, ohne daß man auf ihr Verhältniß achtet, schien er immer auf seine Antworten zu denken. Vernunft schien seine Handlungen zu lenken. Er floh die rauschenden Vergnügungen der Kindheit, woran er keinen Geschmack fand, und wozu er gar nicht aufgelegt war. Seine Eltern sahen mit Befremden, daß er mitten unter den Spielen seiner Brüder ganz ruhig blieb, und hießen ihn den kleinen Philosophen.

Nachdem er seine ersten Studien im Mazarinischen Kollegium beendigt hatte, so besuchte er im Harcoutschen

die philosophischen Vorlesungen des berühmten le Monnier. Er beschloß Arzt zu werden. Genaues Nachdenken über den Umfang seiner Pflichten erzeugte in ihm das größte Verlangen, sie zu erfüllen. Er widmete einen Theil der Zeit, die zur Ruhe und Erholung bestimmt seyn sollte, dem Studieren; allein er mußte seinem Eifer Grenzen setzen, und da das Klima von Paris seiner Gesundheit nicht zuzusagen schien, so gieng er nach Montpellier. Kurz nach seiner Ankunft spürte er eine Art einer innerlichen Revolution, und fühlte sich gleichsam aufs neue gestärkt. Er nutzte diese glückliche Veränderung, um die dasigen Vorlesungen besuchen zu können, verschob aber immer das Doctorwerden, und entschloß sich erst eine Reise nach Italien vorzunehmen.

Le Roy hielt sich ein genaues Tagebuch über alles Merkwürdige, was er hier sah und fand. Er besuchte (1750) die berüchtigte Hundsgrotte im Königreich Neapel, und machte verschiedene Proben mit dem mephitischen Dunste. Er gieng zur See zurück nach Marseille, und eilte dann nach Paris, um seinen Vater zu umarmen, und der Akademie der Wissenschaften seine Beobachtungen (1751) mitzutheilen, doch mit Abscheidung alles Bekannten. Von da gieng er nach Montpellier zurück, wo er 1753 Doctor, und 1759 Professor wurde.

Als Professor zeichnete er sich durch seine vielfachen Kenntnisse, durch Gefälligkeit und Eifer aus. Da er nur auf die Bildung seiner Schüler, und nicht auf seinen Ruhm Rücksicht nahm, so mischte er in seinen Unterricht nichts Fremdes, nichts, was zerstreuen konnte, ein, und trug seinen Zuhörern nur das vor, was sie

fassen konnten und sollten. Seine Vorlesungen waren so viel leichte elementarische Abhandlungen, welche die jungen Aerzte mit Vergnügen hörten, nachschrieben, und einander begierig mittheilten. Besonders wurden die Vorlesungen über die Fieber geschätzt, worüber er seit langer Zeit nachgedacht hatte. Als er einmal nicht durch die Menge der zahlreichen Zuhörer durchkommen konnte, wurde er auf ihren Schultern bis auf den Katheder gebracht, den sie umzingelten, und wovon sich keiner entfernen wollte. Sogar seine Kollegen ließen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit wiederfahren. „Wenn die Studenten, sagte der berühmte Venel, aus meinen Vorlesungen giengen, so waren sie ganz für die Chemie, die sie gehört hatten, eingenommen; wenn sie aus le Roy's Vorlesungen kamen, so waren sie ganz über das vergnügt, was sie gehört und behalten hatten.“

Die praktische Medicin war sein Hauptaugenmerk, und er trieb die andern Wissenschaften nur in so weit, in wiefern sie ihm zum Wegweiser auf der erwählten beschwerlichen Laufbahn dienen konnten. Das Verzeichniß seiner Schriften giebt einen gut ausgedachten Plan, wie ein Arzt seine eigene Erziehung einrichten könne. Man bemerkt an ihm stufenweise einen weisen Physiker, geschickten Zergliederer und Chemisten, einen aufgeklärten Praktiker, den seine schwachliche Gesundheit öfters in seinen Untersuchungen hinderte, den sein finsterer und ernsthafter Charakter mehr als einmal im Erfolg störte, und den der grausame Neid nicht verschonte, obgleich sein Ruhm nie so groß gewesen ist, als es seine Talente forderten.

Nur die Pyysik kann die Verhältnisse zeigen, die sich

zwischen der Witterung der Jahrszeiten und der Natur der Krankheiten findet. Da sich le Roy mit dieser nützlichen Untersuchung beschäftigte, machte er über das Schwimmen des Wassers in der Atmosphäre Versuche, die ihn auf eine sehr sinnreiche Erklarung leiteten. Die Abhandlungen über das Sehen gegen de la Hire, über das Athmen der Schildkröten, und über das Gehörwerkzeug, zeugen von der Fertigkeit, die le Roy in der Anatomie bei Menschen und Thieren erlangt hatte. Vorzüglich beschäftigte er sich mit Untersuchung der Mineralien. Er theilt dieselben in einer besondern Abhandlung (De aquarum mineralium natura et usu, 1758) ein in salinische, eisen- und schwefelhaltige, erörtert, was die Schriftsteller davon geschrieben haben, und bestimmt ihre Natur und Wirkungen nach Erfahrung und Beobachtung. Sein Werk ist eines der besten, die man von der Materie hat. Er ist auch einer der ersten, die künstliche Mineralwasser zu bereiten suchten, und hat alle Mittel, welche die Chemie anbietet, angewandt, um den Schwefel zu fixiren. Dazu schien ihm die Magnesie geschickt zu seyn. Er war Venels würdigster Nachfolger, um die französischen Mineralwasser zu untersuchen. Er brachte dessen Beobachtungen in Ordnung, und fügte Anmerkungen bei.

Endlich war es Zeit, daß le Roy seine Arbeiten zu Ausübung der Kunst anwandte. Er merkte gar bald, daß die Natur gewisser Krankheiten, z. B. der Pocken und Masern, des Seitenstechens, der einfachen Wechselfieber ꝛc. hinlänglich bestimmt sey; allein er sah ungerne, daß die angesehensten Schriftsteller über Eintheilung und Benennung der Fieber ganz verschiedener Meinung

wären. Das Unbestimmte in diesen Meinungen nöthigte le Roy, sich eine eigene Methode auszusinnen, die sich auf die Fieberbeobachtung in seiner Gegend gründete. Er nahm nur zwei Klassen von Fiebern an, die er, nach der verschiedenen Gefahr, in welcher der Kranke schwebte, gutartige und bösartige nannte, und jede wieder in vier Arten abtheilte *).

So vielfältige Arbeiten erwarben ihm bald Ruhm, der bis in die Hauptstadt gelangte. Er war Mitglied der medicinischen Fakultät daselbst, Korrespondent der königlichen Akademie der Wissenschaften, der königlichen Societät zu London, der zu Montpellier, zu Toulouse und Nimes, ordentliches Mitglied der königlichen Pariser medicinischen Gesellschaft. Im Jahr 1777 zog er selbst nach der Hauptstadt, mit dem Entschlusse, sich hier der medicinischen Praxis zu widmen. Um das Recht dazu zu erlangen, wozu ein weit leichterer und bequemerer Weg vorhanden war, da er schon 20 Jahre den Professor gemacht hatte, unterwarf er sich einer neuen Prüfung und der Vertheidigung einer These.

Le Roy war ein geschätzter Praktiker, ob er gleich die Gabe nicht besaß, sich bei den Kranken einzuschmeicheln. Vielmehr warf man ihm eine gewisse Kälte, nicht selten ein unverzeihliches Schweigen vor, weil dieß die Kranken manchmal misbraucheu. Aber gehäufte Beschäftigungen erschöpften gar bald seine Kräfte. Sie nahmen seit 1778 merklich ab. In den ersten Mo-

---

*) In den Memoires et Observations de Medicine I. Partie, contenant deux Memoires sur les Fiévres aiguës, à Montpellier. 1766 8. Melanges de Physiqne, de Chemie et de Medicine à Paris 1771. 8. et II. Partie 1776. 8.

naten des folgenden Jahres mußte er sich brechen, so oft er etwas aß, dennoch setzte er seine gewöhnlichen Arbeiten fort bis gegen Ende des Septembers! Dann wurden seine Schmerzen heftiger, und das Erbrechen kam öfter wieder. Le Roy sah den Fortgang eines Uebels, dessen Natur und Sitz er schon lange muthmaßte, ohne Furcht an, und da seine Kunst ihm kein Mittel gegen den unvermeidlichen Tod darreichte, so gab ihm sein Muth die nöthige Stärke, um nicht dafür zu zittern. Er bemühte seine Kollegen nicht, da er wußte, daß alle ihre Berathschlagungen unnütz wären. In den Armen seiner Brüder, und mitten unter seinen Freunden, erwartete er den Augenblick, wo Leben und Leiden aufhören sollten. Er starb den 10ten Dec. 1779 im 54sten Jahre seines Alters.

Wer, als ein geschickter Professor, Wahrheiten verbreitet und im Umlauf bringt, und, als ein verständiger Arzt, sich mit Erhaltung der Menschen beschäftigt, der ist glücklich, indem er die Summe ihrer Uebel mindert. Le Roy war in dem Betracht nützlich, und genoß das wahre Glück, dessen der Mensch fähig ist.

Kasimir Christoph Schmidel.

Leibarzt und Präsident des medicinischen Kollegiums zu Ansbach.

Ein Mann, deren jedes Jahrhundert nur wenige aufzuweisen hat, ausgezeichnet durch Charakter und Verdienste. Sein Vater war Leibarzt in Bayreuth, und hier wurde er am 27sten November 1718 gebohren. Da er beide Eltern schon in Kindesalter verlor, so entbehrte er freilich ihrer treuen Pflege, wurde aber dennoch in Arnstadt und Gera sorgfältig erzogen, und zu seiner künftigen Bestimmung vorbereitet. Dieser suchte er dann in Jena und Halle näher zu kommen, wo er an der Hand seiner Lehrer das ganze Gebiet der Arzneikunst durchwanderte. Schon damals hegte er eine besondere Vorliebe zum Studium der Naturgeschichte, vorzüglich der Botanik, weil er aber auf beiden Akademien hierinn keinen befriedigenden Unterricht erhalten konnte, so wurde er sein eigener Lehrer, las, botanisirte und beobachtete.

Ausgerüstet mit einer Summe wohlverdauter Kenntnisse kehrte er 1742 als Doctor in seine Vaterstadt zu-

rück, und wurde sogleich Professor der Arzneikunde an der neu errichteten Akademie daselbst. Als diese im folgenden Jahre nach Erlangen verlegt wurde, gieng er ebenfalls als Professor der Botanik und Anatomie dahin, und war nun 20 Jahre hindurch ein sehr nützlicher Docent, beliebter Praktiker und geschätzter Schriftsteller. Er erhielt den Charakter eines brandenburgischen Hofraths, und mehrere Akademien des Inn- und Auslandes zählten ihn zeitig unter ihre Mitglieder. Zufrieden mit seiner Lage schlug er sehr ehrenvolle Vokationen nach Göttingen und andern Universitäten aus; aber endlich bewogen ihn doch wiederholte Zwistigkeiten mit seinem rauhen Kollegen Delius, dessen medicinische Principien von den seinigen sehr verschieden waren, daß er (1763) unter sehr vortheilhaften Bedingungen als Leibarzt nach Ansbach gieng.

Schmidel war ein selbstständiger Mann, ein Feind aller Charlatanerie, gerade und offen auch gegen die Höflinge — kein Wunder, daß er am Hofe manchen ein Aergerniß war, und daß die Kabale sich bemühte, ihn in Mißcredit zu bringen. Ihre Machinationen waren nicht ganz fruchtlos, und es vergiengen mehrere Jahre, bis man ihm allgemein die verdiente Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er gieng indessen seinen geraden Gang fort, und widmete die Stunden, die ihm seine ausgebreitete Praxis übrig ließ, dem Studium der Natur. Nachdem er schon in den Jahren 1756 und 1758 durch Sachsen und Holland, welches er zweimal durchwanderte, gereist war, und die Schweiz, besonders in botanischer und

mineralogischer Hinsicht, besucht hatte, begleitete er 1774 die Herzogin von Würtemberg als Leibarzt zu dem berühmten Tissot nach Lausanne. Als sie hier wenig Trost fand, setzte sie auf Schmidels Zureden ihren Weg nach Dieppe in der Normandie fort, und gebrauchte dort das Meerbad mit vortreflicher Wirkung. Er hingegen benutzte auf dieser ganzen Reise alle ihm übrigen Stunden zur Aufzeichnung der Naturkörper, vorzüglich der Pflanzen, in das Tagregister, das er darüber führte. Bald nach der Rückkunft von dieser Reise begleitete er seinen Fürsten durch Frankreich und Italien, und als er wieder zurück gekommen war, lebte er in Ansbach im Genuß jener allgemeinen Achtung, die dem Verdienste gebührt. Nur eine traurige Krankheit, die ihn im Jahr 1788 befiel, lähmte seine gemeinnützige Thätigkeit. Seit dieser Zeit war er für die Welt todt, zum öftern verwirrten sich seine Vorstellungen, er brachte halbe Nächte in langen feurigen Gebeten zu, und starb endlich am 18ten December 1792.

Die Natur- und Arzneiwissenschaft zählt Schmideln unter ihre verdienstvollesten Priester im 18ten Jahrhundert. Gleichweit von kühner Neuerungssucht und träger Nachsprecherei entfernt, suchte er alles auf Beobachtungen und Grundsätze zurück zu führen. Unermüdet wandte er jede Zeit, die er dazu abmüßigen konnte, auf die Untersuchung des menschlichen Körpers und der übrigen Natur. Die Resultate seiner anatomischen Arbeiten, die er in kleinen akademischen Schriften und mündlich vortrug, wurden aber theils nicht gehörig beachtet, theils gar angefochten; dieß

machte ihn in der Folge gegen die sonst sehr geliebte Zergliederungskunde gleichgültiger.

Die Erforschung des Gewächsreiches blieb bis an sein Ende eine Lieblingsbeschäftigung für ihn. Ohne bei seinem Lehramte in Erlangen einen botanischen Garten zu haben, zog er seltene Pflanzen, zu denen ihn seine ausgebreitete Korrespondenz verhalf, auf eigene Kosten. Eben diese Kultur setzte er auch in Ansbach fort, und er suchte die Erzeugnisse des Gewächsreiches nicht allein in Franken, sondern auch in Schwaben, am Rhein, und in den entfernten bereisten Ländern mit Eifer und Scharfblick auf. Von sehr vielen beschrieb er die Befruchtungstheile; von den merkwürdigsten entwarf er vollständige Beschreibungen, mahlte sie, oder ließ sie mahlen, und zergliederte die Theile der Blüthe und Frucht mit mehr Umständlichkeit, als vor ihm gewöhnlich war. Bei dieser Gelegenheit fand er an den gemeinsten Gewächsen zuweilen etwas Merkwürdiges, das die Botanisten vor ihm übersehen hatten. Insonderheit machte er die sogenannten kryptogamischen Gewächse zum Gegenstande seiner Bemühungen. Seine Entdeckungen ihrer Befruchtungstheile machen in der Gewächskunde Epoche; mehrere seiner Dissertationen (z. B. de Buxbaumia, de Blasia und de Jungermanniae Charactere) wurden mit Begierde aufgenommen, und wenn er in Entdeckungen dieser Art nicht so weit gekommen ist als Hedwig, so ist das blos die Folge der mannichfaltigen Zerstreuungen, worinn ihn seine Aemter und medicinische Praxis ohne Unterlaß verwickelten. Die verzögerte Ausgabe seines Lieblingswerkes (Icones plan-

tarum et analyses partium) und die allzuweit getriebene Befolgung des nonum prematur in annum war Ursache, daß manche von ihm zuerst untersuchte Gewächse von andern zuerst bekannt gemacht worden sind.

Um die Mineralogie suchte sich Schmidel durch eine Sammlung von ausgemahlten Abbildungen merkwürdiger Erzstufen verdient zu machen, die er 1753 herauszugeben anfieng, aber nicht weit brachte. Ohngefähr von diesem Jahre an lieferte er verschiedene Beiträge zu dem Knorrischen Petrefactenwerke, und noch 1781 stellte er die Vorstellung einiger merkwürdigen Versteinerungen ans Licht. Von seinen Reisen ließ er interessante Beschreibungen in lateinischer Sprache drucken.

Schmidel schrieb lieber lateinisch als deutsch. Sein Ausdruck war körnig, edel, lebhaft, und zeugte von einer gründlichen Kenntniß der lateinischen Sprache. Deutsch schrieb er weniger korrekt, war aber dennoch auch angenehm zu lesen. Die Wissenschaften überhaupt liebte er mit Enthusiasmus, und bestrebte sich mit ihnen fortzurücken. Bei seiner gründlichen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit sprach er doch von wissenschaftlichen Gegenständen nie im entscheidenden Ton, sondern immer mit großer Behutsamkeit, die zuweilen mehr an Furchtsamkeit grenzte, und gab durch seine Aeußerungen und durch sein Betragen zu erkennen, daß ihm die Grenzen des menschlichen Wissens überhaupt, und seines eigenen insbesondere, nicht verborgen waren.

In Absicht auf Religion war Schmidel ein überzeugter Christ und den Neologen nicht geneigt, ob er

gleich die kirchlichen Ceremonien nicht immer genau beobachtete, und in der Philosophie war ihm das materialistische System zuwider. Im Umgange bewies er sich munter, scherzte gern, aber nicht ohne Neigung zur Heftigkeit, und lebte sehr mäßig. Zur Erholung liebte er in den Abendstunden zuweilen ein Spiel mit vertrauten Freunden und spielte zwar nie um Geld, konnte aber, wenn ein Fehler gemacht wurde, unwillig werden, und auch bei der Wiederholung desselben einigermaßen in Feuer gerathen. Er hatte gern Gesellschaft bei sich; nur mußte sie ihn in seiner gewöhnlichen Lebensweise nicht stören. Wenn es seyn konnte, blieb er gern im Schlafrock und rauchte sein Pfeifchen, das er, so oft es die Geschäfte gestatteten, zur Hand nahm. Abends um 10 Uhr beantwortete er die vielen an ihn eingelaufenen Briefe, oder wendete diese Zeit zu seinen übrigen gelehrten Arbeiten an, so, daß er gemeiniglich bis spat in die Nacht und in jüngern Jahren oft bis an den Morgen beschäftigt war. Er war kein eigennütziger Arzt und dachte nicht auf Erwerb von großem Vermögen, und weil er keine Kinder hatte, so brauchte er seine Einnahme dazu, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, seine prächtige Bibliothek und sein reiches Naturalienkabinet zu vermehren. Nie nahm er von einem Buchhändler für seine gelehrten Arbeiten Bezahlung, und da Erkenntlichkeit ein Hauptzug in seinem Charakter war, so unterließ er nie, denen, die seine Sammlung vermehrten, oder ihm sonst Gefälligkeiten erwiesen, sich dankbar zu beweisen, und er bestrebte sich, es auf die ihnen angenehmste Art zu thun.

In allen körperlichen Bewegungen war Schmidel flink und geschickt; er besaß eine ungewöhnliche, im Heben schwerer Lasten, im Biegen starker metallener Stäbe u. s. w. sich äußernde Stärke, die er seinen Leibesübungen in der Jugend verdankte. Denn er hatte sich im Heben, Voltigiren und Fechten sehr geübt, und nach dem Ton seiner Universitätsjahre durch letzteres sich unter den Studirenden in großes Ansehen gesetzt. Bei seinem lebhaften Charakter, den schon sein feuriges Auge verkündigte, blieb ihm von dieser Denkart selbst noch etwas in seinen männlichen Jahren.

Markus Herz.

Jüdischer Arzt zu Berlin.

In der Theorie und Praxis einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, den Fürsten belohnten, und die weisesten und einsichtsvollsten Menschen in allen Ständen und in jeder Gegend unsers deutschen Vaterlandes ehrten. Er war königl. preußischer Professor der Philosophie, hochfürstl. waldeckischer Hofrath und Leibarzt, Arzt am Krankenhause der jüdischen Gemeinde in Berlin, Mitglied der helvetischen Gesellschaft korrespondirender Aerzte und Wundärzte, und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften — lauter Auszeichnungen, die er allein seinen Verdiensten zu danken hatte, denn seine Geburt gewährte ihm eben so wenig eine günstige Aussicht auf die irdische Laufbahn, als seinen berühmten Zeit- und Glaubensgenossen Mendelssohn und Maimon, die sich, wie er, im Schoose der Dürftigkeit zu Ansehen und Ruhm empor schwangen.

Herz war der Sohn eines jüdischen Schreibmeisters zu Berlin, der mit Mühe durch Unterricht in seiner Kunst das tägliche Brod gewann. Das Weltlicht erblickte er zum erstenmal am 17ten Januar 1747. So arm die Eltern waren, so beschlossen sie dennoch, ihren Sohn dem Studium der jüdischen Theologie zu widmen,

und in dieser Hinsicht erhielt er den ersten Unterricht in dem Ephraimschen Stifte in Berlin. Daneben mußte sich der feurige Knabe zu den niedrigsten Handleistungen verstehen, und er konnte seinen heissen Durst nach Kenntnissen nur auf Unkosten seines Schlafs und mit Aufopferung der ersten Bedürfnisse des Lebens befriedigen.

Als er das 15te Jahr erreicht hatte, wanderte er, von aller Unterstützung entblößt, nach Königsberg in Preußen, um sich in die Frohndienste eines Kaufmannsladens einzwängen zu lassen. Talent, Fleiß und Durst nach Wissenschaften zeichneten ihn hier vor vielen seines Standes und seiner Glaubensgenossen aus, und erwarben ihm mächtige Freunde und Wohlthäter. Seinem nach höhern Kenntnissen strebenden Geist war die Sphäre, in der er sich befand, zu eng; er verließ sie, und widmete sich, von seinen Freunden und Wohlthätern unterstützt, ganz den Wissenschaften. Am meisten fesselte ihn jetzt das Studium der Philosophie. Er machte in ihr bald so große Fortschritte, daß, als sein großer Lehrer, der unsterbliche Kant, im Jahr 1770 die ersten Grundlinien des philosophischen Systems, das ihm nachmals unerlöschlichen Ruhm erwarb, in seiner Dissertation: de mundi sensibilis forma et principiis, aufs Katheder brachte, er unsern Herz zu seinem Respondenten wählte. Dieses veranlaßte seine erste Schrift: Betrachtungen aus der spekulativen Weltweisheit, die er im darauf folgenden Jahre herausgab, und durch welche er die Wahl seines großen Lehrers vor einem größern philosophischen Publikum rechtfertigte.

Mit Empfehlungen Kants an die damaligen ersten Philosophen Berlins, Lampert, Mendelssohn, Sul-

Sulzer, versehen, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück. Die ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Mannes machten ihn bald zu ihrem vertrauten Freund und Mitforscher. Auf ihren Rath studirte er anfänglich hier, dann zu Halle, die Heilkunde, und erlangte im Jahr 1774 die Doktorwürde. Bei seiner zweiten Rückkehr nach Berlin verheurathete er sich mit der Tochter des verstorbenen geschätzten Arztes am Krankenhause der jüdischen Gemeinde, Benjamin de Lemos, und ward seinem Schwiegervater von den Vorstehern dieser Anstalt adjungirt. Von nun an theilte er seine Beschäftigungen zwischen seinem Berufe als Arzt, und seinem Lieblingsstudium der Philosophie. Die freimüthigen Kaffeegespräche zweier jüdischer Zuschauerinnen über den Juden Pincus, die er noch als Student im Jahre 1772, bei Gelegenheit eines jetzt vergessenen Lustspiels, in dem seine Glaubensgenossen nicht am vortheilhaftesten dargestellt wurden, schrieb, hatten schon seinen Witz, seinen Scharfsinn und seine Gabe des Styls bewährt. Mehr noch wurden diese sichtbar durch den Versuch über den Geschmack, den er 1776 zum ersten- und 1790 zum zweitenmal herausgab. Für sein Hauptfach, die Heilkunde, schrieb er 1777 seine Briefe an Aerzte, die 1783 wieder aufgelegt, und mit einem zweiten Theil vermehrt wurden. Durch dieses Werk, so wie durch seinen Grundriß aller medicinischen Wissenschaften (1782) und durch einige Aufsätze in seines Freundes Selle Beiträgen zur Natur- und Arzneiwissenschaft erwarb er sich nun auch als philosophisch-medicinischer Schriftsteller den ausgezeichnetsten Ruf. Alle seine bisherigen Arbeiten übertraf

jedoch an Scharfsinn und Aufwand gründlicher Gelehrsamkeit sein unsterbliches Werk: Versuch über den Schwindel, das er zuerst 1786 und stark vermehrt und verbessert 1791 zum zweitenmal abdrucken ließ. Durch die eingewebten psychologischen Forschungen über die Verknüpfung der Ideen und eine neue Eintheilung der Krankheiten empfiehlt sich dieses Werk eben so sehr dem Philosophen als dem denkenden Arzt.

Aber nicht blos als Arzt und Schriftsteller, sondern auch durch Vorlesungen suchte Herz seinen Mitbürgern nützlich zu werden. Er war der erste, der in Berlin Vorlesungen über die Experimentalphysik hielt. Er wußte sie durch Anwendung eines sehr vorzüglichen Apparats, und durch seinen schönen, deutlichen und heitern Vortrag so interessant zu machen, daß nicht blos künftige Gelehrte von Profession, sondern Männer aller Stände, und unter diesen die ersten Beamten des Staats sie zu hören sich beeiferten. Seine Vorlesungen verbreiteten bei reifen Männern und Frauen in Berlin mit zuerst die Liebhaberei und den Geschmack an bestimmten Lehrgegenständen, die in der neuern Zeit so zugenommen haben, daß in einem Winter oft 12 und mehrere dergleichen Kursus über alle Theile der Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft statt fanden. Herz selbst setzte seine Vorlesungen mit immer gleichem Beifall bis wenige Jahre vor seinem Ende fort. Nur im Jahr 1785 wurden sie durch eine Reise nach Pyrmont unterbrochen. Auf dieser fand er aller Orten die ehrenvollste Aufnahme, als Folge seines großen Rufs. Der regierende Fürst von Waldeck gab ihm einen hohen Beweis seiner Achtung, indem er ihn in Pyrmont zu seinem Hofrath und

Leibarzt ernannte. Er hatte das Glück gehabt, selbst den verewigten Staatsminister von Zedlitz, diesen grosen Kenner und Beförderer der Wissenschaften, unter seine Zuhörer zu rechnen. Er war es, durch den er dem Könige Friedrich Wilhelm bekannt wurde, der ihn 1787 zum Professor der Philosophie mit einer lebenslänglichen Pension von 500 Thalern ernannte; eine Würde, die vor ihm niemals einem seiner Glaubensgenossen ertheilt worden war. Für diese erwarb er sich durch seine Schrift: Ueber die frühe Beerdigung der Juden, ein unsterbliches Verdienst, indem sie die Veranlassung zur Abschaffung dieser schädlichen Gewohnheit in vielen Städten gab.

Bei allen diesen literarischen Arbeiten betrieb Herz auch die medicinische Praxis mit ausnehmendem Glück und Beifall; besonders aber wendete er den größten Fleiß auf die Vervollkommnung der großen Krankenanstalt, der er vorgesetzt war, so, daß sie unter ihm zu den berühmtesten in Deutschland gezählt wurde. Und bei allen diesen Beschäftigungen, bei denen er auf seine eigene zerrüttete Gesundheit wenig Rücksicht nahm, wußte sein rastloser Geist immer noch Zeit genug für kleinere literarische Arbeiten zu finden, mit denen er mehrere der berühmtesten Zeitschriften, die allgemeine deutsche Bibliothek, Moritz Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, die Berliner Monatsschrift, den deutschen Merkur, das Hufelandische Journal für die praktische Arzneikunde u. a. m. bereicherte.

Der allen selbstständigen Gelehrten so eigene Hang, wider den Strom zu schwimmen, verbunden mit seinem stets gegenwärtigen Witz, das Paradoxscheinende auszu-

schmücken, wurde in dem letzten Dezennium seines Lebens dadurch auffallender, daß er den Revolutionen, die sich in dem philosophischen und medicinischen System so schnell folgten, und endlich gar mit einander koalisirten, seinen Beifall nicht ertheilen konnte. Auch die Kuhpockenimpfung fand anfangs seinen Beifall nicht; wenn ihm aber gleich seine Schrift über die Brutalimpfung eine Menge von Gegnern zuzog, so gestanden sie alle ihm doch das Verdienst zu, daß er die neue Entdeckung unter allen ihren Bekämpfern mit dem größten Scharfsinn angegriffen habe, und daß seine Theorie der Versuche seiner ganz würdig ist.

So viele Denkmäler seines Geistes sichern ihm einen ewigen Platz im Tempel des Nachruhms. Aber nicht blos als Gelehrter war er schätzbar. Er war auch ein zärtlicher Gatte und Sohn, ein Freund seiner Freunde, ein Wohlthäter und Retter vieler Armen, und der sorgfältigste Erfüller seiner Berufspflichten. Sein heiterer Witz, sein heller Verstand, sein feiner Geschmack belebten jede Gesellschaft, an der er Theil nahm; sein Haus war der Sammelplatz aller Freunde des Geschmacks und der Wissenschaften. In der Nacht auf den 20ten Januar 1803 endigte eine Lungenentzündung sein thätiges, der Aufklärung und Heilung gewidmetes Leben, in welchem er wenig Tage vorher sein 57stes Jahr angefangen hatte.

Philipp Ludwig Wittwer.

Ordentlicher Physikus in Nürnberg.

Wittwer wurde am 19ten May 1752 in Nürnberg gebohren. Sein Vater war praktischer Arzt daselbst — ein Mann, dessen Andenken noch lange nach seinem Tode unter seinen Mitbürgern blühte, und dessen rastlose Thätigkeit für die Verbesserung des dasigen Medicinalwesens, nur ein allzufrüher Tod im 56sten Jahre seines Lebens hemmen konnte. Diesem Vater, der jede freie Stunde seinem Sohn schenkte, und einigen vorzüglichen Hauslehrern dankte der junge Wittwer seine erste Bildung. Das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte er erst spat, und er hatte auch hier das Glück, einige Lehrer zu bekommen, die ihn besonders zu einer geschmackvollen Lektüre der Alten anleiteten. Die nähere Vorbereitung zum akademischen Studium der Arzneikunde ertheilte ihm sein Vater; er entwickelte ihm die Elemente der Anatomie, Botanik, Materia Medika, in der Natur und in Bildern, gab ihm einen encyklopädischen Unterricht über die ganze Arzneikunde, und machte ihn mit den vorzüglichsten Werken in derselben bekannt.

Im Jahr 1770 bezog er die vaterländische Akademie

Altdorf. Nagel, Adelbulner und Will waren daselbst seine Lehrer in der Philologie, Mathematik, Physik und Philosophie; Weiß, Adolph und Vogel in der Chemie, Anatomie, Botanik, Materia Medika und der gesammten theoretischen Arzneikunde. Im Disputiren übte er sich öffentlich und privatim, sehr fleißig, und diese nützlichen Uebungen setzte er auch in Strasburg fort, wohin er sich 1772 begab. Spielmann, Lobstein, Herrmann, Ehrmann, Röderer waren die Männer, von welchen er fernern und meist praktischen Unterricht in der Naturgeschichte, Chemie, Materia Medika, Pharmazie, Anatomie, Physiologie, Pathologie, Chirurgie, Klinik, und Geburtshülfe erhielt. Auf dem anatomischen Theater übte er sich jeden Winter in Zergliederung der Leichname und in chirurgischen Operationen, in dem deutschen Bürgerspital in Behandlung der Krankheiten, und auf dem Kindbetterspital in der Geburtshülfe. Nachdem er 1774 die Doctorwürde erhalten hatte, blieb er noch ein Jahr in Strasburg, setzte die praktischen Uebungen fort, und behandelte auch Kranke in der Stadt. Dann gieng er nach Paris, allein nach einem kurzen Aufenthalte rief ihn der Tod seines Vaters nach Nürnberg zurück.

Der Eifer, mit dem Wittwer bisher seine wissenschaftliche Ausbildung verfolgt hatte, begleitete ihn auch auf der neuen Laufbahn, die er nun in seiner Vaterstadt betrat. Fortgesetztes Studieren, wozu ihm sein Vater einen köstlichen Bücherschatz, den er selbst noch sehr vermehrte, zurückgelassen hatte, klinische Geschäfte, ein gelehrter Briefwechsel, und einige literarische Arbeiten besetzten seine Zeit, bis er 1783 den Ruf zu

einer erledigten medicinischen Lehrstelle in Altdorf erhielt. Er lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifalle, aber wiederholte Anfälle von hypochondrischer Schwermuth, die ihn schon früher gepeinigt hatten, bewogen ihn, sein Amt schon im Jahr 1785 wieder niederzulegen, und auf seinen vorigen Platz zurück zu kehren.

Ehe er Altdorf verließ, machte er seiner erschütterten Gesundheit wegen eine Reise nach Wien, auf welcher ihn der Professor Will begleitete. Diese Reise machte ihn mit den berühmtesten Aerzten in Wien persönlich bekannt, und erwarb ihm ihre Achtung. Auch in Nürnberg wurde er wieder mit der Liebe und dem ehrenvollen Zutrauen aufgenommen, welches ihn vorher in und außer dem Kreise seiner enger verbundenen Freunde beglückt hatte. Er wurde wieder mannigfaltig nützlich auf diesem Platze, und nur wiederholte Anfälle seiner Krankheit unterbrachen diese Thätigkeit. Um sich von seinem hypochondrischen Uebel zu befreien, machte er 1790 eine neue Reise in die Rheingegenden, und in mehrere Bäder; allein seine Hofnung und sein Wunsch, niemals wieder Leiden dieser Art zu erfahren, um ungestört Gutes in seinem Kreise zu wirken, wurden auch durch diese Reise nicht erfüllt, indem von Zeit zu Zeit, und immer mit größerer Heftigkeit, hypochondrische Anfälle seinen Leib und seine Seele bestürmten, so daß endlich sein Körper ganz aufgerieben und schnell aufgelößt wurde. Er brachte den 24sten Dec. 1792 den Mittag und einen Theil des Nachmittags heiter und froh im Schooße seiner Familie zu und gieng dann in sein Studierzimmer. In diesem fand man ihn Abends todt. Ein Steck- und Schlagfluß hatte, wie die Lei-

chenöffnung zeigte, seinem Leben plötzlich, unter dem Lesen eines Buchs, das noch auf dem Tische lag, ein Ende gemacht. Er hinterließ seine Gattin, seine sieben Kinder, seine Freunde im Vaterlande und im Auslande in dem Zustande der innigsten Sehnsucht und des tiefsten Schmerzens.

Der Hauptzug in Wittwers Charakter war zartes Gefühl für alles Schöne, das köstlichste Geschenk der Natur, das die schätzbaren Eigenschaften erst liebenswürdig macht, und dem Manne, dem es verliehen ist, nicht blos dem Beifall des Verstandes, sondern die Herzen aller, die ihn kennen, gewinnt. Er war ein vortreflicher Gelehrter und mit den vortreflichsten Kenntnissen ausgerüstet: sein Vortrag war sowohl in der gesellschaftlichen Unterhaltung, als in Schriften, richtig, nachdrücklich und hinreißend. Sein Werk über den epidemischen Katharr, seine Schrift auf Niklaas Tulp, und die Blumen, die er auf das Grab des von ihm so verehrten Stolls streute, haben ihm eine ehrenvolle Stelle unter den Schriftstellern Deutschlands erworben. Er war dabei der liebenswürdigste Gesellschafter, dem es nie an Stoff fehlte, auf das angenehmste zu unterhalten, und der sein Feuer oft auch andern mittheilte, ein Freund des Guten, Schönen und Wahren, wo er es fand, dagegen ein abgesagter Feind aller Schleichwege, aller Bedrückungen.

Die hypochondrische Schwermuth, welche so viele Jahre seines Lebens verbitterte, erregte das lebhafteste Mitleiden. So lange dieses Uebel anhielt, war er gegen seine vertrautesten Freunde wo nicht kalt, doch äusserst zurückhaltend, dabei unthätig und düster. Auf diese

Periode folgte Ruhe, und was er that, und für das Publikum arbeitete, geschah in dieser Zwischenzeit, wo er die trefflichsten Plane machte, die ihm die nachher folgende glühende Heftigkeit auszuführen immer untersagte. Auf diesen Zustand der Heftigkeit, wo alle seine Geisteskräfte erhöht waren, wo seine Beredsamkeit wie ein fortreißender Strom war, wo sein natürlicher Haß gegen Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und Bosheiten zu brennenden Unwillen stieg, folgte wieder ein gemäßigter Zustand, und dieser gieng in die schwermüthige Düsterheit und Unthätigkeit über.

Wittwer kämpfte beständig gegen diese Anfälle. In der schwermüthigen Periode, die nach und nach immer länger anhielt, vermochte er nichts über sich: aber im Zustande der Ruhe that er viel, um den Zeitpunkt der Schwermuth von sich abzuhalten, und selbst im Zustande der Heftigkeit zerstreute er sich so viel er konnte, wurde aber zu vielen Unbesonnenheiten hingerissen. Er umfaßte, wenn die Periode der Heftigkeit eintrat, alles, was ihm in Sinn kam, mit ganzer Seele, verfolgte jeden unüberlegten Einfall, und that wieder nichts Zusammenhängendes und Planmäßiges; ein Gegenstand wurde immer wieder von einem neuen verdrängt, und seine Phantasie flatterte unstet und wirkungslos umher. Selbst seine alten Freunde litten hierunter; doch klagten sie niemals sein Herz, immer nur seine Krankheit an. Für seine Familie und für seine häuslichen Verhältnisse hatte diese unerklärliche Krankheit die traurigsten Folgen; niemand von den Seinen war ihm dann mehr theuer, keine Rücksicht auf Pflichten gegen sie beschränkte seine sonderbaren Einfälle und ihre oft kostbare

Ausführung. So verminderte sich sein sehr beträchtliches Vermögen, und seine Familie hatte durch ihn gerechte Ursache zu mancherlei Kummer. In den letzten Tagen war er ein schwärmerischer Liebhaber des Theaters; er gieng nun fast ausschließend mit Schauspielern um; kaufte eine ganze dramatische Bibliothek und ließ in seinem eigenen Hause ein Privattheater bauen, auf welchem indessen nicht ein einziges mal gespielt worden ist.

In der schwermüthigen Periode that der Bedauernswerthe gar nichts, nicht einmal mit Lecture beschäftigte er sich; immer lag er dann schlafend entweder im Bette oder auf dem Kanapee, und stand nur auf, um zu essen, oder Kaffee zu trinken und Toback zu rauchen.

Johann Andreas Venel.

Praktischer Arzt zu Orbe.

Die anmuthige Stadt Morges oder Morsee am Genfersee im Pays de Vaud ist der Geburtsort, und der 28ste May des Jahres 1740 der Geburtstag Venels, eines Mannes, der sich in einem ganz besondern Fache, das er gleichsam schuf, auszeichnete und dadurch ein Wohlthäter vieler seiner Mitbrüder wurde. Sein Vater war ein gemeiner Barbier, den er schon im 5ten Jahre verlor. Er wuchs unter den Augen seiner frommen Mutter auf, beschloß ein Wundarzt zu werden, und hatte in seinem 16ten Jahre das Glück, bei dem berühmten Cabanis in Genf unterzukommen, der ihn 6 Jahre lang in der Theorie und Praxis seiner Kunst unterwies. Zu eben der Zeit benutzte er Tronchin's Vorlesungen über Medicin und Chirurgie; dann gieng er nach Montpellier und erhielt daselbst 1764 die Doktorwürde.

Als ein junger Mann, der die Jahre des Lernens treulich benutzt hatte, sehnte sich jetzt Venel nach einer Gelegenheit, von seinen Kenntnissen einen nützlichen Gebrauch zu machen. Er wählte zu seinem fernern Aufenthalte die kleine Stadt Orbe. Hier wurde er als

Stadtphysikus angestellt, und durch einige wohlgelungene Kuren erwarb er sich in Kurzem das Zutrauen seiner Mitbürger und der Bewohner der umliegenden Gegenden. Tausende würden in einer solchen Lage sich mit dem, was sie gelernt hatten, begnügt und ruhig ihre praktischen Geschäfte verwaltet haben; aber Venels forschender Geist strebte weiter. Er empfand bald, daß ihm noch vieles Wissenschaftliche fehle, um das zu werden, was er zu seyn wünschte; vornemlich wünschte er seine Kenntnisse in der Chemie und Pharmacie zu erweitern, und sich in der Entbindungskunst zu üben. Getrieben von einer unwiderstehlichen Wißbegierde verließ er daher 1766 Orbe, verfolgte ein Jahr lang seine Zwecke in Paris, hielt sich in der nemlichen Absicht einige Monate in Strasburg auf, und kehrte dann wieder zu seiner ersten Bestimmung zurück, bereichert mit vielen neuen Einsichten und Erfahrungen, besonders in der Entbindungskunst, die er treulich zum Besten derer anwandte, welche sich ihm anvertrauten.

Menschenfreundlich begnügte sich Venel damit nicht, selbst als Accoucheur nützliche Dienste zu leisten, sondern sein Bestreben gieng auch dahin, solche Anstalten zu gründen, wodurch überhaupt die arzneiliche Hülfe verbessert und für die Entbindung der Schwangern besser gesorgt würde. Allein, da sich ihm zur Erreichung seiner Ansichten zu Orbe allzuviele Hinderniße in Weg stellten, so nahm er 1769 einen Ruf als Stadtarzt in der benachbarten Stadt Yverdon an. Hier fand er mehr Unterstützung und Ermunterung, er errichtete in den Bädern zu Yverdon eine öffentliche Hebammenschule, und seinem unverdrossenen Eifer war es allein zuzuschreiben,

daß er sich zuletzt rühmen konnte, dem Pays de Vaud gegen Hundert geschickte Hebammen gezogen zu haben, wo es vor ihm fast gänzlich daran mangelte. Er schrieb für sein Institut ein besonderes Lehrbuch, und wurde dafür mit dem Professortitel beehrt, auch erhielt er einen Jahrgehalt von der Regierung.

Zu eben der Zeit, da Venel als Accoucheur unermüdet thätig war, fand er Gelegenheit, sich mit einem ganz neuen Gegenstande bekannt zu machen, der ihn nachher seine ganze übrige Lebenszeit hindurch beschäftigen sollte. Es wurde seiner Besorgniß ein Knabe übergeben, dessen Füsse ganz einwärts gebogen waren, und Venel war so glücklich, denselben eine gerade Richtung zu geben. Bei reifem Nachdenken, während der Behandlung desselben fand er, daß diese Kunst sich noch in ihrer Kindheit befände. Er fieng an derselben nachzuspüren, und um Theorie und Praxis mit einander zu verbinden, machte er mehrere Versuche. Da er jetzt seiner Hebammenschule alle nöthige Konsistenz gegeben hatte, so faßte er den Entschluß, eine ganz neue Laufbahn zu betreten, und der leidenden Menschheit von einer andern Seite nützlich zu werden.

Entfernt von dem Wahne, daß er bereits im Besitz aller der Kenntnisse sei, die sein Vorhaben erforderte, und durch die ersten glückliche Versuche nicht geblendet, entschloß er sich, erst selbst noch einmal Schüler zu werden, in einem Alter, da man gemeiniglich nicht mehr zu lernen anfängt. Ueberzeugt, daß zu der Kunst, die er schaffen wollte, besondere anatomische Kenntnisse erfordert würden, faßte er den Entschluß, ob er gleich schon einen Kursus in der Anatomie gemacht hatte, eine

zweite Reise nach Montpellier zu unternehmen, und da absichtlich, als ob er noch ein ganz neuer Anfänger gewesen wäre, zu studiren. Dieß geschah im Jahr 1779, und im folgenden kam er mit allen dahin einschlagenden Kenntnissen der Zergliederungskunst wieder nach Orbe zurück. Von da an datirt sich die neue Laufbahn seines Lebens, die ihm noch größern Ruhm erwarb als die erstere, und auf der er hernach unermüdet bis zu seinem letzten Hauche fortwandelte.

Sogleich nach seiner Rückkunft fieng er mit angestrengtem Fleiß und Nachdenken seine Kuren an einer größern Zahl von Patienten an, die ihm sowohl aus der Nachbarschaft, als auch der Schweiz und andern Ländern anvertraut wurden, die er alle in längerer oder kürzerer Zeit wieder herstellte. Die außerordentlichsten Mißstaltungen der Knaben an Knieen, Beinen und Füssen und andern Krümmungen des Leibes verschwanden unter seiner Kunst bis zum Erstaunen, und erhielten, wo nicht eine ganz gerade, doch eine erträglichere und besser ins Auge fallende Richtung. Er fieng seine Kuren mit äußerlichen und erweichenden Mitteln an, und nachher bediente er sich einiger besonders von ihm dazu erfundener Bandagen, die den vorzüglichen Werth haben, daß sie auf keine Weise weder der Gesundheit noch der Fröhlichkeit und dem Wachsthume der Patienten schädlich seyn können. Der Gang seiner Behandlung mußte natürlicher Weise etwas langsam seyn, indem die verunstalteten Glieder nicht nur eine andere Gestalt gewinnen sollten, sondern auch ihr Wachsthum nicht gehemmt werden durfte. In einer der reitzendsten Gegenden der Stadt Orbe errichtete er mit sehr beträcht-

lichen Kosten ein öffentliches Krankenhaus ein, wo die Pensionairs, die sich seiner Leitung anvertrauten, aufs sorgfältigste verpflegt wurden. Er sorgte nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist der Kleinen, die man ihm anvertraute, denn seine Methode war nur bei Kindern unter acht Jahren anwendbar. Sie wurden während der Kur in dem Fortgange ihrer Studien nicht gehindert, sondern nach dem Wunsche der Eltern von besondern Lehrern unterwiesen. Mit dem Institute stand zugleich eine Werkstätte in Verbindung, wo von geschickten Künstlern, die aus der Ferne gerufen worden, die nöthigen Werkzeuge, Bandagen ꝛc. verfertigt wurden. Dem Auge des Aufsehers dieser wohlthätigen Anstalt entgieng nichts, was zu ihrer Vervollkommnung diente, und sein sanfter, liebreicher Charakter erwarb ihm augenblicklich das Zutrauen und die Liebe derer, die bei ihm Trost und Hülfe suchten.

Venel nahm beim Eintritt eines jeden Patienten in sein Haus allemal einen Abdruck in Gyps von dem verunstalteten Gliede, und bei vollendeter Kur, wo das gleiche wiederholt wurde, die durch seine Kunst vorgegangene Veränderung desto anschaulicher zu machen. Zur Aufbewahrung aller dieser Modelle bestimmte er ein eigenes Zimmer; ein für den Kenner und Beobachter, und für die Patienten selbst äußerst interessanter Anblick. In den Stunden, die er sich abmäßigen konnte, schrieb er seine Beobachtungen über den menschlichen Körper nieder, und theilte sie der Welt in verschiedenen Schriften mit. Eine derselben (Description des plusieurs nouveaux moyens méchaniques, propres à prévenir, borner et même corriger, dans certains cas, les courbures latè-

rales et la torsion de l'epine du dos) enthält einen Abriß seiner ganzen Kunst, welche sich nicht nur auf Knie, Beine, Füsse, sondern auf den Bau des ganzen menschlichen Körpers erstreckte. Es ist die Frucht aller seiner Studien und Nachforschungen, die er mit der redlichsten Offenheit mittheilte. Ueberhaupt war er von allem Eigennutz und Charlatanerie weit entfernt, und das süße Bewußtseyn, der leidenden Menschheit nützlich zu seyn, war sein bester Lohn. Deswegen suchte er auch seinem Institute dadurch Konsistenz zu verschaffen, daß er zween Männer bildete, die es nach seinem Tode fortsetzen konnten, und die ruhmvoll in seine Fußstapfen traten.

Venel genoß in seinen letzten Jahren in der Nähe und noch mehr in der Ferne die verdiente Hochachtung und Verehrung. Aber die ununterbrochenen Anstrengungen verzehrten seine Kräfte vor der Zeit, und am 9ten Merz 1791 starb er, nachdem er in 12 Jahren wohl hundert glückliche Kuren gemacht hatte. Unter die Erfindungen, welche von ihm herrühren, gehört auch ein Instrument zur Aushebung der Zähne.

Von Natur hatte Venel eine starke Anlage zur Hypochondrie, sein Kopf war immer mit Projekten theils zur Errichtung, theils zur Vervollkommnung seiner Institute angefüllt; deswegen war er unruhig, wenn er mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen hatte. Im gemeinen Leben war er ein guter Ehemann und Vater, im bürgerlichen ein wahrer Republikaner, gegen jedermann zur Freundschaft geneigt und von gefälligem Umgang. Sein Herz stund immer den Empfindungen des Wohlwollens und der thätigen Menschen-

liebe

Liebe offen. Freundschaft war seinem Temperamente eine unentbehrliche Nothwendigkeit, vielleicht war er gegen seine Freunde allzuvertraulich, vielleicht zu leichtglaubig, der gewöhnliche Fehler redlicher Seelen. Unter ihnen verschwand das Finstere seines Humors, und er überließ sich dann gerne, im Schooße der Freundschaft, einer sanften und lebhaften Freude. Von Stolz und Eigendünkel war er ganz frei, und immer bereit, jedes fremde Verdienst zu ehren.

Andreas Rüdiger.

Churſächſiſcher Rath und Leibarzt.

Ein wahrhaft philoſophiſcher Geiſt belebte dieſen deutſchen Philoſophen, der bei denen, die ihm anhiengen, das Selbſtdenken weckte, und unter ſeinen Zeitgenoſſen manche neue Idee in Umlauf brachte. Dem herrſchenden Wolfiſchen Syſtem war er nicht ſo gewogen, wie die meiſten Philoſophen ſeiner Zeit, und darüber ward er in manche Fehde verwickelt, wo wenigſtens die äußere Decenz mehr reſpectirt wurde, als bei den hitzigen Kämpfen einiger Philoſophen unſerer Zeit. Jetzt ruhen die Schriften beider Partheyen in den Bibliotheken, und nur die Wenigen, welche dem Gange nachgehen, den das philoſophiſche Denken unter den Deutſchen nahm, leſen vielleicht noch Etwas von dem Vielen, was Rüdiger ſchrieb. Konnten aber gleich ſeine Schriften dem Strome der Zeit nicht widerſtehen, ſo lebt doch ſein Name in den Annalen der philoſophiſchen Geſchichte fort, und behauptet ſeine Stelle mit Ehre.

Rüdiger wurde am 1ſten Nov. 1673 zu Rochlitz im Meißniſchen von ſehr armen Eltern gebohren. Seine Dürftigkeit war Urſache, daß er erſt im 14ten Jahre anfieng unter der Anleitung eines Verwandten ſich den

Studien zu widmen. Er begab sich hernach auf das Gymnasium zu Gera, und von dort auf die Universität zu Halle, wo er das Glück hatte, an Christian Thomásius einen Gönner zu gewinnen, der ihn zum Lehrer seiner Kinder wählte, und für seinen Unterhalt sorgte. Eine Krankheit nöthigte ihn, Halle zu verlassen, und nach Gera zurückzugehen. In der Folge lebte er eine Zeit lang zu Jena, und nährte sich vom Privatunterrichte, wobei er sich zugleich mit Theologie beschäftigte; da er aber kein hinlängliches Auskommen fand, mußte er sich von Jena wieder entfernen. Im Jahr 1697 begab er sich nach Leipzig, und weil damals in Sachsen eine allgemeine Abneigung gegen die Theologen herrschte, die sich zu Halle gebildet hatten, Rüdiger also sich nicht leicht Hofnung machen konnte, zu einer Predigerstelle in seinem Vaterlande befördert zu werden, so verließ er das theologische Studium, und trieb Jurisprudenz, gieng aber auch von dieser, da sie ihm missiel, zum Studium der Medicin über.

Ein Lieblingsgegenstand war für Rüdiger immer die Philosophie gewesen, und seine ersten Schriften betrafen auch philosophische Materien: (De usu et abusu terminorum — De virtutibus intellectualibus integritati suae restitutis — De eo, quod omnes ideae oriantur a sensione — De novis ratiocinandi adminiculis.)

Im Jahr 1703 ward er Doctor der Medicin zu Halle. Ein Diebstahl, durch den er den größten Theil seines Vermögens verlor, und eine anhaltende Krankheit, die sich mit dem Mangel verband, verursachten ihm ein sehr mühseliges Leben. Er hielt einige Jahre

zu Leipzig, und wegen des Einfalls der Schweden in Sachsen zu Halle philosophische Vorlesungen mit grosem Beifall, wiewohl es auch ihm hier nicht an Neidern und Widersachern fehlte. Im Jahr 1709 gab er sein berühmtes Werk: De sensu veri et falsi heraus, worin er die Logik nicht nur nach einer neuen Methode bearbeitet, sondern auch mit vielen neuen praktisch nützlichen Bemerkungen bereichert hat. Nachdem sich die politischen Verhältnisse in Sachsen verändert hatten, kehrte er wieder nach Leipzig zurück, und theilte hier seine Muße zwischen philosophischen Vorlesungen und medicinischer Praxis. Er hatte hier unter andern zween Zuhörer, die so dankbar gegen ihn waren, daß ihm jeder derselben 2000 Thaler schenkte. Auch bekam er den Charakter eines churfürstlichen Raths und Leibarztes. Wegen seiner Krankheit legte er gegen das Ende seines Lebens die Praxis ganz nieder, hörte auch auf Vorlesungen zu halten, und suchte blos noch als Schriftsteller der gelehrten Welt nützlich zu werden. Er starb am 6ten Juni 1731.

Rüdiger vereinigte große Gelehrsamkeit mit grosem Scharfsinn. Er erkannte die Mängel der gangbaren Philosophie, er legte es auf eine Verbesserung derselben überhaupt an; obwohl er doch nicht zur Festigkeit der Ueberzeugung von der Wahrheit seines eigenen Systems gelangt zu seyn scheint, da er, wie die verschiedenen Ausgaben seiner Schriften beweisen, immer daran änderte. Das größte Verdienst hat er sich um die Logik, und namentlich um die Lehren vom Wahren und

Wahrscheinlichen erworben. Seine Vernunftlehre (de sensu veri et falsi) enthält vieles, was sowohl den ältern philosophischen Systemen, als der damals in Deutschland neuesten Philosophie, der Wolfischen, entgegen gesetzt war. Noch mehr aber erklärte sich Rüdiger gegen die letztere in seiner Philosophia synthetica, zu der jenes Werk das Organon war, und in welcher er seine eigentliche philosophische Vorstellungsart in Beziehung auf die Gegenstände entwikkelte. Es kommen darinn manche neue und hælle Blicke, manche scharfsinnige Bestimmungen methaphysischer Begriffe vor; aber im Ganzen ist es — nach dem Urtheile eines Philosophen aus der kantischen Schule — ein wunderlicher Eklekticismus, dem es eben so sehr an Gründlichkeit als an innerem Zusammenhang fehlt, oft auch in hohem Grade dunkel und verworren ausgedrückt, und an den Mysticismus grenzend. Als einen verunglückten Versuch betrachtete man gleich anfangs seine Naturphilosophie (Physica divina, 1716). Die letzten Resultate seines wiederholten Nachdenkens über philosophische Materien enthält seine Philosophia pragmatica, die im Jahre 1729 erschien.

Rüdiger schrieb auch eine Anweisung zur Zufriedenheit des Gemüths, als dem höchsten Gute des menschlichen Lebens. Hier behauptete er, daß das Gute und Böse, Wohl und Uebel, immer mit einander vermischt, und die Lust mit dem Schmerz in unzertrennlicher Verbindung sey. Aus

der dem Menschen angebohrnen Vernunft erwies er die Unsterblichkeit der Seele, und erklärte die Hofnung der künftigen Glückseligkeit schon in dem gegenwärtigen Leben für einen Schatten derselben. Dann zeigte er, in wiefern die Zufriedenheit in diesem Leben erlangt werden könne, und empfahl als Mittel zu derselben die Klugheit, die Gerechtigkeit, einen weisen Gebrauch der Furcht und der Hofnung, eine richtige Vergleichung der Güter und Uebel und Genügsamkeit.

Jakob Brucker.

Senior des Ministeriums in Augsburg.

Augsburg ist die Vaterstadt dieses berühmten Gelehrten, der in Bearbeitung der philosophischen Geschichte Epoche gemacht hat; er war am 22sten Januar 1696 gebohren. Der Stand und das Vermögen seiner Eltern gab für seine künftigen Glücksumstände wohl nicht die günstigsten Aussichten. Sein Vater war ein Schneider, der vom Ueberflusse weit entfernt lebte, und in seinem hohen Alter noch das Unglück hatte, blind zu werden. In diesem Zustande diente ihm sein Sohn zur Stütze.

Die Fähigkeiten des jungen Bruckers entwickelten sich sehr bald. Da er unter andern ein sehr fertiger Rechner war, so wollte man ihn bei einem Kaufmann in die Lehre geben; allein er entschied sich für die Wissenschaften, und gieng im Jahr 1715 von dem Gymnasium seiner Vaterstadt nach Jena. Daselbst lehrten zu dieser Zeit Buddeus, Syrbius, Wedel und Danz; sie waren seine Lehrer, und bald seine Freunde. Ausser der nähern Vorbereitung zum Predigtamt widmete er sich besonders dem Studium der orientalischen Sprachen und Literatur, und vorzüglich der Kirchengeschichte; die Kirchenväter las er mit viel Fleiß und

Nachdenken. Schon im zweiten Jahre seines akademischen Lebens disputirte er öffentlich von dem Zweifler Pyrrhus, und er verrieth jetzt nicht undeutlich seine vorzügliche Neigung zur philosophischen Geschichte. Nachdem er (1718) Magister geworden war, hielt er Vorlesungen über die Logik und griechische Sprache, und stellte öfters Disputirübungen an, bis er 1720 in seine Vaterstadt zurückkehrte.

Anfangs scheint der junge fleißige Mann daselbst nicht viel Beifall gehabt zu haben; wohl gar beneidete man ihn wegen seiner Talente, und entzog ihnen die gebührende Aufmunterung. Deswegen gieng er 1724, als Adjunkt des Predigtamts und Rector der lateinischen Schule, nach Kaufbeuren. In dieser kleinen Stadt, die zwar wegen der Gewerbsamkeit ihrer Einwohner, nicht aber als ein Sitz der Wissenschaften bekannt ist, schrieb Brucker diejenigen Werke, die seinen Namen in und außer Deutschland aufs ruhmvolleste bekannt machten. Man begreift kaum, wie es möglich war, an einem solchen Orte solche Werke zu Stande zu bringen. Er entbehrte die Vortheile einer reichen öffentlichen Bibliothek, die er hätte benutzen können; und seine Umstände waren, besonders im Anfange, gar nicht so beschaffen, daß er auf die Erkaufung wichtiger Werke, die ihm doch unumgänglich nöthig waren, viel hätte wenden können. Um dann doch die Quellen zu haben, aus denen er schöpfen sollte, blieb ihm kein anderes Mittel übrig, als die nöthigen Werke theils von fernen Orten zu entlehnen, theils sich Auszüge davon zu verschaffen. Da aber dieses beschwerliche Mittel nicht durchaus hinreichend seyn konnte, so sammelte er all-

mählich eine Bibliothek, die in der Folge sehr ansehnlich wurde, und eine Menge großer und wichtiger Werke enthielt.

Seine Geschichte der Philosophie trat anfangs in einer unansehnlichen Gestalt ans Licht. Er hatte sie nur für Anfänger, nach Hübners damals beliebter Methode, in Frag und Antwort geschrieben, und so kam sie von 1731 — 1736 zu Ulm in 7 Theilen heraus, unter dem Titel: Kurze Fragen aus der philosophischen Historie. Dazu schrieb er noch Zusätze, Verbesserungen und Erklärungen, welche im Jahr 1737 erschienen. Ausnehmender Fleiß und Sorgfalt im Sammeln, richtige Beurtheilung und Uebersicht in der Auswahl und Anordnung der Materien, Scharfsinn im Recensiren empfehlen schon diese Arbeit, die auch wirklich den Grund zu dem Ruhm ihres Verfassers legte. Nicht etwa nur Schüler, sondern selbst große Gelehrte nahmen sie mit Dank und Beifall auf, als ein Werk, dergleichen man noch bis dahin vermißt hatte. Er hingegen, innig bekannt mit seinem Gegenstande, sah die Mangelhaftigkeit dieser Schrift ein, und fühlte wohl, wie viel noch hinzu zu thun und zu bessern wäre. Da nun Aufmunterung von angesehenen Männern hinzu kamen, so unternahm er das große Werk über die Geschichte der Philosophie, das seinen Namen unsterblich machte, und ihm die Achtung aller Gelehrten erwarb (Historia critica philosophiae. 5 Tomi. Lips. 1742 — 44. 4. maj. Neue unveränderte Ausgabe, mit einem Anhange, der den 6ten Band ausmacht 1767. Auch im Auszug: Institutiones historiae phil. 1747. Edit. III. 1790. 8.)

Brucker erzählt in seiner philosophischen Ge-

schichte das Leben der Weltweisen, recensirt ihre Schriften, setzt ihre Systeme und Vorstellungen aus einander und unterstützt alles mit einem vollständigen Apparat von Literärnotizen und Citaten. Freilich ist es im Ganzen mehr Biographie der Philosophen und Literatur der philosophischen Werke alter und neuer Zeit, als eigentliche pragmatische Geschichte der Philosophie selbst, aber auch so bleibt es immer ein sehr verdienstliches Unternehmen und ein Hauptwerk in diesem Fache. Die gründliche Gelehrsamkeit und die große Bekanntschaft mit der Literatur aller Völker und Zeiten, verbunden mit dem Scharfsinn und Prüfungsgeiste, der darinn herrscht, und dem außerordentlichen Fleiße, der diesem äußerst mühsamen Werke das Dasein gegeben, erregten die Bewunderung aller gebildeten Nationen Europens. Die berühmtesten Akademien und gelehrten Gesellschaften wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen.

Der Fleiß dieses gelehrten Mannes beschränkte sich nicht auf diese einzige Arbeit. In Verbindung mit dem augsburgischen Kupferstecher Joh. Jak. Haid gab er einen Bildersaal jetzt lebender Gelehrten (auch lateinisch: Pinacothea scriptorum nostra aetate litteris illustrium) in zehen Zehenden heraus, zu welchen hernach noch ein Nachtrag von 10 Bildnissen gekommen ist. Ihm gebührt das Verdienst in den Elogien, wo freilich des Lobens zu viel war, viele interessante biographische Nachrichten zuerst bekannt gemacht zu haben, die er sich durch seine sehr ausgebreitete Korrespondenz verschaft hatte. Der Ehrentempel der deutschen Gelehrsamkeit, der auf den Bildersaal

folgte, enthält 50 Bildnisse von berühmten deutschen Philologen aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, mit ihren Biographien. Es herrscht darinn eine sehr große Belesenheit, und die Geschichte der Gelehrten jener Zeit erhält dadurch viel Licht. Brucker war ein sehr grosser Verehrer dieser Männer, durch deren Fleiß und Kenntnisse die Wissenschaften in Deutschland ausgebreitet, und beliebt gemacht wurden. Philologie mit Kritik verbunden war ihre Lieblingswissenschaft gewesen, und war auch die seinige.

Eine andere weitläuftige Arbeit, der sich Brucker unterzog, war das von Romanus Teller angefangene sogenannte Englische Bibelwerk oder die heilige Schrift, nebst einer Erklärung aus den Anmerkungen englischer Schriftsteller, wovon er das neue Testament in 6 Quartbänden (Leipz. 1758 — 1770) bearbeitete.

Seit dem Jahre 1744 war Brucker als Pastor zum heiligen Kreuz in seine Vaterstadt zurückgekehrt, und 1757 wurde er daselbst Pastor zu St. Ulrich und Senior des Ministeriums. Ungeachtet er eben kein vorzüglicher Kanzelredner war, so waren seine Reden doch nicht ohne Erbauung, und die heilige Schrift, besonders der historische Theil derselben, wurde von ihm mit vieler Belesenheit erläutert. Er hatte eine aufrichtige Liebe zu seinen Zuhörern, besonders zu denjenigen, die sich ihm im Beichtstuhle anvertrauten. Auch ward er von ihnen geehrt und geliebt. Mit der reinsten Freude erinnerte er sich oft derjenigen, von denen er glauben konnte, daß seine Lehren und Ermahnungen bei ihnen nicht vergeblich gewesen seyn. Er entzog sich keiner Arbeit, sie mochte so mühsam oder so gering seyn, als sie

immer wollte, sobald er sah, daß sie irgend einem Menschen nützlich seyn konnte. Von seinem Amte hatte er einen hohen Begriff, und er suchte die Würde und den Charakter desselben zu behaupten. Doch trat er dabei niemals aus den Schranken, und daher kam es, daß er von der Obrigkeit hochgeschätzt wurde, und daß ihm die gesammte Geistlichkeit, so wie die ganze Bürgerschaft mit vieler Ehrfurcht begegnete. Bei allen seinen Amts- und gelehrten Beschäftigungen verließ ihn seine Neigung für den Unterricht der Jugend, die er vom Anfang seiner gelehrten Laufbahn an gehegt hatte, bis in sein hohes Alter nicht. Sowohl seine eigenen Söhne und andere Jünglinge, die sich der Kanzel widmeten, als auch solche, die zu weltlichen Aemtern bestimmt waren, wurden von ihm in besondern Unterweisungsstunden gebildet und zur hohen Schule vorbereitet. Auch ausser diesem war er immer gefällig und dienstfertig gegen alle, welche Unterricht bei ihm suchten. Er ertheilte gerne Nachrichten, wo er dazu im Stande war, und jedem Gelehrten stand sein ansehnlicher Bücherschatz zu Diensten.

Die Bescheidenheit des wahren Gelehrten war Bruk-kern ganz eigen. Im stillen Kreise der Seinigen fand er die angenehmste Erholung. Die zärtliche Liebe zu seinen Kindern hinderte ihn nicht, ihnen eine Erziehung zu geben, die sie zu brauchbaren Gliedern der Gesellschaft machte. Nur eine sorgfältige Diät konnte sein Leben bis auf 75 Jahre verlängern. Ein erschütternder Fall, den er in seiner Bibliothek that, beförderte wahrscheinlich seinen Tod, welcher am 26sten November 1770 erfolgte.

Alexander Gottlieb Baumgarten.

Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder.

Baumgarten brachte sein stilles Leben unter tiefsinnigen Spekulationen zu; es ist daher, wie das Leben jedes genügsamen Denkers, der auf äußerlichen Prunk Verzicht thut, nicht reich an merkwürdigen Abwechslungen. Doch, wer ihn kannte, ehrte in ihm neben dem gründlichen Theoretiker auch den ausübenden wahren Weisen, der, über die Zufälle des Glücks erhaben, mit einem stoischen Gleichmuthe dem Leben und der Welt nur den Werth beimaß, der ihnen gebührt. Als einer der scharfsinnigsten Philosophen seiner Zeit und als ein edler Mensch möge er unter uns fortleben!

Er war am 17ten Jun. 1714 zu Berlin gebohren, der fünfte von sieben Brüdern, unter denen Siegmund Jakob sich den Ruhm eines der größten Gottesgelehrten erworben hat. Sein Vater war damals erster Garnisonsprediger, und hernach Prediger im Friedrichswerder und der Dorotheenstadt. Bei der Erziehung seiner Söhne folgte er den Regeln Lockes, und daher mußte immer der ältere der Lehrer des jüngern seyn. Schon bei diesem ersten Unterrichte zeigte sich Alexan-

ders philosophische Wißbegierde; sehnlich wünschte er bald so weit zu kommen, daß er selbst prüfen könnte, ob sich wirklich alles so verhielte, wie man es ihm vorsagte. Als einem Knaben von 6 bis 7 Jahren lag es ihm schon am Herzen, jemand getrost fragen zu dürfen: ob denn auch alles, was sein Vater predigte, wahr wäre. Er verlor diesen Vater schon im achten Jahre seines Alters, aber unauslöschlich war in seinem Herzen das Beispiel der Weisheit und Tugend, das er seinen Kindern gegeben hatte. Nach dem Willen desselben sollten alle seine Söhne in Halle die Theologie studiren, und so gering auch ihr Vermögen wäre, sollten sie sich lieber möglichst einschränken, als ärmern die Stipendien wegnehmen.

Alexander kam nach seines Vaters Tode unter die Aufsicht des Probstes Rolof, der ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt leitete, und die Ausbildung seines Geistes beförderte. In den berlinischen Schulen erwarb er sich eine vorzügliche Fertigkeit in der lateinischen Dichtkunst, und als er diese verließ, kam er (1727) auf das hallische Waisenhaus, wo sich besonders Franke, der Stifter dieser Anstalt, seiner annahm. Von der Zeit an genoß er auch den beständigen Unterricht seines ältesten Bruders Siegmund Jakob, der damals Inspektor der lateinischen Schule des Waisenhauses war. An der Hand dieses einsichtsvollen Führers durchwanderte er das ganze Gebiet des menschlichen Wissens, soweit es seine künftige Bestimmung heischte.

Die akademischen Jahre des jüngern Baumgarten fielen gerade in die Zeit, da es in Halle ein Verbrechen war, sich die Lehrsätze des Philosophen Wolf bekannt zu machen. Dem ohngeachtet wurde er unvermuthet zu

einer gründlichen Untersuchung derselben geleitet. Er fühlte den Mangel an philosophischer Gewißheit, und durch den Umgang mit solchen, die Wolfen näher kannten, unterrichtet, faßte er einiges Vertrauen zu diesem Manne. Seine wiederholten Reisen nach Jena, um dort Reusch, Köhler und Hamberger zu hören, verdienen angeführt zu werden, da sie mit jenen alten Reisen lehrbegieriger Schüler zu Philosophen einige Aehnlichkeit haben. Man kann nicht sicherer und methodischer verfahren, als er beim Anfange seiner Bekanntschaft mit Wolfen verfuhr. Zuerst studirte er seines neuen Führers Anweisung für die Leser seiner Schriften, und suchte sich in der Schule der Geometrie von der wahren Natur des Beweises gehörig zu unterrichten. Dann durchlief er in dieser Hinsicht die Wolfischen Werke über die Mathematik, füllte alle Lücken in den Beweisen durch die nöthigen Zwischensätze aus, ergänzte die Form, und gewöhnte sich auf diese Art deutlich und richtig zu denken. Unter diesen ernsthaften Bemühungen ward ihm von seinem Bruder gerathen, in einer obern lateinischen Klasse auf dem Waisenhause täglich eine Stunde zu lehren. Er thats, las mit seinen Schülern lateinische Dichter, und unterwies sie in der Vernunftlehre. So ward er, nach Wolfs Vorschrift, von der Mathematik zur Logik geleitet. Der Unterricht in der Dichtkunst, den er auf dem Waisenhause ertheilte, gab ihm die erste Gelegenheit, darauf zu denken: ob denn die schon lange sogenannten schönen Wissenschaften gar nicht werden könnten, was sie hießen, und ob man nicht von ihnen allgemeine gewisse Gründe bündig sollte erweisen können?

Unter diesen Uebungen, mit denen ein gründliches Studium der Theologie verbunden war, verflossen die akademischen Jahre, und nun fieng er (1735) an, Vorlesungen über Philosophie und die hebräische Sprache zu halten. Da er sich schon lange vorher, ehe er den akademischen Katheder bestieg, im gelehrten Vortrage geübt hatte, so erwarb er sich schon als angehender Docent Liebe, Hochachtung und Vertrauen. Er war der erste, welcher die Wolfische Philosophie, nachdem die Zeit ihrer Verfolgung zu Ende war, in Halle, doch ohne Sectirerei, recht merklich wieder empor brachte. Schon im Jahr 1737 erhielt er eine außerordentliche Professur der Philosophie, und nach 3 Jahren berief man ihn als ordentlichen Professor dieser Wissenschaft nach Frankfurt an der Oder. Vielen seiner hallischen Zuhörer gieng der Verlust ihres Lehrers sehr nahe. Es vereinigten sich daher beinahe hundert derselben, und wendeten sich durch eine Bittschrift unmittelbar an den König, um wo möglich Baumgarten in Halle zu lassen. Der König wollte aber der Universität in Frankfurt an der Oder wieder aufhelfen, und ihr gleichsam neues Leben geben, und schlug daher die Bitte ab.

Die Hochachtung, welche er in Halle genossen hatte, begleitete ihn auch nach Frankfurt. Sein akademischer Vortrag, bei dem er sich immer von einer großen Zahl wißbegieriger Jünglinge umgeben sah, war ungemein gründlich. Die gelehrte Beredsamkeit floß ihm ohne Anstoß zu, und er hielt seine Vorlesungen mit großer Munterkeit und Lebhaftigkeit. Das Tiefsinnige und Gründliche machte er durch artige Einfälle und Scherze angenehm, aber nie kamen über seine Lippen unflätige

oder

oder pöbelhafte Späße. Seine Zuhörer hatten einen freien Zutritt zu ihm; er begegnete ihnen liebreich, wie ein väterlich gesinnter Lehrer, und er wurde im Gegentheil von ihnen feurig geliebt. Nur allzufrühe wurde ihm durch eine anhaltende Kränklichkeit die Erfüllung seines Berufs erschwert. Blutspeyen und eine darauf folgende Auszehrung machte ihn in den letzten 12 Jahren seines Lebens zu seinen Arbeiten sehr untüchtig, so, daß er oft aussetzen mußte. Zuweilen ließ seine Krankheit nach, bald aber kam sie mit neuer Stärke wieder. Während dieser Zeit seines Leidens beschäftigte er sich mit theologischen Betrachtungen, und mit Anmerkungen über die brandenburgische Geschichte, welche letztere aber nicht bekannt worden sind. Die Drangsale des siebenjährigen Krieges empfand er in vollem Maaße, und bei der Einäscherung Cüstrins durch die Russen im Jahr 1758 verlor er einen großen Theil seines Vermögens, welches er dahin geflüchtet hatte. Mit einer wahrhaft christlichen Gesinnung starb er endlich am 26sten Mai 1762.

Baumgarten hinterließ den Ruhm eines der gründlichsten und scharfsinnigsten Philosophen, der die größte Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe mit allen den Reitzen verband, welche die schönen Wissenschaften und die ihm eigene natürliche Munterkeit des Geistes ihnen nur geben konnten. Sein Kopf war vorzüglich systematisch, und alles, was er dachte, ward System. Er schränkte seinen Fleiß nicht blos in die Untersuchung einiger philosophischen Wissenschaften ein, sondern er durchdachte den ganzen Umfang der Weltweisheit. Seine Lehrbücher sind der Form nach Muster philosophischer Kompendien, die bei einem akademischen

Vortrage zum Grunde liegen sollen. Besonders zeichnet sich seine Metaphysik durch die außerordentliche Bestimmtheit der Begriffe und des Ausdrucks, und die scharfe Analyse derselben aus, und ist in dieser Hinsicht noch jetzt ein schätzbares klassisches Werk. Ein originales Verdienst hat sich Baumgarten dadurch erworben, daß er zuerst eine Theorie des Geschmacksvermögens in systematischer Form entwarf, und diese zu einem Gegenstande des akademischen wissenschaftlichen Unterrichtes machte. Er gab ihr den Namen Aesthetik, welchen diese Disciplin seitdem, wenigstens in den deutschen akademischen Lehrbüchern darüber, bis auf unsere Zeiten behalten hat. Es hatte freilich schon vor ihm an Untersuchungen des Schönen und anderer ästhetischer Begriffe nicht gefehlt; aber er wagte es zuerst, die Theorie des Geschmacks auf allgemeine Principien zurück zu führen, und sie als systematische Disciplin zu behandeln.

Alle, die diesen berühmten Philosophen kannten, schätzten ihn auch wegen seiner sittlichen Vorzüge. Wenn aus seinen Gesichtszügen die reitzendste Freundlichkeit hervorlächelte, so fieng er schon an, das Herz dessen, der ihn zum erstenmal sah, zu erobern; und er vollendete diese Eroberung in kurzer Zeit, weil aus seinen Gesprächen große Einsichten, Gefälligkeit und Sanftmuth hervorleuchteten. Wer seine Freundschaft gewonnen hatte, besaß einen wahren, redlichen Freund; und wenn man sein Freund war, ließ man sich gern von ihm strafen.

Georg Friedrich Meier.

Professor der Philosophie in Halle.

Ein Philosoph in Worten und Thaten, der durch seinen populairen Vortrag die Philosophie gemeinnützger und zu einer Lehrerin des Volks machte. Er war eben nicht Erfinder in den philosophischen Wissenschaften, wußte aber die Lehrsätze anderer ungemein faßlich vorzutragen, und hat dadurch viel Nutzen gestiftet. Man rechnet ihn unter die Eklektiker, eigentlich aber war Baumgarten sein Held, und er hat zur Erläuterung und Popularisirung der Philosophie desselben viel beigetragen.

Gebohren wurde er am 29sten März 1718 zu Ammendorf bei Halle, wo sein Vater Prediger war. Eine zankfüchtige Amme machte ihn kränklich, aber die zärtliche Sorgfalt seiner Eltern trug nicht wenig zur Erhaltung seines schwachen Lebens bei. Von Kindesbeinen an bestimmte ihn sein Vater zum künftigen Professor, und da er es an einem sehr sorgfältigen Unterricht nicht fehlen ließ, so hatte er die Freude, seinen höchsten Wunsch in der Folge erfüllt zu sehen. Aus dem väterlichen Unterrichte kam der Sohn im Jahr 1730 nach Halle, wo

er von verschiedenen Privatlehrern unterwiesen wurde, bis er im Jahr 1735 die akademischen Hörsäle besuchte. Das ernstliche Studium der Mathematik flößte ihm schon frühe eine Liebe zu der scientifischen Art zu denken ein, und bereits in seinem 13ten Jahre konnte er alle Sätze in Wolfs Auszug aus den mathematischen Wissenschaften, was die Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie betrift, demonstriren.

Auf der Akademie verband er mit dem Studium der Theologie beständig das der Philosophie, und die beiden Brüder Baumgarten waren darinn seine vornehmsten Lehrer. Dabei übte er sich fleißig im Predigen, informirte von Ostern 1738 bis Ostern 1739 auf dem Waisenhaus, wurde dann Magister, zog zu Doctor Baumgarten ins Haus, und fieng an Vorlesungen über Logik, Methaphysik und reine Mathematik zu halten. Da bald darauf der Philosoph Baumgarten nach Frankfurt an der Oder versetzt wurde, so versammelte sich in Kurzem um Meiern eine große Zahl lernbegieriger Jünger, und gewöhnlich wurden seine Stunden von einigen Hunderten besucht.

Meiers Vortrag war außerordentlich deutlich, selbst bei den abstractesten Wahrheiten, und diese Deutlichkeit ist auch eine vorzügliche Eigenschaft aller seiner Schriften. Mit philosophischer Strenge zergliederte er jedes Philosophem, wog die Gründe dafür genau ab, und führte es auf die deutlichsten und bestimmtesten Begriffe zurück. Er war daher ein vortreflicher Jugendlehrer, der durch seine Vorlesungen, die er mit der gewissenhaftesten Treue hielt, unzählige Jünglinge auf den Weg zur wahren Weisheit

leitete. Auch im Privatumgange nützte er ihnen auf mancherlei Weise, durch Rath und Zurechtweisung, in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht. Durch Beispiele, holde Mienen, sanfte Worte, wußte er in die Herzen derer zu dringen, die er bessern oder stärken wollte. Eine edle Ehrbegierde, von einem Lehrer geachtet zu werden, dessen Charakter so ganz seinen Grundsätzen entsprach, that Wunder, und entzog viele Jünglinge schlechten Gesellschaften. Ohne Zwang und Pedanterei waren seine Sitten die gefälligsten, und der Umgang mit ihm war eine Art praktischer Lehrstunden zur Bildung der äußern Sitten und eines anständigen Betragens im gesellschaftlichen Leben. Da er selbst kinderlos war, so sah er alle hofnungsvollen Jünglinge für seine Kinder an.

Solche Verdienste, die sich Meier um die hallische Akademie erwarb, hätten früher eine Belohnung verdient. Erst im Jahr 1746 bekam er eine außerordentliche Professur ohne Gehalt, und 1748 eine ordentliche mit einem kärglichen Einkommen von 75 Thalern, das nach einigen Jahren auf 225 erhöht wurde, und erst im Jahr 1763 erhielt er eine neue Zulage von 300 Thalern. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, seine äußere Lage durch Berufung auf auswärtige Akademien zu verbessern, aber seine Genügsamkeit, seine Vaterlandsliebe, und die Freude, in der Nähe seines Vaters zu leben, ließ ihn alle Rücksichten auf zeitliche Vortheile verschmähen. Es vergieng keine Woche, da er seinen Vater nicht besucht hätte, und die zärtlichste Anhänglichkeit versüßte beiden das Leben. Nur durch die sorgfältigste Diät konnte der

Sohn sein Leben verlängern; denn stets war er schwach und kränklich. Auch in seiner letzten schmerzhaften Krankheit behauptete er die vollkommenste Herrschaft über sich selbst. Er nannte daher seinen Schmerz nur ein sanftes Weh. Oft sagte er, ich habe viel länger gelebt, als mich meine Natur hoffen ließ, es ist nun Zeit, daß ich sterbe. Er starb am 21sten Jun. 1777 bei vollem Verstande, wie er es oft gewünscht hatte. Der Kanzler Hofmann ließ ihm auf einem Hügel seines Gutes Dieskau ein steinernes Denkmal setzen, und dem Hügel den Namen Meiers Höhe beilegen.

Meiers zahlreiche Schriften sind alle in deutscher Sprache abgefaßt, und da er gerade in der Epoche lebte, wo die Kultur der deutschen Sprache und Schreibart und die erste Verbesserung des deutschen Nationalgeschmacks begann, so ist auch in allen sein Bestreben nach einer interessanteren und geschmackvolleren Darstellung der philosophischen Lehren sichtbarer, als sich in den frühern Werken der deutschen Philosophen findet. Man kann diese Schriften in drei Klassen abtheilen: erstlich sofern sie blos kompendiarische Wiederholungen oder auch weitläuftigere Erläuterungen der Leibnitz-Wolfischen Philosophie, und insbesondere der Baumgarten'schen sind; zweitens so ferne sie Abhandlungen über einzelne philosophische Materien enthalten, die bis dahin noch nicht genauer erörtert waren; drittens sofern sie Resultate originaler und eigener Untersuchungen des Verfassers liefern. Zu der erstern Klasse gehören Meiers Lehrbücher über die Metaphysik, das Naturrecht und die Sitten-

lehre; ferner die Anfangsgründe der schönen Wissenschaften, die nach des Verfassers eigener Erklärung größtentheils aus Baumgartens Vorlesungen über dessen lateinisches Kompendium der Aesthetik entlehnt waren, und in denen auch weiter nichts, als ein weitläuftiger populärer Kommentar über dieses zu suchen ist. Mit dem letztern Werke stehen auch Meiers Schriften über Gottscheds Dichtkunst; über den verdorbenen Geschmack der Deutschen; über die ersten Proben von Klopstocks Messias; über den Grundsatz der schönen Wissenschaften und Künste in so weit in Verbindung, als sich hier die ästhetische Theorie des Verfassers in der Anwendung zeigt. Meiern gebührt unter andern das Verdienst, die Deutschen auf Klopstocken und auf einen bessern Geschmack aufmerksam, und sie gegen Gottscheds Seichtigkeit mistrauisch gemacht zu haben.

Zu der zweiten Klasse von Meiers Schriften können gerechnet werden dessen Untersuchung verschiedener Materien aus der Weltweisheit; der Versuch von der Nothwendigkeit einer wahren Offenbarung; die Abhandlung über die Gemüthsbewegungen; die Betrachtung über die natürliche Anlage zur Tugend und zum Laster; die Gedanken von dem unschuldigen Gebrauche der Welt u. a. In die dritte Klasse endlich würden zu zählen seyn. Meiers Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst, als die erste Idee einer für sich bestehenden systematischen Hermenevtik; der Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere; die Abhandlungen und Streitschriften

über die Geistigkeit der Seele, ihre Fortdauer und ihren Zustand nach dem Tode.

Als praktischer Philosoph war Meier ein Muster für Viele, und sein Charakter verdiente die größten Lobsprüche. Zufriedenheit und Gleichmüthigkeit bei allen Vorfällen, Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Verträglichkeit, Frömmigkeit, überhaupt ein exemplarischer Lebenswandel erwarb ihm bei allen seinen Mitbürgern und Zuhörern ungemein viel Hochachtung und Liebe. Freimüthig bekannte er seine Einsichten, und lebte denselben ohne Menschenfurcht und ohne Menschengefälligkeit gemäß. Ueberzeugt von den Wahrheiten des Christenthums legte er auch äußerlich seine Hochachtung gegen dasselbe an den Tag. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er stets mit Anstand und Würde, und sein Beispiel machte vielen Eindruck auf die akademische Jugend. Nie vergaß er des Guten, das ihm irgend ein Mensch erwiesen hatte, und Dankbarkeit war überhaupt Meiers eigene Tugend. Die beiden Baumgarten, den Doctor in Halle und den Professor in Frankfurt an der Oder, verehrte er, den ersten als einen zweiten Vater, und den andern als einen freundschaftlichen Bruder, und rühmte schriftlich und mündlich bei jeder schicklichen Gelegenheit, auch lange nach Beider Tode, daß er ihnen viel zu danken habe. Wohlthätig minderte er die Noth anderer, und zwar am liebsten im Stillen. In gelehrten Streitigkeiten sah er nur auf die Sache. Nie grif er die Person eines Gegners an, und ungesittete Ausfälle übergieng er, der nur Wahrheit suchte, mit Stillschweigen. Auf seinem Gesichte glänzte Heiterkeit, aus

seinen Augen stralte Freundlichkeit, und die Züge seines Mundes waren zum liebreichen Lächeln geschaffen. In jeder Gesellschaft war er gleichsam das Leben derselben. Seine Einfälle waren sinnreich, sie kamen ihm natürlich und ungezwungen; und verbannten alle melancholische Stille. Vor seiner Zeit war der Umgang und die Gesellschaft in Halle steif, es war alles weder finsterer Ernst oder ungesittetes Betragen. Sein Beispiel, das Meier und seine edle Gattin gaben bewirkte eine heilsame Aenderung; feine Lebensart, gefällige Sitten und der gute Ton in Gesellschaften wurden allgemeiner.

Johann Georg Sulzer.

Professor und Direktor der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Einen großen Theil des menschlichen Wissens umfaßte Sulzers Geist. Ein tiefsinniger Methaphysiker, ein Geweiheter der spekulativen Philosophie, ein emsiger Naturforscher, ein Kenner der Alten, ein anmuthiger Lehrer der Tugend, ein Beförderer des guten Geschmacks und der Kunst; alles war er, der liebenswürdige Weise, dessen Geist noch thätig unter uns lebt in seinen Werken.

Sulzer wurde am 16ten October 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich gebohren. Seine Familie ist eine der ältesten daselbst, und stammt wahrscheinlich aus Schwaben, wo sie ihren Namen von der Beschäftigung bei den Salzwerken erhalten haben mag. Von 25 Kindern, die seinem Vater gebohren wurden, war er das letzte — aber keine Frucht erschöpfter Lebenskräfte, vielmehr zeichnete er sich in seiner Jugend durch körperliche Stärke aus. Die Eifersucht, womit die Einwohner seines Geburtsort über ihre Freiheiten wachen, flößte bei Zeiten auch ihm jenen Geist der Frei-

heit ein, der alle seine Reden, Schriften und Thaten beseelte. In der Jugend hatte sein Vater die Verfolgung der Reformirten in Frankreich erfahren. Dadurch ward in seinem Herzen Abscheu gegen religiösen Parteygeist erzeugt, und lebhaft pflanzte sich dieser Abscheu auf den Sohn fort.

Nach dem Willen seiner Eltern sollte er ein Prediger werden, und er widmete sich auch wirklich diesem Stande, so wenig derselbe, und das Studiren überhaupt, seiner Neigung entsprach. Der pedantische Unterricht seiner Lehrer war ihm zuwider, und statt des Sprachstudiums trieb er lieber geographische und kosmographische Studien; Reisebeschreibungen und Scheuchzers Naturgeschichte waren seine Lieblingslectüre. Von seinem Vater hatte er Geschmack am Gartenbau und überhaupt an der Landwirthschaft geerbt. Mit ziemlich dürftigen Kenntnissen kam er im Jahr 1736 nach Zürich, und machte hier den theologischen Kursus, denn eine Akademie hat er nie besucht. Er konnte aber den Vorlesungen anfangs um so weniger Geschmack abgewinnen, da sie nicht zu seiner Fassung herabgestimmt waren. Wolfs deutsche Metaphysik, die er um diese Zeit kennen lernte, war das erste gelehrte Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Dieses Buch erweckte zuerst in ihm die Liebe zum Denken, und mit ihr die Liebe zu einem anhaltenderen und regelmäsigeren Studiren, die in der Folge durch seinen Umgang mit mehrern gelehrten Männern in Zürich vermehrt und befestigt wurde. Johannes Geßner führte ihn durch Beispiel und Handleitung zum Tempel der Gelehrsamkeit, auch Bod-

mer und Breitinger suchten den Geschmack des Jünglings zu bilden.

Im Jahr 1739 wurde er zum Prediger ordinirt, und bald darauf versah er als Vikar die Geschäfte des Pfarrers zu Maschwanden. Sein reger Sinn für die Reize der Natur fand hier die reichste Nahrung, und von den Schönheiten derselben innigst gerührt schrieb er die moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur, welche Sack in Berlin herausgab. Er wandte die Naturgeschichte mit vielem Glück auf die Moral an, nahm in seinen Religionsvorträgen die Beweise von der Güte und Allmacht aus ihr, und suchte dadurch das thätige Christenthum zu befördern. Wenn es seine Geschäfte erlaubten, machte er öfters naturhistorische Alpenreisen, und eine Folge seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Naturgeschichte war die Herausgabe der Scheuchzerschen Naturgeschichte, die er mit vielen Anmerkungen bereicherte.

Da er im Vaterlande keiner Beförderung entgegen sah, so gieng er 1743 nach Magdeburg zu einem reichen Kaufmanne, um bei demselben als Hauslehrer eine Stelle anzutreten, die ihm von einem seiner Freunde ausgemittelt worden war. Schon in der Schweiz hatte er sich aus innerer Neigung mit der Erziehung der Kinder abgegeben, und jetzt theilte er der Welt seine Gedanken über die Bildung der Jugend in einer besondern Schrift mit. Er verlebte in Magdeburg einige glückliche Jahre im Umgang mit mehrern verdienstvollen Gelehrten. Hier war es auch, wo sich seine Kenntniß des Schönen, und die Liebe zu den schönen Wissenschaften entwickelte, und hier lernte er auch die Person kennen,

mit der er in der Folge die glücklichste Ehe führte, ein Frauenzimmer, das nach Geist und Herzen eine Zierde ihres Geschlechts war. Er setzte ihr nach ihrem frühen Tode ein schriftliches Denkmal, das beiden Ehre macht.

In Berlin fand Sulzer 1747 eine Anstellung, die seinen Talenten entsprach. Gleim, der damals selbst einer Beförderung entgegen harrte, hatte ihn bei Maupertuis sehr empfohlen, und so wurde er als Professor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium angestellt. Sein Eifer und seine Lehrgaben erwarben ihm auf der einen Seite viele Freunde, aber auf der andern hatte er mit mannigfaltigen Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Seine Verdienste wurden 1750 durch die Aufnahme in die königliche Akademie der Wissenschaften belohnt, und mehrere scharfsinnige Untersuchungen über wichtige Probleme der Psychologie waren die Früchte dieser ehrenvollen Auszeichnung. Aber ununterbrochenes Spekuliren war seinem thätigen Charakter entgegen, daher machte er öfters kleine Reisen, kam an den Hof und verweilte am liebsten im Schooße der Natur. Des Professorlebens müde, bat er den König im Jahr 1763 um die Erlaubniß, seine Stelle niederlegen, und im Vaterlande sein Leben beschließen zu dürfen. Das erstere wurde ihm zwar bewilliget, aber seinen Entschluß, Berlin zu verlassen, änderte der König dadurch, daß er ihm mit einer ansehnlichen Pension zum Professor, und in der Folge zum Director der philosophischen Klasse der Akademie ernannte. In der Folge wurde er auch Visitator des Joachimsthaler Gymnasiums, und zum Gebrauch dieser Lehranstalt sammelte er die bekannten Vorübungen zur Erweckung der

Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, die auch außer ihrer nächsten Bestimmung vielen Nutzen stifteten, jetzt aber allmählich durch zweckmäßigere Lesebücher verdrängt werden.

Das Hauptwerk, welches er im Jahr 1771 als die Frucht eines 20jährigen Nachdenkens herausgab, und wodurch er seinem Namen die Unsterblichkeit sicherte, ist seine allgemeine Theorie der schönen Künste. Kann auch dieses Werk nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen, und bedürfen gleich verschiedene Artikel in demselben einer Berichtigung und Erweiterung, so ist und bleibt doch das Verdienstvolle dieses Unternehmens dadurch unverkennbar, daß Sulzer den ersten Schritt zu einer allgemeinern Uebersicht der Künste und zu einer nähern Bestimmung ihrer einzelnen Bestandtheile that, daß er dabei hauptsächlich auf den Einfluß Rücksicht nahm, den die Kunst auf die Bildung und Veredlung des Menschen haben kann und haben soll, und daß er dem zufolge den Künstler immer auf den höhern Zweck hinzuweisen suchte, den er bei seinem Kunstwerke unverrückt im Auge behalten müsse.

Im Jahr 1771 erhielt Sulzer eine Einladung vom Herzog von Curland nach Mitau, um ihm bei Errichtung eines neuen Gymnasiums beizustehen. Lange schon kränkelte der Philosoph und lehnte deswegen die Einladung ab, entwarf aber doch den Plan zu diesem Gymnasium, der auch gedruckt worden ist, und bemühte sich eifrig um gute Lehrer. Der Herzog honorirte diese Bemühung durch ein Geschenk von 100 Thalern, das er Sulzers beiden Töchtern nach ihres Vaters Tode mit einem verbindlichen Schreiben schickte. Was ihm

seinen kränklichen Zustand am beschwerlichsten machte, war, wie er einem Freunde schrieb, „der Druck der langen Weile“, da er so viele Tage ganz allein, in seine Stube eingeschlossen, zubringen mußte. — „Es kränkt mich, fährt er fort, daß ich in einem Alter, welches eigentlich das goldene Alter so vieler meiner Mitbrüder ist, unbrauchbar seyn soll. Ich fange an, des Lebens überdrüßig zu werden.“ Sein Zeitvertreib war Netze stricken, womit er künftigen Sommer Fische fangen wollte. Zur Erleichterung seiner Leibesbeschwerden machte er im Jahr 1778, auf Hallers Rath, eine Reise in die Schweiz, in die mittägigen Gegenden Frankreichs und in die Lombardei, wovon das interessante Tagebuch gedruckt ist. Auf der Reise selbst befand er sich besser, aber als er nach Berlin zurückgekommen war, wurden seine Beschwerden größer und sichtbar welkte er dahin. Den Tag vor seinem Tode redete er noch mit aller möglichen Heiterkeit des Geistes mit seinen Freunden. Als er einst durch heftige Schmerzen darinn unterbrochen wurde, stieß er einen Schrei aus, setzte aber gleich hinzu: Ach Gott, du bist auch Vater; du wirst mir nicht mehr auflegen, als ich tragen kann. — Und nun fuhr er ruhig fort. Als ihm einer seiner Freunde sagte, er hoffe ihn noch einmal wieder zu sehen, antwortete er sehr gesetzt: ja, auch ich hoffe es; ohne diese Hofnung wäre das Leben ein elender Traum. — Er entschlief sanft am 25sten Februar 1779.

Sulzers Gelehrsamkeit war ein Kind des eigenen Nachdenkens, langen Beobachtens und geübter Empfindung; gemeinnützig und groß, ohne Prunk und Aufwand einer eitlen Belesenheit. „Der Denker, sagt sein

Biograph Blankenburg, und der auf Vervollkommnung des Menschengeschlechts und auf Erhöhung der Glückseligkeit desselben zweckende und losarbeitende Denker zeigt sich in allen seinen Schriften. Mich dünkt, daß fast alle das Gepräge eines Mannes tragen, der nicht, um seinen eigenen Geist zu zeigen, um ihn auszubilden; oder ihn zu beschäftigen, mit einem Wort, der nicht um sein Selbst willen, sondern wirklich um der Sache, oder des gemeinen Besten willen, schrieb; und diese wenige Rücksicht auf sich zeichnet ihn, wie mir dünkt, sehr vortheilhaft von so vielen andern Philosophen aus. Er scheint bei seinen Arbeiten immer zu voll von seiner Materie gewesen zu seyn, um selbstgefällig seyn zu können. — Er hat sich mit philosophischem Scharfsinn in allen Feldern der Gelehrsamkeit umgesehen, und, ob es gleich natürlich war, daß er in einem glücklicher und mehr, als in dem andern bemerkt hatte, so wußte er doch alle unter Einen Gesichtspunkt zu vereinigen.“ Eine brennende Begierde, das erhabene Gefühl des Schönen und Guten in allen Seelen zu erwecken, und Tugend, Geschmack und Menschlichkeit allgemeiner zu machen, stralt aus jedem Gedanken, und jeder Zeile, die er schrieb.

Imma-

Immanuel Kant.

Professor der Philosophie in Königsberg.

Kein Reformator der Welt, selbst Luther nicht ausgenommen, hat mit der stillen Kraft der Feder in einer so kurzen Zeit so viele Herzen erobert, als Kant. Ausgerüstet mit der vollen Kraft einer vorurtheilsfreien Vernunft, wagte er es, sie einerseits von ihrem zu kühnen Auffluge ins Uebersinnliche, und andererseits von ihrem Kriechen im Thale auf den Mittelweg der Wahrheit zurück zu führen und ihr die Redlichkeit zur Begleiterin zu geben, die ihr beständig zurufen mußte: Es ist zwar nicht vieles, was wir auf diesem Wege sehen; es ist aber doch der einzige richtige Standpunkt für menschliche Augen, das Wahre und Wirkliche zu sehen. Alles Uebrige ist Traum oder Hirngespinnst.

Kants Schriften können zwar nur von Gelehrten gelesen und verstanden werden; allein die mehresten von den Wahrheiten, auf welche ihn sein Nachdenken leitete, sind für alle denkende Menschen wichtig. Besonders dachte er über die drei Fragen nach: was kann der Mensch wissen? was soll und darf er thun? und was kann er hoffen und glauben? und fand bei seinem tiefen und unermüdeten Nachdenken unter andern, daß

der Mensch nur von demjenigen, was er durch Erfahrung wahrnehmen kann, im eigentlichen Sinne des Worts, anschauende Erkenntniß haben könne. Gemeinnützig ist aber diese Untersuchung deswegen, weil dadurch alle Grübeleyen und Träumereyen über die unsichtbare Welt für unnütz erklärt werden. Die Frage: was soll der Mensch thun? deren Beantwortung ebenfalls für alle Menschen wichtig ist, war zwar schon vor ihm auf verschiedene Weise beantwortet worden; aber Kant hat doch das Verdienst, daß er die richtige Antwort: wir sollen das, was recht und gut ist, nicht des Nutzens wegen, den wir davon erwarten, sondern vornemlich darum thun, weil es gut, weil es Pflicht ist, oder weil es von dem Gesetze der Vernunft geboten wird, mit Gründen, welche aus der sittlichen Natur des Menschen hergenommen sind, unterstützte. Darauf gründete er die Beantwortung der dritten Frage, welche die sichere Hofnung eines ewigen Lebens und den festen Glauben an einen heiligen Gott betrift.

Um des unsterblichen Mannes ganzes Verdienst zu ermessen, muß man nicht vergessen, daß er nur zum Spaziergang den Fuß aus seiner Vaterstadt setzte, und doch auf unserm Planeten und in allem, was zwischen Himmel und Erden ist, so ausgebreitete und gründliche Kenntnisse besaß, daß er nicht nur über alles zu sprechen, sondern über alles auch neue, oft überraschende und mit dem reinsten Stempel des Genies bezeichnete Bemerkungen ohne alle Vorbereitung mittheilen konnte.

Gebohren wurde er zu Königsberg am 22sten April 1724. Seine Kindheit war allen jenen Mühseligkeiten unterworfen, welchen die Kinder unvermöglicher Eltern aus-

gesetzt sind. Denn seine Eltern waren arm, und wurden nach ihren bürgerlichen Verhältnissen nur zu den sogenannten Kleinbürgern gezählt. Den ersten Unterricht erhielt er in dem Kollegium Friedericianum, einer Schulanstalt, die damals in einem besondern Rufe der Frömmigkeit stand. Er schloß sich hier an einen Jüngling an, der ihm in aller Rücksicht die Stirne bieten konnte. Dieß war David Ruhnken, ein Jüngling, welcher sich später, und als Professor durch seine Gelehrsamkeit rühmlich auszeichnete. Auch Kant machte sich schon früh durch Fleiß und Scharfsinn, so wie durch eine entschiedene Vorliebe für die Literatur der Alten bemerkenswerth.

Schon frühe qualificirte er sich zum Lehrstande, in welchem er auch sein ganzes übriges Leben zubrachte. Er unterrichtete seinen Bruder, und legte sich, nachdem er der älterlichen Vorsorge entlassen, und der Dürftigkeit preis gegeben war, aufs Unterrichtgeben. Als er im Jahr 1755 die akademischen Studien in seiner Vaterstadt vollendet hatte, wurde er Magister der Philosophie, las Kollegien, erhielt 1770 eine ordentliche Professur, und verwaltete sie bis zu seiner Auflösung am 12ten Februar 1804, da er nicht ferne von seinem 80sten Geburtstage war.

Der Gang seiner Schicksale war der einfachste, und seine Lebensweise war es nicht minder. Den größten Theil seines Lebens brachte er damit zu, wie er selbst in der Kritik der reinen Vernunft S. 869 sagt: „Die ganze reine Philosophie (mit Einschluß der Kritik der reinen Vernunft) d. i. die Untersuchung alles dessen, was jemals a priori anerkannt werden kann, als auch

die Darstellung desjenigen, was ein System reiner philosophischer Erkenntnisse dieser Art ausmacht, aber von allem empirischen, ingleichen dem mathematischen Vernunftgebrauche unterschieden ist" zu bearbeiten. Er ließ seine Ideen, nach welchen in den Annalen der Philosophie ein ganzes Jahrhundert bezeichnet werden wird, ein halbes Jahrhundert reifen. Denn seine Prolegomena, womit er den Vorhang aufzog, erschienen erst im Jahre 1784. Seine übrigen unsterblichen Werke, welche nun schnell auf einander folgen, hier herzuzählen, würde überflüssig seyn, da sie allgemein bekannt sind, und der Raum es nicht erlauben würde, mehr als einige Worte davon zu sagen. Dafür wollen wir den Weisen in seinem Privatleben betrachten.

Derjenige Geist der sittlichen Größe, welcher in seinen Werken athmet, begleitete ihn auch auf den Lehrstuhl, in die Gesellschaft, und umwehte ihn in seinem häuslichen Leben. Diese Selbstschätzung oder das immer lebendige Bewußtseyn der Erhabenheit seiner moralischen Anlage war in Kant ein fruchtbarer Stamm, auf welchem mehrere Aeste der schönsten Gesinnungen hervor trieben. In seinem Charakter machte Wahrhaftigkeit einen der Hauptzüge aus. Ihm war Lüge unter allen Gestalten und in jeder Epoche des Lebens das verachtungswürdigste Kennzeichen des Charakters, vor welchem er bei jeder Gelegenheit warnte. Wie er lehrte, so lebte er, ganz nach den Aussprüchen der Vernunft; seine Triebe und Neigungen hatte er ganz in seiner Gewalt. Gegen Arme war er sehr wohlthätig, er unterstützte manchen im Stillen, und theilte beträchtliche Summen seinen dürftigen Verwandten mit. Die Fülle

seines Wohlwollens zeigte sich gegen jeden, der in seinen Kreis kam, und den er mit Rath oder durch die That unterstützen konnte. Um seine Autorschaft oder die Erwerbung eines großen Namens war er nie ängstlich besorgt. Seine Bescheidenheit machte ihn so beliebt im Umgange als achtungswerth in seinen Schriften. Oft lenkte er in Gesellschaften das Gespräch von den wichtigsten ihm so theuren Spekulationen der Philosophie auf solche Gegenstände, von denen er wußte, daß sie der Lieblingsstoff der Anwesenden waren. Theilnehmend unterhielt er sich im Cirkel der Schönen mit Erörterungen des Putzes, der Mode, oder Kinderzucht oder der häuslichen weiblichen Beschäftigungen.

Bei Kants vielen Kenntnissen, bei seiner Neigung zur geselligen Mittheilung, und bei der witzigen und satyrischen Art, seine Farben aufzutragen, ist es kein Wunder, daß er oft Widerspruch müsse erfahren haben. Er disputirte wirklich sehr gern, und man sah es ihm an, mit welcher Lust er sich auf polemische Art mit seiner Philosophie an andern zu reiben, und dadurch manchen Funken der Wahrheit hervorzuschlagen suchte. Aber die Streitigkeiten, wobei es nicht eigentlich um die Wahrheit, sondern um den Beifall der Menge zu thun ist, waren ihm frühzeitig zuwider. Daher nahm er auch an den in ältern Zeiten oft mit vieler Galle geführten akademischen Streitigkeiten nur so viel Antheil, als seine Lage mit sich brachte. Vorzüglich vermied er theologische Streitigkeiten. So wenig er der Religion abgeneigt war, so hielt er doch, wenn man im Disputiren ihn auf dieses Kapitel brachte, mit seinem Widersprechen und überhaupt mit seinen Urtheilen zurück. Am

liebsten ließ er sich mit aufgeklärten Katholiken ein, bei welchen er einen vorzüglich reinen, für die Wahrheit empfanglichen Sinn zu finden glaubte. Doch waren ihm Erörterungen über politische Gegenstände die liebsten. Seine genaue Kenntniß unsers Planeten und der neuesten Veränderungen auf demselben, die er sich durch tägliches Lesen der Zeitungen und Journale gegenwärtig zu halten suchte, gaben ihm hierzu den reichhaltigsten Stoff. Die französische Revolution erregte in dieser Hinsicht das lebhafteste Interesse in ihm. Und nur hierbei vergaß er sich manchmal bis zur Heftigkeit. Wenn er einmal eine politische Meinung bei sich festgesetzt hatte, so hielt es schwer und war fast unmöglich, ihn aus derselben heraus zu disputiren. Hierinn gieng seine Unbiegsamkeit so weit, daß man ihm selbst Facta entgegen setzen konnte, ohne daß es, wenigstens nicht gleich und immer, gelang, ihn von dem abzubringen, was er sich in den Kopf gesetzt hatte.

Kant war nie verheurathet. „Da ich eine Frau brauchen konnte, konnt' ich keine ernähren; und da ich eine ernähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen" sagte der ehrwürdige Greis. Demohngeachtet war er doch kein Feind des weiblichen Geschlechts; er war gern in ihrer Gesellschaft, und schätzte einige unter ihnen mit Herzensfreundschaft. Er hatte die genaueste Kenntniß von allen ihren Angelegenheiten und Beschäftigungen, und konnte eben so ungezwungen und gelehrt mit ihnen über die Kochkunst, den Frauenputz, den Stand der Mode und ihre Unterhaltungen sprechen, als er über Astronomie und Methaphysik dissertirte. Wie sehr er übrigens das schöne Geschlecht ehrte, dieses hat er mit

der vortrefflichsten Darstellungsgabe in seiner Abhandlung: Beobachtungen über das Gefühl des Erhabenen und Schönen, dargethan.

In seinen letzten Jahren gieng Kant, um andern nicht zur Last zu fallen, nicht mehr in Gesellschaft, speiste nicht mehr, wie früher, an einer Table d' hote, sondern zu Hause und lud jedesmal einige Gäste aus seinem Bekanntschaftskreise zu sich. Aber er war nicht mehr der unterhaltende Gesellschafter, als den man ihn früher kannte, und sah es am Ende seiner Tage nicht einmal mehr gerne, wenn man sich, ohne daß er Theil an der Unterhaltung nehmen konnte, bei Tische unterhielt. So wie man aber das Gespräch auf etwas Wissenschaftliches brachte, erwachte sein Geist gleichsam aus seinem Schlummer, und er gab immer die treffendsten Antworten.

Sebastian Mutschelle.

Professor am Lyceum in München.

Das Leben des Weisen ist ein Heiligthum, in welchem uns wirkliche Wahrheiten und Tugenden ungleich lauter und nachdrücklicher ansprechen, als ihre Sinnbilder in den Tempeln von Stein und Gold. Ein solches, an kraftvoller Lehre reiches Leben vollbrachte Mutschelle, dem der Professor Wetller ein schönes Denkmal errichtet hat.

Mutschelle, zu Alleshausen in Baiern am 10ten Januar 1749 gebohren, war der Sohn eines Müllers. Von der Wiege bis ans Grab genoß er einer festen Gesundheit, und zeitig gewahrte man in ihm einen Geist, der sich über das Gemeine erhob. Er war fromm, wie seine Eltern, dabei äußerst lebhaft, immer lustig, sehr leicht aufgebracht, und immer zum Raufen bereit — Auswüchse, die er in reifern Jahren mit dem Muthe des Weisen bekämpfte und glücklich besiegte. Schon im Knaben-Alter kam er in die Jesuiten-Schulen nach München, und da die scharfsichtigen Väter der Gesellschaft die Vorzüge seines Geistes bemerkten, so wußten sie den Wunsch in ihm rege zu machen, ein Mitglied

ihres Ordens zu werden. Er trat im Sept. 1765 in denselben, kam in das Noviziat nach Landsberg; und es gewann das Ansehen, daß er sich ziemlich geschmeidig in die jesuitischen Formen schmiegen würde. Er war unter andern empfehlenden Seiten auch ausgezeichnet fromm und schon jetzt in einem hohen Grade Herr über seine Leidenschaften; daher ward er zu den Gelübden gelassen. Allein der Geist des Ordens vermochte nur wenig über ihn; dafür trat der einsichtsvolle und liebenswürdige Mensch immer mehr in ihm hervor. Er lehrte als Magister in München drei Jahre die erste Grammatik, und gewann die ganze Liebe seiner Schüler.

Nach der Aufhebung des Ordens gieng Mutschelle nach Ingolstadt, verband mit dem theologischen auch das philosophische Studium, ward dann 1776 Privaterzieher in München, und nicht lange nachher Wallfahrtsprediger in Altenöttingen. Allein schon nach 14 Tagen wurde er Pfarrvikar zu Mattigkofen im sogenannten Innviertel, welches damals noch baierisch war. Hier trat er in einen Wirkungskreis, wie ihn sein Herz schon lange gewünscht hatte. Er war Lehrer einer nicht unbeträchtlichen Gemeinde. Er fühlte die Würde des Gedankens, an den Veredlungen des Volks Theil zu nehmen, und arbeitete mit reinem und unermüdetem Eifer auf sein schönes Ziel los.

Mutschelle's Talente entfalteten sich bald in dem Grade, daß man einsah, er sei für ungleich größere Wirkungskreise bestimmt, als ihm bisher zu Theil geworden waren. Er wurde deswegen im Jahr 1779 Kanonikus an dem Kollegiatstifte zu St. Veit in Freising.

und geistlicher Rath in dem dasigen Konsistorium. Nun konnte er in mehrern Richtungen und mit größerm Nachdruck auf die Bildung des Volks wirken; denn nun konnte er auf die Lehrer desselben selbst wirken. Er that es mit der ganzen Treue, mit der er seine Pflicht immer zu thun gewohnt war, und mit dem ganzen Segen, der einer redlichen Pflichterfüllung gewöhnlich zu folgen pflegt. Der ganze Kreis, auf den er wirkte, zeigte bald die Einflüsse der wohlthätigen Macht, unter der er sich befand. Reinere Begriffe kamen in Umlauf, schönere Gefühle erwachten, edlere Gesinnungen faßten Wurzel. Die jungen Geistlichen nannten seinen Namen mit Liebe und Achtung, und verweilten gerne bei seiner Erinnerung. Als er darauf das Schulkommissariat übernahm, regte sich auch in den deutschen Schulen, denen er vorstand, ein neues Leben. Die unzweckmäßigen Schulbücher verschwanden, und zweckmäßigere traten an ihre Stelle. Die Lehrer wurden besser besoldet, der Unterricht unentgeltlich ertheilt, und den armen Schülern wurden überdieß Schulbücher und Schreibmaterialien geschenkt.

Die Feinde des Lichts konnten den Eifer, mit dem Mutschelle die Werke der Finsterniß zerstörte, nicht gleichgültig mit ansehen. Sie verleumdeten und verfolgten ihn so lange, bis er endlich, zum Bedauren aller Guten, seine geistliche Rathsstelle niederlegte, weil er wohl sah, daß er hier nicht mehr wirken konnte. Jetzt betrat er die schriftstellerische Laufbahn, und schrieb seine Geschichte Jesu aus den vier Evangelien in eines geordnet 1784, — Kenntniß und Liebe des Schöpfers aus der Betrach-

tung der Geschöpfe 1785 und Bemerkungen über die sonntäglichen Evangelien 1786. Auf eine ehrenvolle Art wurde er wieder in seine vorigen Stellen zurück berufen, und bald war wieder der Geist sichtbar, der in den neuerdings eingenommenen Kreisen lebte. Das öffentliche Zutrauen lenkte sich vornehmlich auf ihn, und manche der verwickeltsten Geschäfte wurden glücklicher Weise ihm übergeben, da er zu entscheiden verstand wie Wenige, und da er aus reinen Beweggründen entschied, wie noch Wenigere. Für das Schulwesen fuhr er fort mit einem nicht zu ermüdenden Nachdrucke thätig zu sein. Sein Scharfsinn hatte frühzeitig das eigentliche Ziel entdeckt, auf welches alle Erziehung losstreben soll, nehmlich Brauchbarkeit der jugendlichen Anlagen. Er sorgte also dafür, daß in seinen Schulen immer mehr auf diese innere Selbstständigkeit, auf Selbstdenken und Selbstentschließen hingearbeitet wurde. Durch Errichtung von Industrie-Schulen strebte er, die, vorzüglich der Jugend, nothwendige Verbindung zwischen Denken und Handeln zu Stande zu bringen. Die Kinder wurden während ihrer Arbeiten auch zum Singen angeleitet, und es wurde in dieser Absicht eine eigene Sammlung lehrreicher Lieder und Sittensprüche zur Bildung des Geistes und des Herzens zum Drucke befördert.

Von neuem kämpften Neid, Finsterniß und Bosheit gegen die aufblühenden Schulen, und nicht allein in Privatgesprächen, sondern sogar im Beichtstuhle und selbst laut von der Kanzel herab wurde die neue Anstalt mit ihren Lehrern verdächtig gemacht. Ohne sich dadurch irre machen zu lassen, verfolgte Mutschelle seine Bahn,

und fuhr zugleich fort als Schriftsteller zu wirken. Er schrieb das schätzbare Buch über das sittlich Gute; seine Unterredungen eines Vaters mit seinen Kindern, und zum Gebrauch der Schulen seinen christkatholischen Unterricht, wie man gut und selig werden könne. In diesen Schriften drückte sich nun sein Geist schon vorzüglich klar und lebhaft aus. Sie erlebten daher bald mehrere Auflagen. Mit dem angestrengtesten Eifer studirte er ein Jahr lang die kantischen Schriften, und überzeugte sich, daß aus ihnen hohe Weisheit zu holen sey. Auch dieß vermehrte die Zahl seiner Feinde, und da es ihnen endlich gelang, ihn selbst bei der Regierung verdächtig zu machen, so legte er 1793 seine geistliche Raths-Stelle und sein Kanonikat ganz nieder, und übernahm die Pfarrey Baumkirchen, eine Stunde von München. Den ruhigen Tagen, welche er hier verlebte, danken wir seine Bemerkungen über die festtäglichen Evangelien, seine philosophischen Gedanken und Abhandlungen, seine kritischen Beiträge zur Methaphysik u. m. a. In allen diesen Schriften wehte ein Geist, der unwiderstehlich anzog, wenn man unbefangen hinzu trat. Es war ein Geist der Gründlichkeit und der Strenge in einer stets innigern und wunderbarern Umschlingung mit dem Geiste der Klarheit und der Liebe, was aus seinen Schriften, wie aus seinem Leben sprach.

Sechs Jahre hatte Mutschelle bei seiner Pfarrgemeinde zugebracht, und als Seelsorger, Freund und Rathgeber ungemein viel Gutes gewirkt, besonders während des Eindringens französischer Heere in Baiern,

als er den Ruf zur Lehrstelle der theologischen Moral, der Pastoral und der geistlichen Beredsamkeit am churfürstlichen Lyceum zu München erhielt. Ohne sich von seiner Gemeinde zu trennen, übernahm er diese Lehrstelle, und eröfnete das erste Schuljahr mit einer kleinen, aber gehaltvollen Rede über die Frage: Was soll die Schule für die Welt seyn? — wovon die allgemeine Zeitung sehr passend sagte: „Sie enthalte goldene Wahrheiten auf einem silbernen Teller.“ Für seine Schüler fieng er an ein Lehrbuch der theologischen Moral zu schreiben, und zugleich einen Religionsunterricht für die untern Schulen. Aber neue heftige Kämpfe mit seinen Gegnern und die neuen Drangsale des Kriegs erschöpften seine Kräfte vor der Zeit, und er sank am 28sten Nov. 1800 in die Arme des Todes. Der Ausdruck der Empfindung bei seiner Gemeinde war bei seiner Beerdigung so groß, daß selbst die, damals in den dasigen Quatieren befindlichen französischen Krieger, gerührt sagten: Der Entseelte muß ein groser, guter Mann gewesen seyn, weil ihr ihn so sehr bejammert.

Das war Mutschelle nach den zuverläßigsten Zeugnissen. Sein Temperament war sehr heftig und seine Neigungen forderten gewaltig. Allein er bändigte die Heftigkeit des Temperamentes bald, und zeichnete dem Ungestümm der Neigungen bestimmte Grenzen vor. Immer sah man seinen Geist kalt und ernst mitten unter dem Toben der Leidenschaften stehen. Er liebte die Freuden der Tafel und der Gesellschaft überhaupt, ließ sich aber nie verleiten, denselben auf Kosten der Mäßigkeit zu opfern. Er genoß nicht, um zu genießen, sondern um sich zu erholen, d. i. um sich zur neuen Arbeit

zu stärken. War er streng gegen sich, so war er eben so liberal gegen andere. Dieß zeigte er besonders in der Beurtheilung anderer. Da war kein Fehler, den er nicht, wenn auch nicht zu rechtfertigen, wenigstens zu entschuldigen wußte. Das Gute bemerkte er mit dem innigsten Wohlgefallen und zog es hervor. Sein Umgang war äußerst angenehm, und nie ließ er einem Menschen sein Uebergewicht fühlen, denn seine Bescheidenheit war grenzenlos. Er war voll Anekdoten, die er überall passend anzubringen wußte, und herzlicher Frohsinn belebte sein ganzes Thun. Wo er helfen konnte, war er immer bereit, und die Armen hatten an ihm einen Vater, denen er auf jede Art diente. Er machte Proceßschriften und andere Schreiben zum Besten leidender Menschen, und schrieb selbst Druckschriften zu diesem Zwecke.

Die zahlreichen Verehrer des verewigten Weisen vereinigten sich, das Andenken desselben durch die Errichtung eines Schulhauses zu ehren, welches in einer Kolonie unfern München erbaut wurde. Ein passender Gedanke, den Lehrer durch eine Lehranstalt zu ehren!

Salomon Maimon.

Jude zu Berlin.

Die Geschichte seines Lebens, welche dieser tiefdenkende Kopf in einem besondern Werke erzählt hat, entwickelt auf eine anschauliche Art den Gang seiner Geistesbildung, die Methode, sich neue Kenntnisse zu erwerben, die nach und nach angenommene Richtung seines Charakters, das Eigenthümliche seiner Schicksale, und die Resultate seines eigenen fortgesetzten Nachdenkens. Von allem diesem hier nur einige Grundstriche.

Maimon war der Sohn eines orthodoxen Rabbinen, und im Jahr 1753 zu Neschwiz in Litthauen gebohren. Von früher Kindheit an bemerkte man an ihm einen emporstrebenden Geist, der zum Selbstdenken geschaffen war, und sich durch eigene Kraft und Anstrengung den Weg dazu bahnte, ob sich ihm gleich unzählige Schwierigkeiten hiebei entgegen stellten. Sein Aufenthalt mitten unter einem höchst stupiden Volke, sein Mangel an guten Büchern, und allem zweckmäßigen Unterrichte, seine Armuth und das äußere Elend seiner Familie, nebst mehrern andern traurigen Umständen kamen zusammen, um die Schnellkraft seines Geistes auf immer zu hemmen; allein mit dem Anwachs der Schwie-

rigkeiten vermehrte sich sein Muth, sie zu besiegen. Der Funke des Denkens war einmahl in ihm durch einen hohen Grad von Wißbegierde angefacht, und er konnte nun durch nichts mehr ausgelöscht werden. Schon als siebenjähriger Knabe stund er heimlich bei Nacht auf, und las bei einem Stück Kühnholz D. Gans astronomisches Werk, welches seine ganze Aufmerksamkeit fesselte, ob ihn gleich über dessen Inhalt keiner näher belehren konnte. Endlich gelangte er durch wiederholtes Lesen zur Vorstellung vom Himmelsglobus, und verfertigte sich selbst aus geflochtenen Ruthen eine Sphaeram armillarem, mußte aber sein geliebtes Instrument ängstlich vor seinem strengen Vater verbergen, weil ihm dieser blos den Talmud zu studieren befohlen hatte.

Ein Talmudist hat auf alle Aemter und Ehrenstellen der jüdischen Gemeine den ersten Anspruch, er wird beinah von seiner Nation angebetet. Maimon brachte es in diesem Studium so weit, daß er schon im eilften Jahre einen vollkommenen Rabbiner abgeben konnte. Allein dieses Werk sättigte seinen Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit nicht: der viele Unsinn, den es enthält, machte seinen Durst nach reinern Kenntnissen rege; aber es fehlte ihm an allen nöthigen Hülfsmitteln dazu, besonders an Kenntniß mehrerer, und zwar fremder Sprachen. Durch eine bewundernswürdige Anstrengung, und durch einen eisernen Fleiß lernte er endlich deutsche Buchstaben zusammen setzen, die er unter den Alphabeten korpulenter hebräischer Bücher entdeckt hatte; einige Blätter aus einem alten deutschen Buche fielen ihm zufällig in die Hände, und er fieng nun durch eigenes mühsam erworbenes Geschick deutsch zu lesen an. Aber

noch

noch war immer seine Begierde nach Wissenschaften und Kenntnissen nicht vollkommen befriedigt. Er suchte diese Befriedigung in der heiligen Wissenschaft der Juden, in der Kabbala, und ließ sich in die Synagoge heimlich einschließen, um ein kabbalistisches Buch zu lesen, welches der Unterrabbiner des Orts nach dem Gebete in der Synagoge zu lesen, und dann daselbst zu verwahren pflegte. Maimon vergaß darüber Essen und Trinken, und seine Freude war unbeschreiblich, als ihm nachher der Unterrabbiner mehrere kabbalistische Bücher gab. Mitten im Winter machte er einst eine weite Reise zu Fuß zu einem Oberrabbiner, um dessen deutschen Büchervorrath zu nützen, und er fühlte sich unbeschreiblich glücklich, als er von diesem eine alte Optik und Sturms Physik erhielt, aus welcher er die Grundsätze der cartesianischen Philosophie kennen lernte.

Bei diesem unersättlichen Durst zu den Wissenschaften blieben seine äußern Umstände immer noch die traurigsten und dürftigsten von der Welt. Nachdem er, um Frau und Kinder zu ernähren, eine höchst erbärmliche Hofmeisterstelle bei einem unwissenden und plumpen Pächter bekleidet hatte, entschloß er sich, um seiner schrecklichen Lage zu entrinnen, nach Deutschland zu gehen, und in diesem Wohnsitze der Wissenschaften Medicin zu studiren. Ein jüdischer Kaufmann nahm ihn mit nach Königsberg, dann reiste er auf einem Schiffe nach Stettin, und mußte in einer schrecklichen Lage, von Hunger und Durst geplagt, fünf Wochen verweilen. Von Stettin begab er sich zu Fuß nach Frankfurt an der Oder; seine Lage war die traurigste, er hatte keinen Pfennig Zehrgeld bei sich, seine Kleider waren zerrissen,

und seine Sprache konnte niemand verstehen. Um ein elendes Glas voll saures Bier zu trinken, mußte er sein letztes Kleinod — einen eisernen Löffel, im Wirthshause verhandeln. Endlich kam er doch, von einem barmherzigen Juden unterstützt, nach Berlin, dem höchsten Ziele seiner Wünsche und Hofnungen.

Das Schicksal war noch nicht müde, ihn zu verfolgen. Ein boshafter orthodoxer Rabbiner, der von Maimons tiefer rabbinischer Gelehrsamkeit Kunde eingezogen hatte, wußte die Aeltesten der Berlinischen Judengemeinde so zu stimmen, daß dem unglücklichen Wanderer, als einem Betteljuden, der Eingang in der Stadt schlechterdings versagt wurde; der arme Wurm warf sich vor dem Thore auf die Erde nieder, und weinte bitterlich. Er gerieth in ein hitziges Fieber, und wurde ins Armenhaus gebracht. Sobald er genesen war, mußte er ohne Barmherzigkeit fort, und sein tiefes Elend nöthigte ihn, sich an einen Betteljuden anzuschliessen. Unterwegs bemühte er sich, seinem rohen Mitbruder Begriffe von Religion und wahrer Moralität beizubringen, und dieser unterrichtete ihn in der Kunst — zu betteln. Beide setzten ihre Wanderungen nach Polen fort, und hier entschloß sich der unglückliche Maimon, den Bettelstab wegzuwerfen.

Ein Glücksstern schien ihm endlich aufzugehen. Aus dem tiefsten Abgrunde des Elends stieg er zum höchsten äußern Glanze bei seiner Nation, zu dem Ehrenrange eines Oberrabbiners empor. Aber auch hier zog sich ein neues Ungewitter über seinem Haupte zusammen; neue Verfolgungen nöthigten ihn zu einer zweiten Reise nach Berlin. Ein polnischer Jude, der sich des Studirens

wegen hier aufhielt, und noch einige junge Leute aus einer vornehmen jüdischen Familie daselbst, wurden jetzt seine Schutzengel. In einem Butterladen fand er zufälliger Weise Wolfs Metaphysik, die der Krämer eben als Makulatur verbrauchen wollte. Maimon kaufte ihm das Buch für 2 Groschen ab, und fieng dieses Werk an eifrigst zu studiren. Die Zweifel, die ihm beim Lesen aufstießen, setzte er in hebräischer Sprache auf — der einzigen, in der er sich richtig ausdrücken konnte — theilte sie Mendelssohn mit, und wurde von diesem zum Studium der Philosophie sehr aufgemuntert. Nun schrieb er eine metaphysische Disputation in hebräischer Sprache, worinn er die Gründe der geoffenbahrten und natürlichen Religion in Zweifel zog.

Mendelssohn fand bald an ihm einen scharfsinnigen Denker, unterstützte ihn, und verschafte ihm die Bekanntschaft mehrerer aufgeklärten Juden, wodurch sich Berlin vor allen Städten Deutschlands so sehr auszeichnet. Um in der Welt fortzukommen, lernte Maimon, aber nur auf kurze Zeit, die Apothekerkunst. Seine freie Lebensweise und sein Hang zum sinnlichen Vergnügen erregte den Unwillen seiner Freunde, und als ihm Mendelssohn dieß eröfnete, verließ er trotzig Berlin, gieng nach Hamburg und dann nach Amsterdam. Sehr bald wurde er hier als ein Ketzer verschrieen und verachtet, und sein Elend stieg so hoch, daß er sich einst ins Wasser stürzen wollte. Um sein Fortkommen zu finden, entschloß er sich in Hamburg, wohin er wieder zurück kehrte, ein Christ zu werden. Er setzte deshalb seine Meinungen über die christliche Religion mit aller Freimüthigkeit auf, und fragte bei einem Hamburgi-

schen Geistlichen an: ob er nach diesem Bekennthiß wohl getauft werden könne? Eine verneinende Antwort vereitelte das Vorhaben.

Um neuere Sprachen zu lernen, wurde Maimon in Hamburg Gymnasiast, und gieng dann, mit einem höchst schmeichelhaften Testimonium seiner Lehrer versehen, nach Breslau, wo er mit dem berühmten jüdischen Dichter Kuh eine enge Bekanntschaft errichtete, und nach langem planlosen Studiren endlich die Medicin zu seinem Brodstudium wählte. Neue Leiden verfolgten ihn, und trieben ihn wieder nach Berlin, wo er anfangs vom Almosen lebte. Er miethete sich in ein Dachstübchen ein, und fieng an Kants Kritik der reinen Vernunft zu studiren. „Die Art, sagt er, wie ich dieses Werk studirte, ist ganz sonderbar. Bei der ersten Durchlesung bekam ich von jeder Abtheilung eine dunkle Vorstellung, nachher suchte ich diese durch eigenes Nachdenken deutlich zu machen, und also in den Sinn des Verfassers einzudringen, welches das eigentlichste ist, was man, sich in ein System hineindenken, heißt. Da ich mir aber schon vorher auf eben diese Art Spinoza's, Hume's und Leibnitzens Systeme zu eigen gemacht hatte, so war es natürlich, daß ich auf ein Koalitions-System bedacht seyn mußte; dieses fand ich wirklich und setzte es auch in Form von Anmerkungen und Erläuterungen über die Kritik der reinen Vernunft nach und nach auf, so wie dieses System sich bei mir entwickelte, woraus zuletzt meine Transcendental-Philosophie entstand. Hier wird ein jedes der vorerwähnten Systeme so entwickelt, daß daraus der Vereinigungspunkt aller sich leicht ergiebt."

Schon durch diese erste Schrift, die im Jahr 1790 erschien, kündigte er sich als einen scharfsinnigen spekulativen, ja in gewisser Rücksicht originellen Denker an. Allein, alles was er ferner schrieb, trug das Gepräge der Dunkelheit. Er lebte nun in Ruhe, und starb am 24sten November 1800 zu Nieder-Siegersdorf bei Freystadt in Schlesien, auf dem Gute des Grafen von Kalkreuth.

Georg Berkeley.

Bischof von Cloyne in Irland.

Ein scharfsinniger englischer Philosoph, der bei seinen Untersuchungen den Zweck hatte, die Grundursachen der Schwierigkeiten und Irrthümer in den Wissenschaften, des Skepticismus, Atheismus und der Irreligion zu entdecken, und dadurch, daß jene weggeräumt wurden, philosophische Wahrheit, Moralität und Religion aufs neue zu begründen. Nach den idealistischen Grundsätzen, die er annahm, befinden sich sinnliche und materielle Gegenstände nicht außer der Seele und ihrer Vorstellung, sondern in derselben, und sind nichts anders, als auf die Seele durch unmittelbare göttliche Einwirkung, nach gewissen Naturgesetzen gemachte Eindrücke. Berkeleys Grundsätze liegen der Philosophie zum Grunde, die nachher durch Hume so viel Aufsehen gemacht hat. Nur daß sie bei Berkeley keine bloße Zweifeley, sondern der höchste Realism waren. Indem er Wortgespinnste verrachtete, suchte er in Allem desto eifriger das einzig bleibende, Veste, das Maaß der Wahrheit. Eine sonderbare Ebenheit des Geistes und Charakters, die, indem sie unnützen Scharfsinn vermeidet, den feinsten Scharfsinn erfordert, war

die Gabe, die ihn im Leben, wie in Schriften auszeichnet.

Er wurde im Jahr 1684 zu Kilerin in Irland gebohren, und studirte seit seinem 15ten Jahre zu Dublin, zuerst als Pensionair des Dreieinigkeitskollegiums und nachher als Mitglied (Fellow) desselben. Noch ehe er 20 Jahr alt war, schrieb er seine Arithmetik, ohne Algebra aus Euclides demonstrirt, die er 1707 herausgab, und die mehrere neue und sinnreiche Ideen enthält: zwei Jahre darauf erschien seine Theorie des Sehens (Theorie of Vision), deren Grundsätze nicht nur als eine Philosophie dieses edlen Sinnes für Mathematik und Psychologie gelten, sondern auch, indem sie die Begriffe des Gesichts und Gefühls rein und zart unterscheiden, der Plastik d. i. einer Theorie des Tastens Raum gemacht haben. Durch Doctor Cheselden's Erfahrungen an einem Blindgebohrnen, dem das Gesicht gegeben ward, erprobten sie sich thatmäßig; als Grundsätze sind sie durch sich selbst bewährt. Sie führten ihn auf seinen Idealismus, den er in einigen auch durch die Diction ausgezeichneten Schriften (Principles of humane knowledge und Dialogues between Hylas and Philonous) mit ungemeinem Scharfsinn vertheidigte.

Im Jahr 1713 begab sich Berkeley zum erstenmal nach England, und schloß eine vertraute Freundschaft mit Addison, Steele, Pope, Swift, und dem Grafen von Peterborough, welcher letztere, da er als Gesandter nach Sizilien gieng, ihn noch in demselben Jahre mit dorthin nahm als seinen Kaplan und Secretair. Schon im folgenden Jahre kehrte er aber mit dem Grafen nach England zurück, und beglei-

tete einen Herrn Afhe auf einer Reise durch Frankreich und Italien. In dem letztern Lande verweilte er am längsten und liebsten; er studirte hier die Schönheiten der Kunst und der Natur mit dem innigsten Interesse, und bildete insonderheit seinen Geschmack in der Baukunst.

Als er nach England zurück kam, besuchte er Künstler und Handwerker der verschiedensten Art, hielt sich in ihren Werkstätten oft und lange beobachtend auf, nahm an der damaligen Verlegenheit Englands bei dem sogenannten Südseehandel auch als Schriftsteller Antheil, nährte aber ein Lieblingsprojekt, das er, auch als Dechant von Derry (eine Stelle, die 1100 Pfund trug) nicht aufgeben wollte. Er hatte nemlich einen großen Plan entworfen, um die wilden Amerikaner zu bekehren, und zu dem Zwecke ein Kollegium auf den Sommerinseln oder den sogenanten Bermudischen Inseln zu errichten. Er gewann mehrere seiner jüngern Freunde in dem Dreieinigkeits-Kollegium für diesen Plan, that dazu öffentliche Vorschläge, und brachte es durch die eifrigsten Bemühungen und durch Verwendung mehrerer seiner Gönner bei König Georg dem Ersten und dem damaligen Minister Walpole dahin, daß der Plan dem Parlamente vorgelegt, und von demselben eine Summe von 20,000 Pfund Sterl. zu der Unternehmung bewilliget wurde. Auch kam eine ansehnliche Subscription zum Besten derselben zu Stande.

Berkeley, voll Freude über den Fortgang seines Entwurfs, bestieg mit seiner Gemahlin, die er einen Monath vorher geheurathet hatte, und einer ansehnlichen Summe Geldes aus seinem eigenen Vermögen,

und einer Bücherſammlung, im Jahr 1728 das Schiff, kam nach Rhode-Island, ſtand einsweilen den dortigen Geiſtlichen bei, und hatte den Vorſatz, von hieraus auf dem feſten Lande Ländereyen für ſein Kollegium auszukaufen, als nach zwei Jahren vergeblicher Hofnung der Miniſter Walpole ihm ſchrieb — daß aus der verſprochenen Summe nichts würde. Sein Plan ſeine Dechaney und ein groſſer Theil ſeines Vermögens waren alſo dahin; ungekränkten Gemüths theilte Berkeley die mitgebrachten Bücher unter die amerikaniſche Geiſtlichkeit aus, ſchenkte dem Kollegium zu Connecticut ſeine Meierey auf Rhode-Island, kam nach England zurück, gab den Subſcribenten ihr Geld wieder und ſchickte fernerhin Geld und Bücher jenem Welttheil, dem er einmal ſeinen Enthuſiasmus gewidmet hatte.

Indeſſen ſchlief auch für Europa ſein menſchenfreundlicher Geiſt nicht. Er gab nach ſeiner Rückkunft den Alciphron, einen meiſterhaften Dialog in Plato's Manier, heraus, und rechtfertigte dadurch ſeinen wahrhaft philoſophiſchen Geiſt und Charakter bei der Königin Karoline, die ihm wohl wollte, bei der er aber wegen ſeiner frühern Schriften und ſeines Projects, die Amerikaner zu bekehren, als ein träumeriſcher Schwärmer geſchildert war. Durch Vermittlung derſelben wurde er 1734 Biſchof von Cloyne in Irland. Er verſah die Pflichten dieſes Amts mit dem rühmlichſten Eifer; und lebte gewöhnlich in ſeinem Sprengel, außer wenn ihn die Parlementsgeſchäfte nach Dublin riefen. Aber nicht zufrieden, ſeinen Biſchofspflichten ein Genüge zu thun, ſuchte er durch Anſtalten ſowohl als Schriften in dem armen, verlaſſenen

Irland Fleiß und Sittlichkeit empor zu bringen, wie er wußte und konnte. Vielleicht sind seine in dieser Absicht verfaßten Schriften das Beste, obgleich das Unscheinbarste, was er geschrieben: was Swift durch Satyre für Irland selten erzwingen konnte, förderte er durch Fragen und Zweifel, die bleibende, ewigfeste Grundsätze enthalten, ernst und milde*). Und nicht Irland allein dienen sie, sondern jedem Lande, das dem durch Britaniens Uebermacht, im Handel unterjochten, dürftigen Irland gleicht.

Berkeley hatte eine Abhandlung über die Wirkungen des Theerwassers geschrieben, worinn er die Wirkungen desselben auf alle Krankheiten ausdehnte. Er war von dem unfehlbaren Nutzen dieses Arzneimittels so stark überzeugt, daß er auf eigene Kosten unweit seiner Thür ein Krankenhaus erbaute, in welchem ihm alle Armen willkommen waren. Er wartete sie selbst als ein Arzt, theilte ihnen ihr Maaß Theerwasser zu und gab sich mit dem ärmsten Menschen in seinem Krankenhause so viel Mühe, als der Krankenwärter, den er dabei angestellt hatte. Seine Absicht war die edelste, wenn auch der Erfolg, seinen Erwartungen vielleicht nicht ganz entsprochen hat.

Menschenfreundschaft war der Grundstrich seines Charakters, in dessen Lob die edelsten seiner Zeitgenossen übereinstimmen. Der geringste Bauer, innerhalb zehen Meilen seines Kirchsprengels, gieng mit ihm vertraut

---

*) Berkeley's Maxims; Discourse addressed to Magistrates: a Word to the Wise: the Querist u. f. zuerst in seinen Miscellanies, Dublin 1752. dann in der Quartausgabe seiner Werke gesammelt.

um. Diejenigen von ihnen, welche Mangel litten, hatten an seiner Wohlthätigkeit Theil, und die keinen litten, an seiner Freundschaft und an seinem Rathe. Seine Sorgfalt erstreckte sich besonders auch auf die Verbesserung der Oekonomie. Einen Boden, der wüste und unangebaut lag, suchte er mit der äußersten Mühe zu verbessern; und er war beflissen, den Pachtern ein Beispiel der Geschicklichkeit beim Ackerbau zu geben, wie ers schon lange dem ganzen Königreiche von seiner Wohlthätigkeit und Tugend gegeben hatte. Dabei war er kein Hasser unschuldiger Lebensfreuden, besonders war er ein Freund der Musik, und unterhielt beständig einen oder zween Männer in dieser Kunst, um ihn bei müßigen Stunden angenehm zu unterhalten. Mit seinem Einkommen war er vollkommen zufrieden, und als ihm einst der Lord Chesterfield das Bisthum Clogher anbot, das noch einmal so viel eintrug, so lehnte er das Anerbieten mit den Worten ab: ich habe mein Kirchspiel lieb, und es liebt mich. Warum sollt' ich denn also auf meine alten Tagen anfangen, neue Verbindungen zu errichten, und mich von den Freunden losreißen, deren Umgang und Liebe mein größtes Glück ist?"

Da seine Gesundheit mit dem zunehmenden Alter schwächer wurde, so begab er sich mit seiner Familie nach Oxford, auch in der Absicht, die Studien seines Sohnes daselbst zu leiten. Aus Gewissenhaftigkeit wollte er sein bischöfliches Amt zu Cloyne niederlegen. König Georg, dem diese seltene Großmuth

eines Bischofs auffiel, und der dabei den Namen seines alten Bekannten Berkeleys nennen hörte, dispensirte ihn von der Entsagung eines jährlichen Einkommens von 1400 Pfund mit der Freiheit, in Oxford zu leben. Er starb aber das Jahr darauf, den 14ten Januar 1754. Die Vortreflichkeit seines Charakters hat Pope in einem Verse verewigt: To Berkeley every virtue under heaven.

Jean le Rond d'Alembert.

Beständiger Sekretair der französischen Akademie.

D'Alembert war ein Kind der Liebe; aber sein Genie diente ihm statt der glänzendsten Geburt. Wäre er gleich aus dem ältesten Hause in rechtmäßiger Ehe gezeugt worden, so konnte er nicht mehr Ehre erhalten. Die Kaiserin Kathärina suchte ihn, und König Friedrich der Große war sein regelmäßiger Korrespondent. Er war unter Tausenden Einer, der zugleich der Minerva und der Fortuna Gunst erlangte, da diese beiden Göttinnen sonst gemeiniglich auf einander eifersüchtig sind.

Gebohren wurde er zu Paris im Jahr 1717. Seine Mutter war Mademoiselle de Tansin, Kanonissin zu Beaujeu, Schwester des berühmten Kardinals und Erzbischofs zu Lyon, und sein Vater der bekannte Doctor Astruc. Da er in Unehren zur Welt kam, so hatte man nicht Ursache, ihm eine glänzende Laufbahn zu prophezeien; aber sein Genie suchte und fand sie. Er zeichnete sich in der schönen Literatur, in der Philosophie, und besonders in der Mathematik so sehr aus, daß er

bald bemerkt wurde, und Ruhm und Gönner bekam; Seine Verbindung mit Voltairen gab ihm eine neue Merkwürdigkeit, doch hütete er sich in öffentlichen Schriften so weit, wie sein Freund zu gehen, um nicht das Schicksal desselben theilen zu müssen. Vielmehr war er oft dessen Stütze in Paris, und bekam selbst eine Ehre nach der andern. Er wurde zum Mitglied der französischen Akademie, und der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris nach und nach ernannt, und bei der erstern war er eine lange Zeit bis an seinen Tod beständiger Sekretair. Diese Stelle war sonst mit einer schönen Wohnung im Louvre, dem ehemaligen königlichen Schlosse in Paris, verbunden, und die Besoldungen, welche er von seinen Aemtern zog, war ansehnlich genug, ihm Wohlstand und Ueberfluß zu verschaffen. Er erhielt auch außerdem manche Geschenke, und seine mannichfaltigen Schriften brachten ihm auch viel ein. Er lebte also vom Glücke eben so sehr, als vom Ruhme begünstigt.

Die Vornehmsten des Hofes, die Prinzen, die Höchsten und Reichsten des Adels, überhäuften ihn mit Schmeicheleien, und bewarben sich um seinen Umgang, so, daß er lange Zeit der Protektor der Gelehrten und schönen Geister nicht allein in Paris, sondern überhaupt in ganz Frankreich war. Selbst die Marquise von Pompadour war ihm gewogen und hörte auf seine Fürbitten. Unter der Regierung Ludwigs XVI. hielt ihn schon Alter und Schwachheit ab, seinen ehemaligen Einfluß zu behaupten. Indessen war er doch noch immer das Haupt der vornehmsten Parthei der Philosophen und schönen Geister, und in seinen beiden Akade-

mien behielt er immer das Uebergewicht, ob ihm gleich im Publikum die Satyren und beissenden Angriffe Linguets, die ihn auf alle Art lächerlich zu machen suchten, einigen Schaden thaten. Wenn man Linguets Erzählungen und Urtheilen glauben darf, so war d'Alembert durch den häufigen Weihrauch seiner Verehrer und Freunde etwas schwindlicht geworden, und seine ehrgeitzige Herrschsucht schadete allen denen, die ihm nach seiner Meinung nicht genug fröhnten, oder nicht seine Protection, so wie er verlangte, suchten.

D'Alemberts gelehrte Verdienste sind groß und mannichfaltig. In den abstractesten Theilen der Geometrie, und in andern Zweigen der Mathematik machte er mehrere wichtige Entdeckungen. Mit Diderot entwarf er den großen Plan, alle menschlichen Kenntnisse in ein Wörterbuch (Dictionaire Encyclopedique) zu fassen. Diejenigen Artikel, welche die schönen und mechanischen Künste beschreiben, arbeitete Diderot aus, d'Alembert hingegen ist Verfasser der philosophischen Artikel, so wie der gerühmten Vorrede, die sich so sehr durch die Schönheit des Vortrags als durch die Fruchtbarkeit und Gründlichkeit des Inhalts auszeichnet, und die Zöllner treflich verdeutscht hat. (Uebersicht des menschlichen Wissens. Berlin 1790.) D'Alemberts vermischte Schriften (Melanges de Literature, d'Histoire et de Philosophie. V. Vol. Par. 1752) werden zu allen Zeiten von denen mit Vergnügen gelesen werden, die eine geistreiche Lectüre lieben. Ihr Verfasser besaß unstreitig grossen Scharfsinn, und ein ausgezeichnetes Talent, zur Untersuchung und tiefsinniger Erörterung metaphysischer und mathematischer Wahr-

heiten, verbunden mit der Gabe eines blühenden und interessanten Vortrags, obgleich sein Hang zur Paradoxie und seine Eingenommenheit wider manche zur Beruhigung des Forschers wichtige Wahrheiten überall hervorscheint. Auch leiden seine gewiß zu strengen und oft einseitigen Grundsätze über Poesie und Beredsamkeit manche Einschränkung und nähere Bestimmung. In jener vermischten Sammlung ist besonders der Versuch über die Gelehrten ein Muster von feiner und scharfsinniger Erörterung, von freier und edler Denkungsart, und von anziehendem philosophischen Vortrage.

Ausser verschiedenen Fürsten und andern Großen, die d'Alembert als Freund und angenehmen Unterhalter schätzten, führte besonders Friedrich der Große mit ihm (von 1760 — 1783) einen sehr interessanten Briefwechsel, der in des Königs hinterlassenen Werken abgedruckt ist. Friedrich schätzte d'Alembert, allein er hielt ihn für kein Orakel, wie einige glauben. Ja er persiflirt ihn, oft sogar etwas bitter, über die Vorliebe für sein x + y und die Vorzüge, die er den sogenannten höhern Wissenschaften vor der Poesie und Geschichte einräumte. Ueberhaupt war nur eine sehr geringe Uebereinstimmung zwischen der Denkungsart beider Korrespondenten: sie stritten fast über jeden nur etwas wichtigen Punkt; d'Alembert lenkte gemeiniglich ein, aber immer doch so, daß man sieht, er giebt nur deshalb nach, weil sein Opponent — ein König ist. In allen seinen Briefen findet man übrigens viel Feinheit und Eleganz, aber doch auch nicht wenig von dem Bestreben, alles mit einer Wendung zu sagen

und

und den Gedanken mehr errathen zu lassen, als auszudrücken.

D'Alembert hatte sonst Uebel für unzertrennlich vom menschlichen Leben gehalten, so wie mit jeder Reise mancherlei Beschwerden verknüpft sind. Allein in den letzten Monaten unterlag er doch, und wurde fast zur Verzweiflung ungeduldig. Wenige Tage vor seinem Ende fühlte er wieder Ruhe, und nun erzählte der Sterbende mit ehemaliger Heiterkeit und Laune Geschichtchen, durch die er sonst die Gesellschaft so witzig unterhalten hatte, daß alles lachte. Er starb am 29sten October 1783 zu Paris, ohne, wie Voltaire, vorher zu beichten. Daher wurde er ohne alle Begleitung in der Stille auf dem Kirchhofe des Porcherons eingesenkt, weil ihn sein Kirchspiel nicht annehmen wollte.

Johann Toland.

Ein Freidenker.

Der Name Freidenker kam mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in Gang, seit Toland, von seiner Kirche ausgestoßen, sich diesen Namen beilegte, und von nun an mit lautem Hohn so genannt wurde. Seitdem ergossen Swift und andere witzige Köpfe auf die Freidenker ihren Spott; man zählte zu ihnen die verschiedensten, oft sehr achtungswürdige Schriftsteller, und gesellte sie zu den leichtfertigsten Buben. Andere, die den Namen mit Recht verdienten, nannte man nicht so, weil sie zur hohen Kirche gehörten. So ist der Titel ein Netz voll guter und böser Fische geworden, bis man ihn gar fallen ließ und dafür Ungläubige (infidels) sagte. Auf dem festen Lande gieng es mit dem Namen Freigeist (esprit fort) nicht anders. Er hat Narren und Kluge bedeutet, bis seine Zeit auch dahin ist. Das ganze verlebte Jahrhundert zeigt nemlich, daß Freidenker, Freigeister, und wie man sie sonst nennen möge, dem Christenthum lange nicht so gefährlich gewesen, als man sich

im ersten panischen Schrecken einbildete, ja daß sie ihm vielfach nützlich geworden. Nicht nur erweckten sie den Geist der Prüfung und hielten ihn wachsam; sondern sie brachten meistens bessere Schriften hervor, als sie selbst schrieben, bessere, ja gegenseitige Wirkungen, als die sie zur Absicht hatten.

Bei jedem sogenannten Freidenker sollte man billig unterscheiden, was er auch außer seiner Freidenkerei Gutes geleistet, und was er bei jener im Sinne gehabt, von dem, was er unkräftig oder aufgebracht gegen Lehren der Kirche unternahm; im Letztern konnte er ja widerlegt werden. Toland z. B. war unstreitig ein vielbelesener Mann, ein heller Kopf, ein warmer Prüfer, wenn er gleich, durch Verfolgungen erbittert, von Schrift zu Schrift seine Feder in schärferen Essig tauchte.

Er war im Jahr 1670 auf der nördlichsten Halbinsel von Irland gebohren. Ein falsches Gerücht machte ihn zum Bastard eines katholischen Geistlichen; er selbst versicherte: „er sei von der Wiege an im gröbsten Aberglauben erzogen worden, es habe aber Gott gefallen, seine eigene Vernunft zum glücklichen Werkzeuge seiner Bekehrung zu machen.“ Zeitig gieng er zur reformirten Kirche über, und besuchte die Universitäten zu Glasgow und Edinburg. Mit guten Zeugnissen wegen seines Wohlverhaltens versehen, gieng er nach England und dann nach Leiden in Holland, um daselbst unter dem berühmten Spanheim, Trigland ꝛc. seine Studien fortzusetzen. Nach zwei Jahren kehrte er ins Vaterland zurück, und wählte Oxford zum Orte seines Aufenthalts, wo er durch den

Umgang mit gelehrten Männern und durch die Benutzung der öffentlichen Bibliothek seine treflichen Anlagen weiter ausbildete.

Toland verrieth zeitig einen Hang zur Paradoxie, und dieser zeigte sich auch schon in einer seiner ersten Schriften, in der er bewies, „daß die geglaubte Geschichte von dem tragischen Tode des römischen Konsuls Regulus eine Fabel sei.“ Bald unternahm er ein Werk von größerem Umfang, in welchem er zu beweisen suchte, „daß das Christenthum keine Geheimnisse enthalte“ (Christianity not mysterious). Dieses Buch hätte einen nicht nur unschädlichen, sondern wahreren und schöneren Gesichtskreis gewonnen, wenn er seinen Plan im Sinne des Christenthums selbst verfolgt hätte. Denn sagt und behauptet dieß nicht selbst, daß es ein enthülltes Geheimniß, Offenbarung eines bisher verborgen gewesenen göttlichen Raths sei? Sagt sie nicht selbst, die Zeit der Geheimnisse sei vorüber? Hätte jemand ihm friedlich eine Schrift dieses Inhalts vollwichtig und überwiegend entgegen gestellt, was konnte Toland dazu sagen? Das geschah aber nicht; man eiferte gegen ihn auf den Kanzeln, und das Parlament zu Dublin verurtheilte sein Buch zum Feuer, ihn aber zum Gefängniß. Das erstere ward wirklich vollzogen, dem letztern entgieng er durch die Flucht. Vielleicht wäre das Aergerniß weniger groß gewesen, wenn ihn die Eitelkeit nicht verleitet hätte, seine neuen Meinungen überall und vor allerlei Volk laut werden zu lassen und mit Hitze zu verfechten. Kaffeehäuser und öffentliche Orte sind auf jedem Fall keine schicklichen

Gelegenheiten zu ernsthaften Verhandlungen über die wichtigsten Wahrheiten.

Unter Tolands Gegnern zeichnete sich besonders ein gewisser Peter Brown durch unverständigen Eifer und gehässige Insinuationen aus. Er behauptete in einer besondern Schrift. „Toland sei der unversöhnlichste Feind aller geoffenbarten Religion, ein irrender Ritter, das Haupt einer neuen Secte, ein eben so schändlicher Betrüger als Mahomed. „Als ein zweiter Saulus spürte er dem Verfolgten überall nach, um ihn der Obrigkeit in die Hände zu liefern. Dieser Inquisitor wurde hernach Bischof von Cork, und Toland pflegte oft zu sagen: er habe ihn zum Bischof gemacht.

Dem Verfolgten wurde es sauer, seinen Unterhalt zu gewinnen; denn viele rechtgläubige Christen hielten es für eine schwere Sünde, ihm eine Mahlzeit zu reichen. Da er einmal als Freidenker verrufen war, so las man alles, was er ferner schrieb, mit einem eingenommenen Gemüth, und witterte überall Ketzerei. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich aber mehrere, welche der Auszeichnung werth sind, und die das Verdammungsurtheil nicht verdienten, das über sie ausgesprochen wurde. Daß er mit seinem Amyntor, mit seinem Nazarenus, mit seinem Aufsatz vom Ursprung des jüdischen Volks Prüfung veranlassen wollen, sagt er selbst. Das vergangene Jahrhundert hat sie angestellt, und das angetretene wird sie fortsezen: denn geendigt ist die Prüfung bei weitem noch nicht, zu der Toland (nur zu aufgebracht und ungestümm) auffoderte. Entschieden ist es, daß er

mit seinem Leben Miltons, mit seiner Ausgabe von Harringtons Oceana, mit seiner Untersuchung εικων βασιλικη und andern Schriften sich wirkliches Verdienst erworben. Ein grösseres wäre ihm geworden, wenn er, ein gebohrner Irländer, der Gallisch verstand, seine Geschichte der Druiden und der Celtischen Religion hätte ausarbeiten können, oder wenn man überhaupt diesen Kopf besänftigt und in Ruhe genutzt hätte. Jetzt, da er sich gekränkt fand, weil man ihm keine Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ward er eitel, und weil er einmal auf dem Wege der Paradoxien war, verirrte er sich darauf weiter und weiter. Zuletzt, als ihn die Armuth nöthigte, für seinen Unterhalt zu schreiben, schrieb er Schlechtes.

Toland nahm auch einen sehr lebhaften Antheil an den politischen Ereignissen seiner Zeit, und ergriff oft die Feder für die Parthei, zu der er sich geschlagen hatte. Mehr als einmal besuchte er die Höfe zu Hannover und Berlin, und fand eine sehr günstige Aufnahme bei der Churfürstin Sophie und der Königin von Preußen — zwei Fürstinnen, die wegen der Feinheit ihres Verstandes, der Gründlichkeit ihres Urtheils, und der Erhabenheit ihres Genies eine Zierde ihres Geschlechts waren. Sie unterhielten sich über die dunkelsten Gegenstände der Philosophie mit Männern von Verstand und Scharfsinn, deren Meinungen neu und ungewöhnlich waren. Toland hatte oft die Ehre, sich mit ihnen zu unterhalten, und da er sich zu Berlin länger als zu Hannover verweilte, so hatte er oft Gelegenheit der Königin aufzuwarten, die ein Vergnügen darinn fand, ihm Fragen vorzule-

gen, und seine paradoxen Meinungen anzuhören. Dieß veranlaßte ihn, verschiedene Schriften aufzusetzen, und sie der Königin zu überreichen. Auch schrieb er hier eine Nachricht von den Höfen Berlin und Hannover. Sein unruhiger Geist verwickelte ihn in mancherlei Geschäfte. So kam er z. B. einmal nach Wien, um für einen französischen Wechsler, der sich in Holland aufhielt, den Titel eines Reichsgrafen auszuwirken, weil er dessen benöthigt zu seyn glaubte, um sich vor verdrießlichen Händeln, die man ihm hätte machen können, in Sicherheit zu setzen. Er bot zu dem Ende eine große Summe Geldes, allein seine Bemühungen waren vergeblich.

Einige Jahre vor seinem Tode wählte er Putney, nicht weit von London, zu seinem Aufenthalt, und hier starb er den 11ten März 1722. „Während seiner letzten Krankheit, sagt sein Biograph, äußerte er eine philosophische Geduld, eine gänzliche Ergebung in den Willen Gottes und war sehr erfreut über seine herannahende Auflösung. Da er den Tag vor seinem Tode vergnügter, als gewöhnlich zu seyn schien, und sein Freund zu ihm sagte: ich hoffe, es sei besser mit ihm; gab er ihm zur Antwort: mein Herr, ich habe keine andere Hofnung, als auf Gott. „Wenige Minuten vorher, ehe er starb, sah er einige Freunde, die in dem Zimmer waren, starr an, und als man ihn fragte: ob ihm etwas fehle? gab er mit der standhaftesten Entschlossenheit zur Antwort: es fehlt mir nichts, als der Tod.

Die ruhmredig scheinende Grabschrift*), die er sich selbst, wenige Tage vor seinem Tode schrieb, und die ihm so häufig zur Last gelegt wird, ist auch zu entschuldigen. Da niemand der Lebenden ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ, verschafte er sich dieselbe selbst, durch ein Bekenntniß auf seinem Grabe. In der Philosophie war er ein Schüler des Jordano Bruno, aber wie allenthalben ein flüchtiger Schüler.

---

*) H. S. E. Johannes Tolandus, Qui, in Hibernia prope Deriam natus, in Scotia et Hibernia studuit, Quod Oxonii qu que fecit adolescens; Atque Germania plus semel petita, Virilem circa Londinum transegit aetatem. Omnium literarum excultor, Ac linguarum plus decem sciens. Veritatis propugnator, Libertatis assertor: Nullius autem Sectator aut Cliens, Nec minis, nec malis est inflexus, Quin, quam elegit, viam perageret; Utili honestum anteferens. Spiritus cum aethereo patre, A quo prodiit olim, conjungitur. Corpus item, naturae cedens, In materno gremio reponitur. Ipse vero aeternum est resurrecturus, At idem futurus Tolandus nunquam. Natus Nov. 30. — Cetera ex scriptis pete.

Collins. Woolston. Tindal. Mandeville.

Englische Freidenker.

Zu einer Zeit mit Toland oder bald nach ihm traten in England mehrere Männer auf den Kampfplatz, um mit den Waffen des Spottes und des Ernstes die Aufsenwerke oder die Grundpfeiler des Christenthums anzugreifen. Keiner von ihnen besaß Tolands Gelehrsamkeit und Scharfsinn, allein sie veranlaßten manche nützliche Untersuchungen, und stifteten Gutes durch die Schriften, die ihnen entgegen gesetzt wurden. Diese Apologien des Christenthums wurden häufig ins Deutsche übersetzt, und verbreiteten auch bei uns allmählich einen bessern Ton und Geschmack in der Theologie. Ohne diese vielfach-freiere Ansicht der Dinge säßen wir vielleicht noch auf den Schulbänken der lateinischen alten Dogmatik.

Anton Collins ist in vieler Hinsicht ein achtungswürdiger Mann, ausgezeichnet durch strenge Sittlichkeit und ächte Menschenliebe; aber den Materien, über die er schrieb, war er nicht gewachsen. Sein Geburtsort ist Heston in der Grafschaft Middlesex, wo er im

Jahr 1676 zur Welt kam. Als der Sohn sehr wohlhabender Eltern studirte er zuerst zu Cambridge, dann in dem Kollegium der Rechtsgelehrten zu London, allein er verließ dieses Institut bald wieder, weil er dem Rechtsstudium keinen Geschmack abgewinnen konnte. Das Verderben unter den Christen, und der Verfolgungsgeist der Geistlichkeit flößte ihm ein Vorurtheil gegen das Christenthum ein, und führte ihn endlich auf den Gedanken, es dürfte bei seiner jetzigen Beschaffenheit dem Menschengeschlechte eher schädlich als nützlich seyn. In verschiedenen Schriften, die er herausgab, witterte man bereits heterodoxe Meinungen, als seine Abhandlung vom Freidenken die Geistlichkeit in vollen Harnisch brachte, da er ihr eine Menge Sünden zur Last legte. Und was er in der Folge gegen die Weissagungen und die Glaubwürdigkeit des alten Testaments schrieb, war nicht dazu geeignet, ihn mit den Lehrern des Christenthums auszusöhnen.

Bei allen Stürmen, die über Collins losbrachen, blieb doch sein Charakter unangetastet, und selbst seine erbittertsten Feinde mußten diesem Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er verwaltete das Amt eines Schatzmeisters der Grafschaft Essex, und tilgte in wenig Jahren, zum Theil aus eigenen Mitteln, die Schulden, die sich unter seinen Vorwesern hoch aufgethürmt hatten. Im Umgange war er höflich und bescheiden, ein Freund der Keuschheit und Mäßigkeit, mitleidig und gutthätig, auch gegen die, die in Religionssachen anders dachten, als er. Man hat versichert, daß er sogar seine Gegner, um ihn zu widerlegen, mit Büchern versehen, und ihnen gezeigt habe, wie sie ihren Beweisen alle mög-

liche Stärke, deren sie fähig waren, geben könnten. Er stund daher auch in besonderem Ansehen, und war drei bis viermal Mitglied des Parlements. In seinem Testamente bedachte er einen seiner Gegner und den Uebersetzer einer gegen ihn erschienenen Schrift mit ansehnlichen Vermächtnissen, und die Armen seines Geburtsorts setzte er zu Erben seiner in der Grafschaft Essex hinterlassenen Güter ein.

Merkwürdig ist es, daß Collins alle seine zahlreichen Schriften anonym erscheinen ließ. Seine Gesundheit nahm einige Jahre vor seinem Tode sehr ab, welcher durch einen heftigen Anfall von Steinschmerzen verursacht ward, und am 13. December 1729 erfolgte.

Thomas Woolston, aus Northampton gebürtig, und im Jahr 1667 gebohren, hatte ein weniger günstiges Loos, obgleich auch er bei einigen Schwächen, ein biederer, wohlmeinender Mann war. Er verwaltete das Amt eines Lehrers der Theologie zu Cambridge, und war ein Mitglied des Sidney-Kollegiums daselbst. Nie war es seine Absicht, den Feinden der Religion einen Dienst zu thun, und die Waffen für sie zu führen; vielmehr gab er selbst Schriften zur Vertheidigung der Religion heraus. Allein seine Art zu studiren führte ihn auf Irrwege. Er war ein Mann von starker Einbildungskraft, schwachem Verstande und mittelmäßiger Gelehrsamkeit, der aber viel Ehrgeiz hatte, und nach einem hohen Posten in der englischen Kirche trachtete, den man aber ohne vorzügliche Bekanntschaft mit der Geschichte der alten Kirche und den Kirchenvätern nicht leicht erlangen kann. Er las also die Kirchenväter mit dem größten Eifer, und dieses Lesen verwirrte seinen

Kopf. Ueber dem Lesen der allegorisirenden Kirchenväter ward er selbst ein Allegorist, und behauptete, daß die Geschichte des alten und neuen Testaments eine Allegorie, oder eine moralische Fabel wäre. Diese trug er hauptsächlich in zwei Büchern vor: die alte Apologie 1703 und Untersuchungen über die Wunder 1726; hatte aber dabei die Unklugheit, vieles von Miethgeistlichen zu schreiben, und diese dadurch gegen sich zu reizen. Daher wurde er angeklagt, und zu einem jährigen Gefängnisse, wie auch hundert Pfund Sterling Strafe verdammt.

Außer dieser gerichtlichen Widerlegung fand Woolston auch schriftliche Gegner. Unter andern suchte der Bischof Smalbroke das Wunder mit den Schweinen zu retten, zählte zu diesem Ende die Teufel und die Schweine ganz genau, und fand, daß Ein Schwein mehr war, als Teufel, folglich zwei Schweine nur einen Teufel hatten, und dieser in zwei Hälften getheilt werden mußte! — Selbst der Eifer alter Weiber entbrannte gegen ihn. Denn einst begegnete ihm eine Frau, die ihn, als eine wahre Polemikerin, ausschalt. „Wie ist's möglich, daß du, Schurke, dem Galgen bisher entgangen bist?“ — Aber meine liebe Frau, ich kenne euch nicht. Wie konnte ich dann euch beleidigen? — „Hast du nicht die Religion angegriffen? Giebst du nicht den Juden, die über deine Bücher frohlocken, Wehr und Waffen gegen uns Christen in die Hände? — Vermuthlich hatte die Alte dieß in der letzten Predigt ihres Pfarrers gehört.

Gerichtliche Verfolgungen erhitzten Woolstons ohnedies warmen Kopf noch mehr; er mußte zum zwei-

temmal ins Gefängniß wandern, und hier starb er am 27. Jan. 1733. Er war exemplarisch sanftmüthig und mäßig. Er pflegte zu sagen: wenn er des Jahrs nicht mehr als 60 Pfund hätte, so wüßte er nicht, wie er sie ausgeben sollte. Als ein niedriger Böswicht ihn mit einem garstigen Pasquill angegriffen hatte, und man ihm rieth, diesen gerichtlich zu verfolgen, erkundigte er sich nach seinen Umständen. Da er vernahm, er habe eine Familie und sey in dürftigen Umständen, sagte er: „wenn ich die armen Geschöpfe durch gerichtliche Verfolgung an den Bettelstab bringe, machte mir nicht ihr Elend mehrern Kummer, als eine gerechte Verfolgung gegen meinen Beleidiger mir Vergnügen verschaffen könnte?“ So unterließ ers. — Ein solcher Mann starb, gesuchter Allegorien wegen — im Gefängniß!

Matthäus Tindal behauptet nicht mit Ehren seine Stelle neben Collins und Woolston, ob man ihm gleich das Lob des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit nicht verweigern kann. Er war ein eifriger Apostel der natürlichen Religion, aber sein Wandel gereichte seinen Grundsätzen zu keiner Empfehlung. Als der Sohn eines Predigers wurde er am 10. April 1655 zu Beer-Ferrers in Devonshire gebohren. Er studirte zu Oxford, und wurde hier Doctor der Rechte. Unter Jakob „wurde er katholisch, unter Wilhelm III. wieder Protestant. Unter jenem ertheilte er alle Rechte dem Souverain, unter diesem der Kirche. So wechselte er Parthei und Meinungen nach der Windfahne des Interesses.

Tindal griff die Offenbarung auf eine feine Weise an, und Gelegenheit zu diesem Angriffe gab sein im Jahr 1707 erschienenes Werk von den Rechten und Privile-

gien der christlichen Kirche. Durch einige allzueifrige Vertheidiger der Rechte der bischöflichen Kirche gereizt, unternahm ers, die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung zu bestreiten, und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion zu behaupten. Einige unvorsichtige Ausdrücke der Freunde des Christenthums, welche dieses für nichts weiter, als eine neue Bekanntmachung der natürlichen Religion, erklärt hatten, gaben ihm Gelegenheit, seinem Beweise mehr Schein und Gewicht beizulegen. Ist, schloß er, die biblische Offenbarung blos eine Wiederholung der natürlichen, so ist sie ganz unnöthig, folglich auch erdichtet. Denn der weise Gott kann nie ohne Noth Wunderwerke thun. Und dieses trug er in dem Buche vor: Das Christenthum so alt, als die Welt. Nebenher suchte er die Hauptgründe, worauf das göttliche Ansehen der Bibel gebaut ist, und besonders den Beweis der Wunder zu schwächen, beschuldigt unsere Offenbarung der Dunkelheit, und streut eine Menge von Einwürfen gegen einzelne Stellen der Bibel, vorzüglich des alten Testaments, ein. Das Buch wurde von den Deisten begierig verschlungen, und steht noch heut zu Tage in solchem Ansehen unter ihnen, daß man es die Bibel der Deisten nennt, so wie die Schrift Collins über die Freidenkerei den Katechismus derselben.

Wie viele scharfe und stumpfe, gründliche und oberflächliche Federn, besonders der englischen Bischöffe, dieses Buch in Bewegung setzte, läßt sich denken. Die schlechtesten Waffen ergriffen diejenigen, die Tindaln dadurch am besten zu widerlegen dachten, wenn sie behaupteten, bei der Religion bedürfe es gar keiner Ver-

nunft, und Glaube und Vernunft seyen einander ganz entgegen gesetzte Dinge. — Das Buch erschien als erster Theil zum erstenmal 1730 und wurde 1731, 32. 33, letztere beidemal vermehrt, wieder aufgelegt, der zweite Theil aber kam nie zu Tage. Tindal starb am 16ten August 1733 zu Oxford als Senior des Kollegii aller Seelen.

Einen andern Weg, das Christenthum anzugreifen, wählte Bernhard von Mandeville, ein holländischer Arzt aus Dordrecht, der aber als ein naturalisirter Engländer den größten Theil seines Lebens in London zubrachte, wo er auch im Jahr 1733 starb. Er griff den moralischen Theil der christlichen Religion an, vor welchem sonst billiger denkende Unglaubige doch noch Ehrerbietung haben, und stellte die Tugend, welche das Christenthum predigt, so vor, als wenn sie allen Besitz und Genuß der Ehre, Reichthümer und Vergnügungen schlechterdings als lasterhaft verdammte, und dagegen ihren Anhängern geböte, in Einöden zu leben und melancholisch nach dem Himmel zu blicken, woraus er den Schluß zog, daß die christliche Moral eine Pest für den Staat und die menschliche Gesellschaft sei. Dieß that er in der berüchtigten Fabel von den Bienen, die beim ersten Abdruck 1706 nur 26 Seiten einnahm, im Jahr 1714 aber mit Anmerkungen durchs ganze Alphabet hindurch, mit Untersuchungen über den Ursprung der sittlichen Tugend, über die Beschaffenheit der menschlichen Gesellschaft, über die Christenliebe und Armenschulen, späterhin mit Gesprächen über die Ehre, über die Nutzbarkeit des Christenthums im Kriege u. s. dergestalt vermehrt wurde, daß ihre französische Ueberfetzung

vier Bändchen füllet; des Autors freie Gedanken über Religion, Kirche, Staat und Glück der Völker ungerechnet. Wie mehrmals, so ward auch hier aus einem verfehlten Spaß ein greulicher Ernst gemacht, und damit das Vergnügen der Zuhörenden nicht eben vermehrt.

„Ein Bienenschwarm — so dichtete Mandeville, hatte alle Laster, die nur irgend unter Menschen seyn können, und befand sich doch dabei in dem höchsten Flor. Sie kamen auf den Einfall, durch die Tugend noch glücklicher zu werden. Die Götter erfüllten ihr Gebet. Plötzlich hörten alle Künste und Gewerbe auf; der Schwarm nahm zusehends ab; die wenigen übrigen waren arm und elend, und der ganze kleine Rest ward endlich genöthigt, den schönen Bienenstock zu verlassen, und sich in eine hole Eiche zu verkriechen.

Das Tugendsystem, das Mandeville seinem Bienenschwarm andichtete, war freilich nicht das christliche, sondern das System der Schwärmer; daher war es leicht, die Lästerungen des entweder unwissenden, oder boshaften und unredlichen Schriftstellers zu widerlegen, und seine Lästerschrift auf die christliche Moral konnte ihr nur bei denen schaden, welche diese entweder nicht kannten oder nicht kennen wollten.

Johann Albert d'Archambaud, Graf von Buquoy.

Hannövrischer Pensionnär.

Ein Abentheurer, der es in Absicht auf wunderseltsame Schicksale mit jedem Romanhelden aufnehmen kann. Er stammte aus einem vornehmen Geschlechte in Champagne, das seinen Ursprung von den Königen von Schottland ableitete. Er wurde bald nach dem Jahre 1650 gebohren; da er aber seine Eltern schon im vierten Jahre verlor, so wurde seine Erziehung wahrscheinlich verwahrlost, und daher mag es wohl rühren, daß sein von Natur ungemein lebhafter Charakter zeitlebens eine schiefe Richtung behielt. Bis ins 17te Jahr beschäftigte er sich mit den Wissenschaften und andern seinem Stande angemessenen Uebungen; dann nahm er Kriegsdienste, und lebte in diesem Stande fünf Jahre lang lustig und ausgelassen. Eine Gefahr, in die er plötzlich gerieth, brachte ihn zur Besinnung, und er gelobte anders zu werden, wenn ihm geholfen würde. Das letztere erfolgte, und nun — verfiel er von einer Thorheit in die andere.

Aus einem Freygeist wurde Buquoy ein schwärmender Heiliger, aus einem Soldaten ein Karthäu-

fer, aus einem Mönche ein Menschenfeind, aus einem Menschenfeinde ein büßender Wandersmann, hernach ein elender Schulmeister, ferner ein Glaubenslehrer, ein Weltmann, ein Menschenfreund, ein Aufrührer, ein Gefangener, ein Flüchtling, ein Staatsmann und Hofmann. Sein Haß gegen die Welt gieng in jüngern Jahren so weit, daß ihm der Karthäuser-Orden noch zu profan schien. Deswegen gieng er unter die Trappisten, und vermehrte die Härte seines neuen Standes noch durch allerlei willkührliche Zusätze. So machte er sichs zum Gesetz, unaufhörlich an Gott zu denken, und so oft ihm ein anderer Gedanke einfallen würde, den Finger auf die Erde zu halten. Da dieß bei seiner lebhaften Gemüthsart sehr oft geschehen mußte, so ward er durch diese und andere Kasteyungen so abgemattet, daß auch sein Leben in Gefahr kam. Da er nun eben nicht Willens war, der Welt gerade auf diese Art abzusterben, so bildete er sich ein, daß er zur Betrachtung himmlischer Dinge noch nicht geschickt genug sei, und beschloß sich dazu auf eine oder die andere Art vorzubereiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft half ihm sehr bald aus der Verlegenheit. Er besann sich, daß es Heilige genug gegeben habe, welche sich eben nicht zwischen vier Mauren zu einem ewigen Stillschweigen verurtheilt hätten; er beschloß daher ebenfalls, die Welt zu Fuß zu durchwandern. Als er auf dem Wege nach Paris in einem Weinberge eine Traube zu seiner Erquickung abbrach, und die Hüter ihn hierüber erwischten, und ihn mit harten Worten angriffen, so zog er

auf sie den Degen. Diese That reute ihn bald so sehr, daß er seinen bordirten Rock gegen die Kleider des ersten Bettlers vertauschte, der ihm begegnete, und darinn seine bußfertige Wallfahrt fortsetzte. Er hielt sich einige Zeit unbekannt als ein Schulmeister zu Roan auf, und ließ sich le Mort d. i. den Todten nennen. Allein seine witzige Einfälle ließen ihn nicht verborgen bleiben. Die Jesuiten hielten ihn für ein geschicktes Werkzeug zur Ausführung ihrer Plane, und suchten ihn deswegen an sich zu locken; aber er widerstund, weil er nun einmal mit der Welt nichts weiter zu thun haben wollte. Kaum war diese Versuchung überstanden, so entdeckte ihn ein Offizier, der ihn ehedem gekannt hatte, und da die Achtung, welche er sich bereits erworben hatte dadurch nur vermehrt wurde, so bewog ihn dieß, sich dem lauten Beifalle der Welt zu entziehen, und sich in das Seminarium für Fremde zu Paris zu begeben.

Hier wurde er gefährlich krank und konnte vier Jahre lang das Zimmer nicht verlassen. Nach seiner Genesung suchte er in der Vorstadt des heiligen Antonius eine geistliche Gesellschaft aufzurichten, deren Endzweck dahin gehen sollte, die Wahrheit der Religion zu beweisen. Indem er aber die Einwürfe, die man ihm machte, widerlegen wollte, blieb er selbst im Zweifel stecken. Besonders fiel ihm auf, daß er bisher noch keine Wunder habe thun können, ob er gleich keinem Heiligen in der Welt an frommen Unsinn etwas nachgegeben habe. Er fieng also damit an, daß er die Wunder der Heiligen leugnete, und beschloß mit dem völligen Unglauben in Ansehung aller Religion; kurz, er ward wieder ein so

erklärter Freigeist, als er vor 20 Jahren nur immer gewesen war.

Da die Andächtelei jetzt keine Reitze mehr für ihn haben konnte, so faßte er den Entschluß, sich wieder mit der Welt auszusöhnen, und statt der kirchlichen Abentheuer auf weltliche auszugehen. Eine geistliche Pfründe, die ihm damals zufiel, schlug er ohne Bedenken aus, und nahm dagegen Kriegsdienste. Er war 1704 in dem Treffen bei Höchstädt, und da er nach demselben Gelegenheit zu sehen glaubte, sowohl sein persönliches Glück zu machen, als auch seiner Familie wieder aufzuhelfen, so beschloß er ein eigenes Regiment anzuwerben. Seine Lebhaftigkeit, sein Witz und die Leichtigkeit, mit der er über alles, selbst über gelehrte und philosophische Gegenstände zu schwatzen wußte, und die man in der großen Welt gewöhnlich Philosophie nennt, erwarb ihm unter den Großen Gönner und Freunde, und er war eben im Begrif, die Früchte davon zu erndten, als sein seltsamer Humor und seine gewöhnliche Unbesonnenheit alles wieder verdarb.

Zu eben der Zeit, da er sich die Gunst Ludwigs XIV. erwerben wollte, deklamirte er laut gegen die Bedrückungen desselben, und brachte sich dadurch ins Gefängniß. Da sich sein Proceß in die Länge zog, setzte er sich selbst in Freiheit, streifte drei Vierteljahre in und um Paris herum, und hatte die Verwegenheit, dem Könige eine Bittschrift nach der andern übergeben zu lassen, worinn er sich zu rechtfertigen suchte und um ein unpartheiisches Gehör bat. Erst da er sah, daß auf diesem Wege nichts auszurichten wäre, beschloß er aus dem Lande zu gehen; allein er wurde an der Grenze

angehalten und in die Bastille gebracht. Eine Errettung aus diesem fürchterlichen Gefängnisse schien unmöglich zu seyn; allein Buquoy's Verwegenheit dünkte es nicht so, und da er des Verhaftes und der Gefängnisse jetzt bereits gewohnt war, so sah er sich schon bei dem ersten Eintritt in den Hof dieses schrecklichen Gefängnisses auf allen Seiten um, machte sich mit der Lage des Ortes bekannt, und nach Besiegung zahlloser Schwierigkeiten entkam er glücklich. Ihrer Seltenheit wegen wurde diese Flucht für etwas Außerordentliches angesehen, und sie machte in Paris so viel Aufsehen, als sie in der Bastille selbst Zerrüttung verursachte.

Buquoy entkam glücklich in die Schweiz, und suchte hier durch den französischen Gesandten sich mit dem Hofe wieder auszusöhnen; da er aber seinen Zweck nicht erreichen konnte, so entwarf er den chimärischen Plan, Frankreich zu einer freien Republik zu machen, oder wenigstens die unumschränkte Gewalt daraus zu verbannen. Mit diesem Entwurfe besuchte er einige deutsche Höfe, welche damals Frankreich nicht wohl wollten, und begab sich nach Holland, wo er von seinem Vorhaben ein lautes Geschrei machte, und alle Minister der damals mit Frankreich im Krieg verwickelten Mächte mit in seinen Plan zu verwickeln suchte. Vermuthlich merkten sie, wo es dem Phantasten fehlte, aber im Kriege ist alles willkommen, was dem Gegner schaden kann, und daher scheint es, daß einige Minister ihm Beifall gaben. Allein es wurde im Jahr 1717 Friede, und die Projektenmacher fanden weiter kein Gehör.

Buquoy ward indessen mit dem Feldmarschall von Schulenburg bekannt, der ihn an einigen deutschen

Höfen einführte, wo man sich seine Gabe zu schwatzen eine zeitlang gefallen ließ, und ihn dann mit einem Zehrpfennig weiter schickte. So hielt er sich einige Zeit zu Dresden und zu Braunschweig auf. Am besten glückte es ihm zu Hannover, wo er endlich Ruhe und eine Pension fand. Wegen seiner boshaften Zunge und seiner schmutzigen Kargheit, welche so weit gieng, daß er sich zuletzt auch den Bart wachsen ließ, ward er in Hannover von jedermann gehaßt und verachtet, und in diesen Umständen starb er plötzlich am 14ten November 1740, in einem Alter von fast 90 Jahren. Der Widerspruch, den man in seinem Leben zu finden glaubt, löst sich am Ende in folgenden Hauptzügen seines Charakters auf, die unruhiger Stolz, mit Schwärmerei versetzt, waren. Letztere grenzte wohl nahe an das Gebiete der Narrheit.

Dieser Queerkopf hat auch einiges über Moral, Religion und Politik geschrieben. Da aber seine Schriften meistens nur aus einem, oder nur wenigen Bogen bestehen, so haben sie sich aus dem Umlaufe fast verloren. Ihre Titel sind: Gedanken über die Existenz Gottes; der wahre Geist des Ruhms; die Stärke des Geistes oder der schöne Tod; Betrachtungen über Tod und Ruhm ꝛc.

Julien Offray de la Mettrie.

Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Ein Freigeist von der schlimmsten Art, dessen Lehren so wenig Werth haben, als sein Wandel. Er war der Sohn eines Kaufmanns, und im Jahr 1709 zu St. Malo gebohren. In seiner Jugend verrieth er eine vorzügliche Neigung zu den schönen Wissenschaften und zur Dichtkunst, allein nach dem Willen seines Vaters mußte er die Theologie studiren. Das that er wirklich; er wurde ein eifriger Jansenist und vertheidigte diese Parthei in einer Schrift, die Aufsehen erregte. Aber la Mettrie ist weder das erste noch das einzige Beispiel in der Geschichte, woraus erhellet, wie leicht es sey, vom Rigorismus einer Religionsparthei, der immer eine starke Mischung von Aberglauben hat, zuerst in Religionshaß, und dann in gänzlichen Unglauben zu verfallen.

Bei der Flüchtigkeit seines Charakters und einer starken Neigung zur Wollust verließ der junge Jansenist die theologische Laufbahn und beschloß Arzt zu werden. Zuerst gieng er nach Reims, und als er schon den Doctorhut erhalten hatte, wandte er sich nach Leiden, um den berühmten Boerhave zu hören. Einige Jahre lang

gab er sich nun mit der medicinischen Schriftstellerei ab, ohne dadurch seinem Namen einige Celebrität zu erwerben, weil seine Kenntnisse nur oberflächlich und ein schwacher Nachhall von dem waren, was er flüchtig gehört oder gelesen hatte. Endlich fand er doch einen Gönner an dem Herzog von Grammont, der ihn im Jahr 1742 zu seinem Regimentsarzt ernannte. Diesen begleitete er zu Felde und war mit ihm in der Schlacht bei Dettingen und bei der Belagerung von Freyburg. Damals fiel er in ein hitziges Fieber, und während dieser Krankheit glaubte er die Entdeckung gemacht zu haben: daß das Vermögen zu denken nichts anders sey, als eine Folge der Organisation der Maschine unsers Körpers. Sobald er gesund worden war, bildete er seine paradoxen Meinungen weiter aus, und schrieb eine Naturgeschichte der Seele (Histoire naturelle de l'ame), ein Buch, dessen Einfluß auf Tugend und Sittlichkeit nicht anders als nachtheilig seyn konnte. Er behauptete darinn die Materialität und Sterblichkeit der Seele, und versicherte, daß die großen Affen in Afrika, vermöge der Organisation ihres Gehirns durch Unterricht zum Grade menschlicher Empfindungen gelangen könnten.

Es war sehr natürlich, daß solche Behauptungen nicht unangefochten blieben. Das Buch wurde zu Paris vom Scharfrichter verbrannt, und la Mettrie verlor seine Stelle. Aufgebracht über seine Gegner, vornehmlich die Aerzte, suchte er sich an ihnen durch eine Satire (Ouvrage de Penelope, ou Machiavel en Medicine) zu reichen, die jetzt selten geworden ist.

Unstet und flüchtig wanderte der Verfolgte, der die Zahl seiner Feinde durch die erwähnte Satire noch sehr

vermehrt hatte, einige Zeit umher, und kam endlich im Jahr 1746 nach Leiden, wo er sein berüchtigtes Buch l'homme machine heraus gab. Jedem Freunde des Wahren und Guten, dem das Wohl der Menschheit nicht gleichgültig war, mußte es wehe thun, daß ein Schriftsteller alle Künste der Beredsamkeit, Trugschlüsse, Verdrehungen ꝛc. aufbot, um jede Triebfeder des Guten zu lähmen, und der Verbreitung edler Grundsätze entgegen zu arbeiten. Das war la Mettries Zweck. Er lehrte in seinen Schriften den gröbsten Materialismus und bestritt zugleich alle Sittlichkeit. Der Mensch ist ihm nichts als Materie, eine bloße Maschine, eine Pflanze, die fortwächst, wie es ihre Organisation mit sich bringt, und die mit dem Tode wieder aufhört. Freiheit, Tugend und Laster sind leere Töne. Gewissen, diese Frucht der Auferziehung und der Strafen unsrer Kindheit, Gericht, Gott, sind Hirngespinste, durch die sich kein Vernünftiger schrecken läßt. Dieser fürchtet nichts als den Henker, und sorgt für nichts, als wie er seine Lüste befriedige. Denn in diesen sinnlichen Lüsten, besonders in der Wollust, welche die Liebe verschaft, besteht das wahre Glück des Menschen.

La Mettrie hatte die Unverschämtheit, eine Schrift, die solche Lehren verbreitete, dem religiösen und gelehrten Haller zuzueignen, den er darinn seinen Freund, Landsmann und Lehrer nennt, unter dem er disputirt, und den er in Sauf- und andere schändliche Häuser begleitet habe. Haller beklagte sich laut über diese schändlichen Verläumdungen, bewirkte aber nichts anders, als daß la Mettrie eine Brochüre (le petit homme à longue queue) gegen ihn schrieb, worinn er

die vorigen Beleidigungen mit den frechsten Erdichtungen häufte. Er schmiedete nemlich eine Geschichte, wie er mit Hallern in einem Hurenhause zusammen gekommen, und wie dieser ihn daselbst versichert habe, er glaube keinen Gott.

Aus seinem Vaterlande verbannt irrte la Mettrie lange in Holland umher, bis er endlich in Berlin eine Ruhestätte fand. König Friedrich II, der den seltsamen Menschen kennen zu lernen wünschte, hatte ihn zu sich berufen, zu seinem Vorleser gemacht, und ihn eine Stelle in der Akademie der Wissenschaften eingeräumt. Er ergötzte den König durch seine Talente zum Vorlesen, und belebte die Gesellschaften der Vornehmen durch seinen aufgeweckten Humor und seine muntern Einfälle, die aber gar oft in Bouffonnerie und Harlekinaden ausarteten, so das er sich kein Bedenken machte, in einem Anfalle von Narrheit die Perücke auf den Boden zu werfen, sich vor der Gesellschaft zu entkleiden, und sich fast ganz nackend in die Mitte derselben zum Gelächter hinzustellen. Seinen Meinungen treu fuhr er fort, in Schriften bösen Saamen auszustreuen. In einer derselben (Traité de la vie heureuse par Seneque. Avec un discours du traducteur sur le même sujet) leugnet er alle Glückseligkeit des Menschen nach diesem Leben, und behauptet, nur der sey glücklich, der seinen Trieben und Neigungen folge, ohne der Religion oder Vernunft Gehör zu geben. In einer andern (l' Ecole de la volupté) predigt er eben diese Grundsätze des gröbsten Epikurismus, und in einer dritten (Reflexions philosophiques sur l' origine des Animaux) lehrt er, daß die Menschen wie Blumen und Kräuter hervorwachsen, und

daß ein blindes Ungefehr allen Dingen den Ursprung gebe. Der größte Theil dieser Schriften wurde unter dem Titel: Oeuvres philosophiques. Deus nobis haecotia fecit. à Londres (Berlin 1751. 4.) zusammen gedruckt.

La Mettries Tod war eben so sonderbar als sein ganzes Leben. Er starb am 11ten Nov. 1751 an den Folgen einer Unverdaulichkeit, die er sich durch den unmäßigen Genuß einer Trüffelpastete zugezogen hatte — und zwar als Märtyrer seines medicinischen Systems. Sein Chirurgus rieth ihm bei den ersten Anfällen des Fiebers ein Brechmittel. „Nein, sprach der Franzos, ich will die Unverdaulichkeit an das Aderlassen gewöhnen, und damit alle Einwendungen der deutschen Aerzte widerlegen.“ Der Chirurgus mußte gehorchen, und 4 Stunden darauf verstärkte sich sein Fieber und wurde inflammatorisch. Er lebte noch drei Tage unter den heftigsten Phantasien, und der Held, der bei gesundem Blute aller Religion gespottet, und öffentlich erklärt hatte, daß er sich vor niemand fürchte, als vor dem Scharfrichter, starb unter vieler Angst und unter Anrufung aller Heiligen unter den Händen der Kapuziner.

Der Charakter dieses Mannes war Liederlichkeit im höchsten Grade, und man hat den weisen und tugendhaften Epikur niemals mehr beschimpft, als wenn man den Arzt la Mettrie für seinen Nachfolger hielt; er war Epicuri de grege porcus. Dieses hat niemand deutlicher gezeigt, als sein Landsmann, der gelehrte Marquis d'Argens, der ihn sehr wohl kannte. Dieser Mensch, sagt er, schrieb in den Anfällen seiner Thorheit viele Schriften zusammen, worinn alle gute Sit-

ter, alle Ehrlichkeit und Redlichkeit über den Haufen geworfen wurden. Wem grauset nicht, wenn er folgende abscheuliche Gesinnungen liest: „Du, der du insgemein unglücklich genannt wirst, und der du es auch wirklich in Absicht der übrigen Menschen bist, du kannst dem ohngeachtet für dich selbst in deinen eigenen Augen ruhig und vergnügt seyn. Du hast weiter nichts nöthig, als die Gewissensbisse, entweder durch Nachdenken, wenn dasselbe bei dir Stärke genug hat, oder noch sicherer, durch die weit kräftigern entgegengesetzten Gewohnheiten zu ersticken. Wärest du groß geworden, ohne die Begriffe, die jetzt den Grund deiner Gewissensbisse abgeben, gelernt zu haben, so würdest du nicht nöthig haben, diese Feinde deiner Ruhe zu bestreiten. Dieses ist aber noch nicht genug, du mußt noch überdem eine eben so große Verachtung gegen das Leben beweisen, als gegen alle Urtheile deiner Nebenmenschen. Und bist du so weit gekommen, so behaupte ich, daß du in Wahrheit glücklich seyn wirst, wenn du auch ein Vatermörder wärest, wenn du auch Blutschande und Sodomiterei ausübtest, wenn du auch ein Spitzbube und ein Strassenräuber wärest, wenn man dich auch in der Welt für den verruchtesten Bösewicht hielte, und wenn du auch mit dem größten Recht von allen ehrlichen Leuten verflucht zu werden verdientest.“

Johann Christian Edelmann.

Ein Naturalist.

Edelmann war im Julius des Jahrs 1698 zu Weissenfels gebohren; sein Vater war herzoglicher Kammermusikus und Secretair. Als der Sohn die ersten Kenntnisse auf den Schulen zu Lauben, Altenburg und Weissenfels eingesammelt hatte, gieng er 1720 nach Jena, und studirte Theologie. Der rohe und ungesittete Ton in seiner nachmaligen Art zu denken und sich auszudrücken, scheint eine Folge seines Aufenthaltes in Jena gewesen zu seyn, wo dieser Ton damals und noch lange hernach vorzüglich herrschend war.

Als die akademischen Jahre geendigt waren, und Edelmann keine Aussicht zu einer nahen Beförderung im Vaterlande vor sich sah, gieng er nach Oestreich, und ward Privaterzieher in verschiedenen angesehenen Häusern. Bei seinem Aufenthalte in Wien predigte er öfters in der schwedischen Gesandtschafts-Kapelle, und nicht undeutlich verrieth er damals einen Hang zum Pietismus und zur Schwärmerei. Wäre er zeitig ins Predigtamt gekommen, wie er sehr

wünschte, so würde er wahrscheinlich nicht unter den Apósteln des Unglaubens figuriren. Da ihm sein zartes Gewissen, wie er versicherte, nicht erlaubte, um eine Predigerstelle anzusuchen, so verzögerte sich seine Beförderung von einem Jahre zum andern, er wurde mürrisch und verdrießlich, und aus dem orthodoxen Kandidaten wurde allmählich ein Bekämpfer des herrschenden Lehrbegriffs.

Im Oestreichischen zeigte sich für ihn nirgend eine günstige Gelegenheit, sein Unterkommen zu finden, deswegen gieng er im Jahr 1731 ins Vaterland zurück, hielt sich zwei Jahre lang bei einem Prediger in der Gegend von Freyberg auf, und wurde dann Hauslehrer bei dem Grafen von Callenberg in Dresden. Hier scheint es, daß der gewöhnliche Ton der großen Welt den ersten Saamen des Spottes über herrschende Religionslehren in ihm ausstreute. Indessen betraf sein Spott jetzt nur noch einige Artikel des kirchlichen Lehrbegriffs, weil auf der andern Seite sein Hang zur Schwärmerei mehr zu als abnahm. Denn als der protestantische Lehrbegriff ihm verdächtig geworden war, so suchte er die Wahrheit bei der Gemeinde zu Herrenhut, ließ sich mit dem Grafen von Zinzendorf in einen Briefwechsel ein, und war wirklich entschlossen, zu der Gemeinde zu treten. Daher legte er seine Stelle bei dem Grafen Callenberg nieder, und reiste mehrmals von Dresden nach Herrenhut, änderte aber plötzlich seine Gesinnungen, und gab (1735) eine Schrift unter dem Titel: Unschuldige Wahrheiten heraus, in welcher er die Gleichgültigkeit aller Religionen behauptete, und zu-

gleich die heftigsten und ungesittetsten Angriffe auf einige Lehrsätze der lutherischen Kirche wagte. Da er deswegen eine öffentliche Ahndung besorgen mußte, so wandte er sich zu den sogenannten Separatisten zu Frankfurt am Mayn; allein da er Unterstützung bedurfte, wanderte er zu dem Berleburgischen Bibelübersetzer Haug, bekam von ihm Nahrung und Unterhalt, und lieferte ihm dafür zu seinem Bibelwerke eine Uebersetzung des zweiten Briefes an den Timotheus, und der Briefe an den Titus und Philemon.

Die Harmonie war auch hier von kurzer Dauer. Denn da Edelmann nach dem Abdrucke sah, daß Haug verschiedenes an seiner Arbeit geändert hatte, wurde er darüber so empfindlich, daß er das Haus seines Freundes verließ, und sich mit den Inspirirten verband, die in und um Berleburg wohnten. Vielleicht glaubte er in dieser Secte sein Glück zu machen, weil das Haupt derselben, Bruder Rock, ihm mit einer reichen Heurath geschmeichelt hatte. Da aber dieses Project scheiterte und sich einige andere Mißhelligkeiten entspannen, so fand es Edelmann für rathsam, sich von seinen neuen Brüdern wieder zu trennen. Zum Abschiede schrieb er (1741) die bereiteten Schläge auf des Narren Rücken, worinn er die Schwäche dieser Secte mit der ihm eigenen Ungezogenheit aufdeckte. Bald nachher schrieb er seinen Moses mit aufgedecktem Angesicht, und seinen Christus und Belial. In der ersten Schrift sucht er vornehmlich die Eingebung der heiligen Schrift, in der zweiten aber die Gennugthuung Christi lächerlich zu machen — ernsthafte Prüfungen

waren es wenigstens nicht, und, wie in allen seinen Schriften, war auch hier der Ton äußerst ungesittet und beleidigend. An die Stelle der verworfenen Bibel setzte er die Vernunft, deren Göttlichkeit er in einer besondern Schrift bewies. Dabei verfiel er in die entgegengesetzte Schwärmerei, erklärte die Vernunft für einen Theil und Ausfluß des göttlichen Wesens, und deutete alles auf die Vernunft, was im Evangelium Johannis von dem λογος oder Worte gesagt wird. Dieser Quelle zufolge enthielt er sich auch eine zeitlang alles Fleischessens, weil seiner Meinung nach auch die Seelen der Thiere Ausflüsse der Gottheit seyn mußten.

Von Berleburg hatte er sich nach Hachenburg auf dem Westerwalde gewendet, und 1743 gieng er nach Neuwied, wo ihn der Graf zwar schätzte, aber zugleich anhielt, sein Glaubensbekenntniß aufzusetzen und dem Konsistorium vorzulegen. Dieß geschah im Jahr 1745. Im folgenden Jahr verließ er auch diesen Ort, weil er sich daselbst wegen seiner ärgerlichen Schriften vor der Verfolgung des Reichsfiskals nicht sicher glaubte. Von nun an durchwanderte er mancherlei wüste Stätten, und hielt sich am längsten in Braunschweig und Altona auf. Da er durch seine niedrigen Schmähungen alles wider sich aufgebracht hatte, was noch Sitten und Wohlstand ehrte, so hatte er es sich selbst zuzuschreiben, daß er eine geraume Zeit lang sich bald hier bald da heimlich und unbekannt bei seinen wenigen Freunden und Anhängern aufhalten mußte.

Berlin dünkte ihm endlich die sicherste Freistätte zu gewähren, und er würde hier ohne Zweifel unangefochten geblieben seyn, wenn nicht die Sucht, Proselyten zu machen', ihn verleitet hätte, seine Meinungen überall zu verbreiten. Dieß veranlaßte den Probst Süsmilch, Edelmann's Unvernunft und Bosheit aus seiner Vorstellung des obrigkeitlichen Amts herauszugeben. Voll banger Furcht floh nun der Angeklagte nach Altona, und suchte den Eindruck, den Süsmilch's Schrift gemacht hatte, durch ein Danksagungsschreiben zu zerstreuen, worinn er seinen bisherigen Ton gar sehr herabstimmte, seine unanständigen Ausdrücke von der obrigkeitlichen Gewalt mißbilligte, und manche seiner früheren Behauptungen zurück nahm. Dieß konnte aber doch nicht verhüten, daß auf kaiserl. Befehl (den 9. Mai 1749) einige seiner Schriften in Frankfurt am Mayn öffentlich verbrannt wurden. Da er sich indessen bei seinem ersten Aufenhalte zu Berlin einige angesehene Freunde erworben hatte, die zu seinem Besten arbeiteten, so erhielt er die Erlaubniß, dahin zurück zu kommen, doch mit der Bedingung, daß er sich alles Schreibens enthalten sollte. Er kehrte daher (1749) nach Berlin zurück, erhielt von dem Markgrafen von Schwedt ein kleines Jahrgeld, und vermuthlich fehlte es ihm auch nicht an Unterstützung von andern. Er legte nunmehr zugleich einen Theil seiner rauhen Sitten und des Seltsamen in seiner Tracht ab, und erwarb sich von denen, welche ihn genauer zu kennen Gelegenheit hatten, das Lob eines eingezogenen und dienstfertigen Mannes. In diesen

Umständen lebte er bis zum 15. Februar 1767, da er in einem Alter von 69 Jahren starb.

Die Hauptsätze, die Edelmann in seinem Glaubensbekenntnisse, nach welchem er noch in seinen letzten Jahren beurtheilt werden wollte, aufstellte, sind folgende: „Es ist ein Gott, und dieser ist das Wesen aller Kreaturen. Gott hat Verstand und Willen, aber nur in so weit, als bei den Kreaturen Verstand und Willen gefunden werden; folglich giebt es keine Geheimnisse. Die Welt ist ewig; indessen giebt es doch eine Schöpfung, welche darinn besteht, daß Gott sich selbst, und zugleich die ihm gleich ewige Materie in Bewegung gesetzt hat. Daher kann die Welt füglich Gottes Sohn und Gottes Leib genannt werden. Alle Geschöpfe sind Arten und Modifikationen von Gott, Theile von ihm und Glieder seines Leibes. Besonders ist die Seele des Menschen im ausnehmendsten Verstande ein Theil von Gott, und folglich unsterblich. Allein diese Unsterblichkeit besteht darinn, daß sie aus einem Körper in den andern wandert. Es giebt weder übernatürliche Dinge noch Wunder. Der Mensch ist noch jetzt so vollkommen, als er erschaffen worden, daher bedarf er weder Offenbarung noch neue geistliche Kräfte. Gott hat kein positives Gesetz gegeben; das einzige göttliche Gesetz ist das Naturgesetz, in dessen Ausübung die Religion besteht. Gott kann von dem Menschen weder beleidigt noch zum Zorne gereizt werden; der Mensch bedarf also auch keiner Versöhnung. Die christliche Religion ist so, wie jede andere Religion, nichts als Aberglauben. Der göttliche Ursprung

der Bibel ist ein Widerspruch der Pfaffen. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist Unvernunft, und ein dreieiniger Gott ein dreyköpfiges Monstrum. Die Lehren von der Erbsünde und von dem Teufel sind Possen. Jesus war ein bloßer Mensch, aber ein Mensch von vorzüglichen Gaben, ein Magus. Alle übrige Erzählungen von ihm sind Fabeln u. s. f.

Christoph Matthäus Pfaff.

Kanzler der Universität zu Giessen.

Natürliche Talente, die zweckmäßige Erziehung eines würdigen Vaters, vieljährige mit Vortheil unternommene Reisen, äußerliche Glücksumstände, mit einem anhaltenden Fleiße und einer dauerhaften Leibeskonstitution, bildeten Pfaff zu einem Manne von seltener Gelehrsamkeit und bewundernswürdiger Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Vortrage. Er bearbeitete alle Theile der Theologie, und besonders die Literargeschichte derselben, die Kirchengeschichte und das protestantische Kirchenrecht. Diese Polymathie und Polygraphie, mit den natürlichen Schwächen des Alters verbunden, müssen zur Billigkeit im Urtheile stimmen, wenn seine letzten Schriften den Werth nicht mehr haben, der den frühern noch immer zukommt. Nie hat sich wohl ein protestantischer Theolog in ein so großes Ansehen bei fremden Religionsverwandten zu setzen gewußt, als er. Ein nicht geringer Theil seines akademischen Verdienstes besteht darinn, daß er viele hoffnungsvolle Jünglinge nicht nur durch seinen Unterricht, sondern auch durch besondern Rath und durch die Benutzung seiner trefflichen Bibliothek, ermunterte.

Er wurde am 25sten Dec. 1686 zu Stutgard gebohren, wo sein Vater Superintendent war. In den Schulen seiner Vaterstadt und zu Tübingen machte er so rasche Fortschritte in den Wissenschaften, daß er schon in seinem 13ten Jahre zu Tübingen die akademischen Hörsäle besuchen konnte. Biblische Philologie und morgenländische Sprachen waren jetzt die vornehmsten Gegenstände seines Fleißes, und als ein Jüngling von 16 Jahren hielt er eine öffentliche Rede in samaritanischer Sprache. Doch versäumte er auch die übrigen Wissenschaften des Verstandes nicht.

Wie fast alle gute Köpfe Würtenbergs machte Pfaff, nach dem Schluß der akademischen Jahre, eine gelehrte Wallfahrt. Nürnberg, Altdorf, Jena, Leipzig waren die ersten Städte, in denen er verweilte. In Halle ließ er sich im Rabbinischen unterweisen; in eben dieser Absicht wanderte er zu dem berühmten Edzard nach Hamburg, und in Giessen verweilte er, um die Aethiopische Sprache zu erlernen. Seine Wißbegierde trieb ihn auch nach Holland und England, und als er wieder ins Vaterland zurück gekommen war, so wurde ihm sogleich eine Bestimmung angewiesen, die ihn von neuem von den Seinigen entfernte. Er sollte nemlich mit dem damaligen Erbprinzen Karl Alexander von Würtenberg als Reiseprediger und Instructor nach Italien gehen. Drei Jahre hielt er sich nun mit dem Prinzen in Turin auf. Hier hatte er Gelegenheit, die Handschriften der dasigen Bibliothek, deren Werth man nicht kannte, gleichsam aus dem Staube hervorzuziehen. Er verfertigte darüber ein Verzeichniß und schrieb viele seltene für sich und andere Gelehrte ab. Montfaucon

erhielt von ihm einige noch nicht gedruckte Predigten des Chrysostomus; Fabricius in Hamburg etwas zu den Werken des Hyppolitus und den Jesuiten in Antwerpen sandte er das ganze Leben des Theod. Tyro; er selbst edirte einige Stücke der Schriften des Lactantius und Irenäus, deren Authenticität er gegen den Scipio Maffei klar erwies. Diese literarische Betriebsamkeit erwarb ihm Achtung und Zutrauen. Unter andern gab man ihm aus dem königlichen Archive ein altes Diplom von einem griechischen Kaiser, mit der Bitte, es zu übersetzen und zu erklären. Er that es und zeigte, daß das Recht der Herzoge von Savoyen auf das Königreich Cypern sich vorneмlich auf diese alte Urkunde gründe. Der Herzog von Savoyen berief ihn einigemal zu sich, und besprach sich mit ihm über wissenschaftliche Gegenstände.

Gegen das Ende des Jahrs 1712 mußte Pfaff mit dem Prinzen über Mailand und Inspruck nach Hause kehren; allein schon im September des folgenden Jahres begleitete er denselben nach Holland, und verweilte zwei Jahre lang meistens im Haag. Um diese Zeit erhielt Pfaff von seinem Hofe ein Rescript zu einer ordentlichen Professur der Theologie in Tübingen, die nach geendigter Reise auf ihn wartete, denn erst sollte er den Prinzen nach Paris begleiten. Auch hier ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, seine Einsichten zu erweitern, Bibliotheken zu durchsuchen, und mit Gelehrten nicht allein, sondern auch mit Staatsmännern und andern angesehenen Personen interessante Bekanntschaften zu machen.

Als ein vielseitig gebildeter und mit einem Schatze

wissenschaftlicher Kenntnisse ausgerüsteter Mann kam Pfaff im Jahr 1716 ins Vaterland zurück, und trat bald darauf seine theologische Professur in Tübingen an. Es vergiengen nur wenige Jahre, so war er erster Professor und Kanzler der Universität, eine Würde, die seinen Verdiensten entsprach. Der Kanzler in Tübingen muß vermöge seines Amtes bei allen Disputationen aus den drei sogenannten obern Fakultäten opponiren, und dieses that Pfaff mit einer Gelehrsamkeit, die zuweilen Juristen und Aerzte in Verlegenheit setzte.

Unter seinen Zeitgenossen war er nicht nur einer der gelehrtesten, sondern auch der freimüthigsten Theologen. Seine Dogmatik (Institutiones theologiae dogmaticae et moralis) enthält viele Beweise davon. Er schrieb dieses schätzbare Lehrbuch vornemlich in der Absicht, um das theologische System von den scholastischen Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten zu reinigen und demselben mehr Simplicität zu geben. In den Anmerkungen erzählt er die Geschichte der Dogmen, und zeigt ihre Verbindung mit der Moral. In einer andern Hinsicht machte er sich durch die Herausgabe seiner Einleitung in die theologische Literatur (Introductio in historiam theologiae literariam) verdient. Dieses Werk hat den Vorzug, daß es viele gute und zum Theil sehr vollständige Nachrichten von ausländischen Büchern, besonders englischen und französischen enthält, am meisten im Fach der Kirchengeschichte. Manche unterhaltende Anekdote von Büchern und ihren Schicksalen giebt dem Buche ein neues Interesse.

In eine langwierige und zum Theil sehr hitzige Fehde wurde Pfaff durch seine Versuche verwickelt, die re-

formirte Kirche mit der protestantischen zu vereinigen. Das große Ansehen, in welchem er stand, und der allgemein verbreitete Ruf von seiner großen Gelehrsamkeit, trug nicht wenig dazu bei, seinen Bemühungen ein großes Gewicht zu geben, und die Aufmerksamkeit mehrerer fürstlichen Häuser zu erwecken. Unter andern wechselte er mit dem Englischen und Preußischen Hofe in dieser Angelegenheit Briefe. Die evangelischen Gesandten in Regensburg, denen diese Vereinigung sehr am Herzen lag, hatten ihn zuerst ermuntert, in dieser Sache die Feder zu führen. Sein Schreiben an die Protestanten (Alloquium irenicum ad Protestantes 1720), in welchem er sie zum Frieden ermunterte, wurde einigemal gedruckt und auch ins Deutsche übersetzt. Der gute Anfang machte ihm Muth, seinen Plan zu verfolgen, und in besondern Schriften die Lehren abzuhandeln, die Lutheraner und Reformirte trennen. Seine Unionsmeinung war nicht, daß die Reformirten von den Sätzen ihrer Gemeinde abgehen und die von der lutherischen annehmen sollten; er erbot sich dagegen auch nicht, statt Luthers, Calvins Lehre zu bekennen; eben so wenig suchte er beider Lehren wie Wein und Wasser zu vermischen, um daraus eine neue zu bilden. Er sah die Lehren, die unter Lutheranern und Reformirten eine Trennung machten, als Nebendinge oder als Vorstellungsarten an, die nicht zum Wesen des Christenthums gehörten. Wenn in den Hauptlehren, meinte er, Einigkeit herrsche, dann könnten beide Theile sich vereinigen, und jeder von Nebendingen meinen, was er vor Gott zu verantworten gedächte. — Das war Pfaffs Meinung, und viele angesehene Religions-

lehrer der reformirten Kirche stimmten ihm bei; aber die Theologen seiner Kirche kämpften sehr hitzig dagegen, und setzten den Streit auch dann noch fort, als Pfaff schon lange die Feder niedergelegt hatte.

Auffallend war es, daß dieser berühmte Mann, den das Vaterland auch als Abt des Klosters Lorch zum Landstand erhoben hatte, noch als ein Greis von 70 Jahren Tübingen plötzlich verlies, und in Frankfurt am Mayn in der Stille zu leben beschloß. Er blieb aber diesem Vorsatze nur kurze Zeit treu; denn da ihn der Landgraf von Hessen als Generalsuperintendent und Kanzler nach Gießen rief, so reiste er dahin, und fieng seine akademischen Geschäfte von neuem an. Allein die Kräfte des Geistes und des Leibes waren schon sehr im Abnehmen, und am 19ten Nov. 1760 starb er.

Etwas besonderes verdient von ihm, als einem Theologen, noch angemerkt zu werden, daß er einen außerordentlichen Reichthum besaß, den man auf eine halbe Million schätzte.

Johann Friedrich Burg.

Konsistorialrath, Inspector und Ober-Pastor zu Breslau.

Breslau hat viele merkwürdige Männer hervorgebracht. Unter andern sind Wolf und Garve Breslauer. Auch Burg war ein Mann, der seiner Vaterstadt Ehre machte. In seiner Person war alles vereinigt, was Hochachtung und Liebe erwecken kann: eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, ein durchdringender Verstand, eine sanfte und doch hinreissende Beredsamkeit, ächte Religiosität und ein von Menschenliebe durchdrungenes Herz.

Er stammte aus einem Geschlechte ab, das viele verdienstvolle Männer erzeugt hat. Sein Vater, ein sehr beliebter praktischer Arzt in Breslau, ist auch den Gelehrten durch einige Schriften vortheilhaft bekannt. Kaum hatte aber unser Burg, der am 13ten May 1689 gebohren war, sein zweites Jahr erreicht, so verlor er diesen treuen Pfleger seiner Kindheit. An seinem mütterlichen Großvater fand er einen zweiten Vater; allein auch dieser starb, noch ehe Burg acht Jahre alt war. Jetzt verband sich seine Mutter zum zweitenmal mit einem Hauptmann von Langner, und auch dieser pflegte des Knaben mit der uneigennützigsten Sorgfalt.

Dieser besuchte das Gymnasium zu St. Elisabeth mehrere Jahre, und begab sich 1706 auf die hohe Schule zu Leipzig, fest entschlossen, sich dem Studium der Theologie mit allem Eifer zu widmen.

Burg sah schon damals ein, daß man sich den Namen eines Theologen nicht zueignen könne, wenn man nicht diejenigen Wissenschaften inne hätte, die zur Erklärung der Bibel unentbehrlich sind. Er kannte den Einfluß, den die Fertigkeit in den Grundsprachen, in der Geschichte und Kritik auf die richtige Auslegung der Bibel äußert. So sehr er nun nach dem Ruhme eines ächten Gottesgelehrten strebte, eben so eifrig war er auch um die Mittel bemüht, durch die er denselben erreichen konnte. Er hatte kaum zwei Jahre zu Leipzig zugebracht, so erhielt er die Würde eines Magisters, und wurde ein Mitarbeiter an den Actis eruditorum. Allein im Jahr 1710 trennte er sich von seinen gelehrten Freunden, und trat eine literarische Reise an. Nachdem er die vornehmsten deutschen Akademien besucht, und die berühmtesten Gelehrten dieser Zeit, Fabricius, Leibnitz, Wolf u. a. kennen gelernt hatte, begab er sich nach Holland, verweilte am längsten in Leiden und Utrecht, und lernte dann auch in England alle die Männer durch genauern Umgang kennen, die damals wegen ihrer Gelehrsamkeit und Verdienste in Ansehen stunden.

Burg hatte den Entschluß gefaßt, sich dem akademischen Lehramte zu widmen, zu welchem seine Reisen die würdigste Zubereitung, und die Würde eines Baccalaurs der Theologie, die er zu Leipzig erhielt, die erste Stufe war. Allein die Liebe zu seinem Vaterlande,

oder andere Ursachen, die seinen Entwurf vereitelten, riefen ihn nach Breslau zurück. Das Vaterland erkannte sein Verdienst, und gab ihm eine Predigerstelle, erst in der Vorstadt Breslau's, dann an der Hauptkirche, in der Folge die Professur der Theologie am Gymnasium, und 1735 das Amt eines Oberpredigers nebst der Aufsicht über die evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen. Vergebens bot man ihm bei Errichtung der Göttingischen Akademie die Stelle des ersten Lehrers der Theologie an; er blieb in den Verhältnissen, die seiner Neigung ganz entsprachen.

Als Friedrich der Große Schlesien in Besitz genommen hatte, wurde Burg nicht allein in seinen Aemtern bestätigt, sondern auch zum Oberkonsistorialrath erhoben. Sobald der Friede wieder hergestellt war, mußte er die Kirchen, welche der König den vorher gedrückten Lutheranern verliehen hatte, einweihen; er mußte für die Bestellung tüchtiger Prediger sorgen, die Einrichtung des Gottesdienstes untersuchen, und für alles sorgen, was in kirchlichen Angelegenheiten verändert werden sollte. Und hier bewies sich Burg als einen Mann, der die Entschlossenheit, die Einsichten und die Redlichkeit besaß, die zu solchen Geschäften erfodert werden. Diese Eigenschaften konnten dem durchdringenden Geiste Friedrichs nicht verborgen bleiben. Er kannte sie und schätzte sie auch. Einen Beweis davon giebt der Beifall, den der König der Huldigungspredigt ertheilte, die Burg im August 1741 hielt. Sie mußte nicht nur auf des Königs Befehl gedruckt werden, sondern der Monarch gab ihm auch da-

durch ein Merkmal seiner Gnade, daß er ihm eine goldene Schaumünze von großem Werth einhändigen ließ.

Bis ins Greisenalter verwaltete Burg seine Aemter mit einer musterhaften Treue und am 10ten April 1763 genoß er die seltene Freude, seine 50jährige Amtsjubelfeyer zu begehen. Die ganze Stadt gab sich Mühe, diesen Tag recht feierlich zu machen, und alle Bürger beeiferten sich, dem ehrwürdigen Greise ihre Hochachtung und Liebe zu erkennen geben. Auch da nun allmählich die Kräfte seines Leibes schwach wurden, blieb doch die Munterkeit seines Geistes gleich stark, und er konnte sich noch den Tag vor seinem Tode mit seinen Kollegen von den gelehrtesten Dingen unterhalten. Je näher sein Ende kam, desto größer wurde die Heiterkeit seines Geistes. Diese verließ ihn auch in der Stunde des Abschiedes nicht, am 4ten Jun. 1766.

Burg verdiente eine allgemeine Werthschätzung. In seiner Seele herrschte eine ächte, von Schwärmeret und Aberglauben entfernte Religiosität, die sich durch alle seine Handlungen offenbarte. Daher rührte jener Eifer, der seine ganze Seele einnahm, das Reich der Wahrheit und Tugend auszubreiten; daher jenes sanfte Gefühl, welches sein Herz erfüllte, so oft er öffentlich mit der Gemeinde redete; daher jene Wohlthätigkeit und Menschenliebe, durch welche er sich vor allen seinen Amtsbrüdern auszeichnete. Er hatte nicht sowohl durch Glück, als vielmehr durch seine Arbeiten ein ansehnliches Vermögen erlangt. Allein er machte von demselben einen Gebrauch, der weder unanständigen Geitz, noch unbesonnene Verschwendung verrieth. Einen grossen Theil seines Vermögens wandte er zur Unterstützung

der Armen und Nothleidenden an. Vorzüglich genossen diejenigen seine wohlthätige Liebe, welche aus einer fremden Kirche zur protestantischen getreten waren. Und so viel Undankbare er unter denjenigen antraf, die er sich durch Wohlthaten verbunden hatte, so war er doch weit entfernt, ihnen seine Wohlthaten zu entziehen, daß er vielmehr durch neue Wohlthaten sie zu bessern Gesinnungen zu bringen suchte. Auch noch nach seinem Tode wurde er selbst auf die edelste Art freygebig, da er seine ansehnliche Bibliothek zum Gebrauch der Prediger der Elisabethkirche vermachte. Bei solchen Gesinnungen konnte es ihm nicht an Liebe fehlen. Nicht nur seine Glaubensgenossen, sondern auch fremde Religionsverwandte bewiesen ihm eine vorzügliche Achtung.

Burgs Gelehrsamkeit war gründlich und ausgebreitet; sie erstreckte sich nicht nur auf alle Theile der Theologie, sondern auch auf diejenigen Wissenschaften, die einen Einfluß in dieß Studium haben. Er verband mit der richtigsten Sprachkenntniß die feinste Beurtheilungskraft, die ihn in den Stand setzte, ohne viele Mühe das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Und die genaue Bekanntschaft, welche er mit den Schriften der lateinischen und griechischen Kirchenväter hatte, machte ihm die Beurtheilung und Anwendung unsers Lehrsystems leichter. Die kritische Kenntniß der Grundsprachen machte, daß er in der Auslegung der heiligen Schrift den sichersten und natürlichsten Weg gieng. Die sichtbarsten Beweise von seinen ausgebreiteten und gemeinnützigen Kenntnissen liegen in seinen Schriften. Ueber seine Dogmatik (Institutiones theologiae theticae) wurden auf mehrern Akademien Vorlesungen gehalten,

und seine Anfangsgründe der Redekunst (Elementa oratoria) wurden ins Russische übersetzt, und in den russischen Schulen eingeführt. Schindels patristische Chrestomathie (Chrestomathia patristica graeca) vermehrte er mit sehr schätzbaren Anmerkungen.

In seinen Predigten, deren sehr viele gedruckt sind, folgte er einer Methode, die eben so faßlich und unterrichtend für den gemeinen Mann, als überzeugend und rührend für Personen von größern Einsichten war. Sein Styl war nachdrücklich, deutlich und mit einer gewissen Würde verbunden. Sein äußerer Anstand war einnehmend und dem Amt, welches er bekleidete, gemäß. Immer waren seine Reden mit der größten Rührung und Bewegung begleitet, da ihnen nicht sowohl die Einkleidung, als vielmehr sein frommer Wandel das stärkste Gewicht gab. Er predigte die Tugend eben so nachdrücklich durch sein Leben als durch seinen Vortrag.

Siegmund Jakob Baumgarten.

Professor der Theologie in Halle.

Einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, unsterblich durch große Verdienste, die er sich um alle Zweige der theologischen Gelehrsamkeit und um die Kultur der Wissenschaften überhaupt erwarb. Er war das älteste unter seinen sieben Geschwistern, und am 14ten März 1706 zu Wolmirstedt im Herzogthum Magdeburg gebohren. Sein Vater war daselbst ein geschätzter Prediger, der aber bald nach der Geburt dieses Sohnes nach Berlin berufen wurde, erst als Garnisonsprediger, dann als Prediger im Friedrichswerder und in der Dorotheenstadt. Aeußerst schwächlich gebohren, hatte es das Ansehen, daß Siegmund Jakob das Knabenalter nicht erreichen würde. Allmählich genaß er doch von seiner anhaltenden Kränklichkeit, und die feurige Wißbegierde des Knaben war für den Vater eine starke Auffoderung, sie auf nützliche Gegenstände zu lenken. Der Erfolg war der glücklichste, und noch in den früheren Jahren des Lernens war dieser älteste Sohn im Stande, seinen Brüdern einen nützlichen Unterricht zu ertheilen. Ausser den alten Sprachen lernte er noch im väterlichen Hause das Französische, Italiänische und Englische, und durch

fort-

gesetzte Uebung in schriftlichen Aufsätzen erwarb er sich eine solche Fertigkeit in richtiger Bezeichnung der Begriffe, daß er im männlichen Alter öfters in einer Woche mehrere Bögen in die Druckerei sandte, ohne auch nur ein Wort in seinem Manuscripte geändert zu haben.

Der Vater Baumgarten starb im Jahr 1722, und hinterließ, außer einem ansehnlichen Büchervorrathe, seinen Söhnen wenig väterliches Erbe. Demohngeachtet hatte er in seinem letzten Willen nicht nur den Verkauf seiner Bücher verboten, sondern auch verordnet, daß keiner seiner vier Söhne Stipendien, Freitische, oder andere, für Aermere gestiftete Wohlthaten, suchen oder annehmen, daß sich vielmehr jeder derselben mit dem Seinigen behelfen und Gott um Weisheit bitten solle, mit Wenigem in der Welt zufrieden zu seyn. Nach eben diesem väterlichen Willen sollte Halle der Ort seyn, wo diese vier Brüder einst auf der Universität leben, die beiden ältesten aber vorher einige Zeit auf dem königlichen Pädagogium daselbst zubringen sollten.

Der Wille des Vaters wurde genau vollzogen, und Siegmund Jakob gieng im Jahr 1724 aus dem Pädagogium zu den öffentlichen Vorlesungen über. Diese konnten aber freilich seinem prüfenden und forschenden Geiste um so weniger genügen, da er durch emsigen Privatfleiß sich schon weit mehr Kenntnisse gesammelt hatte, als so viele Jünglinge von der Akademie mit nach Hause bringen. Ohne deswegen seine Zeit durch das Umherlaufen in öffentliche Lehrstunden zu zersplittern, setzte er seine Privatstudien fort, und suchte besonders, durch das Studium der orientalischen Spra-

chen und der Kirchenväter sich den Weg zu einem gründlichen Studium der biblischen Urkunden und des kirchlichen Systems zu bahnen. Zugleich zog Wolfs Philosophie ihn an sich, und er wußte sich diese verschrieene und verketzerte neue Lehre mit so viel Klugheit eigen zu machen, daß er dadurch von dem Vertrauen, welches die orthodoxen hallischen Theologen in ihn setzten, nichts verlor. Er bekam im Jahr 1726 die Aufsicht über die lateinische Schule des Waisenhauses, und nach 2 Jahren ward er Frankes Adjunct an der Marktkirche in Halle. Seine Predigten fanden jetzt eben den ausgezeichneten Beifall, als in der Folge seine akademischen Vorlesungen über Philologie, Philosophie und Literaturgeschichte, die er 1732 anfieng, nachdem er in eben diesem Jahre Magister geworden war. Er wurde zugleich Adjunct der theologischen Fakultät, und 1734 ordentlicher Professor derselben. Seine schwächliche Gesundheit nöthigte ihn, die Predigerstelle niederzulegen, und auch über Philosophie hielt er ferner keine öffentliche Vorträge, theils um nicht durch die vervielfältigte Arbeit zerstreut zu werden, theils um einigen damals fast unvermeidlichen theologischen Streitigkeiten zu entgehen.

Wenn aus der Literaturgeschichte bekannt ist, wie sehr schlecht die theologischen Vorlesungen damals auf der Universität Halle beschaffen waren, so, daß man aus derselben kaum so viel, als aus dem Spenerschen Katechismus lernen konnte, der kann sich leicht das Aufsehen vorstellen, das Baumgarten erregte, als er unter den öffentlichen Lehrern auftrat. Viel seufzen, tapfer ermahnen, wenig erklären, seicht beweisen, war die größte Zierde der meisten theologischen Kollegien.

Viele Landeskinder giengen daher, um Dogmatik zu hören, einige Zeit auf die sächsischen Universitäten. Unter diesen Umständen konnte es einem Manne von Baumgartens Gelehrsamkeit und geprüften Einsichten nicht an einem sehr ausgezeichneten Beifalle fehlen. Durch ihn bekam die freie Untersuchung zu Halle den ersten Schwung. Philologie war freilich seine Sache eigentlich nicht, und ein angenehmer Vortrag noch weniger. Die tabellarische Lehrform hatte er sich so zu eigen gemacht, daß er sogar die apostolischen Briefe und die Erzählungen der Evangelisten in Tabellen brachte. Aber mit einem hinlänglichen Vorrath historischer Kenntnisse versehen, und mit dem Geiste der neuesten Philosophie vertraut, gab er den Jünglingen, die er bildete, manchen bisher unbenutzten Stoff zum Nachdenken.

Sein Ruf verbreitete sich noch weiter durch die große Zahl gelehrter Werke, die er in einer ununterbrochenen Folge durch den Druck bekannt machte. Fast über alle Zweige der theologischen Gelehrsamkeit schrieb er mehrere ausführliche Werke. Den vorzüglichsten Werth haben unstreitig seine evangelische Glaubenslehre, seine theologische Moral, sein Auszug der Kirchengeschichte, so wie seine Geschichte der Religionspartheyen. Außer der gründlichen, reichhaltigen Gelehrsamkeit, die aus seinen Schriften hervorleuchtete, und außer der Genauigkeit, mit welcher er in ihnen seine Begriffe bestimmte, und der Strenge, womit er sie ordnete, war es hauptsächlich die von ihm mit eben so viel Scharfsinn als Klugheit versuchte Verbindung der Wolfischen Philosophie mit der Theologie, die ihm zum gerechten Ruhme und Verdienst

gereicht; eine Verbindung, die zwar auf die Veränderung des ältern Systems selbst — dem Baumgarten beständig treu blieb — keinen Einfluß hatte; aber für die veränderte, philosophische Behandlung desselben ungemein günstig war, und durch die neue Gestalt, die sie mit dieser Behandlung der Theologie gab, auf die wesentlichere Reform ihres Inhalts glücklich vorbereitete.

Als gründlicher Kenner der Literatur des Auslandes verpflanzte er mehrere wichtige Werke der Franzosen und Engländer auf deutschen Boden, und ließ manches nützliche Unternehmen dieser Art durch seine gelehrten Freunde und Schüler ausführen. Die allgemeine Welthistorie, die noch jetzt fortgesetzt wird, Nicerons Nachrichten, Ferreras Geschichte von Spanien und Rapins von England, die Lebensbeschreibungen aus der britannischen Biographie u. v. a. erschienen auf seine Veranlassung und Mitwirkung im deutschen Gewande. Die Schätze seiner eigenen vortreflichen Bibliothek beschrieb er in den Nachrichten von einer hallischen Bibliothek (8 Bände 1748) und in den Nachrichten von merkwürdigen Büchern (12 Bände 1752), und er verdiente sich durch diese und mehrere andere historisch-literarische Werke den fortdaurenden Dank der Literatoren.

Bei diesen großen Verdiensten, bei der anerkannten Rechtschaffenheit seines Charakters, und bei der Klugheit, die ihn in seinen akademischen Verhältnissen begleitete, konnte er doch dem Neide seiner Kollegen nicht entgehen. Zu seinen Vorlesungen strömten nicht selten 3 — 400 lernbegierige Zuhörer, während in andern Hörsälen des Raumes mehr als genug war. Dieß hatte die Folge, daß der Unwille der verdunkelten Kollegen

nicht nur in öffentlichen Vorlesungen ausbrach, sondern daß sie ihn endlich unmittelbar beym Könige selbst verklagten, als einen Mann, der gefährliche philosophische Irrthümer hege, und allerlei bedenkliche Meinungen unter seinen Zuhörern verbreitete. Der König ließ die ganze Sache untersuchen, und da die Anklage bald in ihrer Nichtigkeit erschien, so wurden die Gegner des verdienten Mannes zur Ruhe verwiesen. Der König berief ihn in der Folge zu sich nach Potsdam, würdigte ihn einer vorzüglichen Gnade, und übertrug ihm 1744 die Direction des theologischen Seminariums, und die Aufsicht über die königlichen Freitische. Mehrere sehr vortheilhafte Vocationen zu den ansehnlichsten Stellen schlug er aus, setzte seine gelehrten Bemühungen unter einer langwierigen Kränklichkeit beständig fort, bis am 4ten Jul. 1757 eine Wassersucht seinem Leben ein Ende machte.

Die angenehmste Erholung fand Baumgarten im Schooße seiner Familie, besonders im Umgange mit seinen Kindern. Er konnte sie immer um sich leiden, und auf eine so gute Art beschäftigen, daß sie nirgend lieber als in seiner Gesellschaft waren. Tausende, die er durch Wohlthaten erquickte, und besonders viele seiner ehemaligen Zuhörer, deren treuester Berather und Beistand er gewesen war, segneten die Asche des edlen Mannes.

Paul Eugen Layritz.

Bischof der evangelischen Brüdergemeine zu Herrnhut.

Der gelehrte Superintendent Johann Christoph Layritz zu Wunsiedel, dem die vaterländische Geschichte manche Aufklärung verdankt, war Vater von 14 Kindern, unter denen sich mehrere im gelehrten Stande ehrenvoll ausgezeichnet haben. Paul Eugen wurde am 13ten November 1707 gebohren. Mit vorzüglichen Talenten ausgerüstet, entsprach er ganz den Wünschen seiner Lehrer, welche ihn in Wunsiedel und auf dem Gymnasium zu Bayreuth unterwiesen. Mit Beifall trat er mehrmals öffentlich auf, und hielt Reden in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache.

Als künftiger Lehrer des Volks besuchte er in Leipzig ausser den mathematischen und philosophischen Vorlesungen vornemlich die Hörsäle der Theologen. Eigenes Forschen und Prüfen machte ihm mehrere Lehren des Systems sehr verdächtig, und er war auf dem Wege, ein Naturalist zu werden. Als Zweifler kam er nach einem zweijährigen Aufenthalte in Leipzig zu seinem alten Vater zurück, um für sich weiter nachzudenken, aber eben so schwankend in seinem Glauben gieng er nach einem

halben Jahre von Wunsiedel nach Jena. Hier besuchte er einst eine ascetische Vorlesung eines Magisters, um seiner Spottlust Nahrung zu geben, aber plötzlich wurde er so gerührt und erschüttert, daß sein Glaube nicht allein in Kurzem Festigkeit gewann, sondern daß er sogar von dem Extrem der Freigeisterei auf das des Pietismus verfiel. Er gieng nun nach Hause, und unterstützte seinen Vater im Predigen, bis dieser (1731) starb. Dann kam er, nach einem kurzen Besuch der hallischen Akademie, nach Neustadt an der Aisch, zuerst als Konrector, nach wenigen Jahren aber erhielt er das Rectorat.

Layritz besaß in einem vorzüglichen Grade die Eigenschaften, die einen ausgezeichneten Jugendlehrer und Aufseher über eine beträchtliche Schulanstalt bilden. Seine Gelehrsamkeit war gründlich und ausgebreitet, besonders in der Theologie, den alten Sprachen, der Philosophie und Mathematik; er wußte aber mit einer seltenen Unterscheidung stets das auszuwählen, was für seine Schüler das Zweckmäßigste war. Nie kam er unvorbereitet in die Schule. Die dunkeln und schweren Stellen der alten Autoren wußte er, vorzüglich nach Gesners Anleitung, so geschickt zu erklären, daß ihn auch die Schwächsten verstehen konnten. Beim Vortrage der philosophischen Wissenschaften war er unerschöpflich an treffenden Beispielen, aus dem gemeinen Leben und dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens. Beim Vortrage der Naturlehre enthüllte er seinen Zuhörern gleichsam die Geheimnisse der Natur vermittelst der Instrumente, deren Gebrauch er ihnen auf eine angenehme Weise zeigte. Als Lehrer der Mathematik verband er mit den Regeln und Demonstrationen zugleich

auch die Ausübung, indem er seine Schüler auf mancherlei Art dabei beschäftigte, mit Zeichnung der Figuren, Zusammensetzung der Körper, Ausmessung einiger Felder, Berge, Flüsse, Thürme ꝛc., mit Glasschleifen, Beobachtung der Gestirne und anderer Phönomene. Ueberall verband er das Nützliche mit dem Angenehmen, die Besserung des Herzens mit der Aufklärung des Verstandes. Seine natürliche Freundlichkeit gewann aller Herzen, und alles strebte nach dem Beifalle des wohlwollenden Lehrers, der auch mit seinen Kollegen in einer ununterbrochenen Harmonie lebte. Er wurde niemals hitzig oder aufbrausend, und wenn einer seiner Kollegen etwas versehen hatte, so nahm er ihn auf die Seite, ermahnte ihn freundschaftlich, und verbarg ihre Fehler aufs sorgfältigste vor den Schülern.

Die Neustädter Schule erlangte unter der Leitung eines so treflichen Mannes bald eine solche Celebrität, daß nicht nur aus dem benachbarten Schwaben und Franken, sondern auch aus Sachsen, Schlesien und Thüringen Studirende in solcher Menge herströmten, daß sie das Schulgebäude nicht mehr faßte. Dieß bestärkte ihn in dem Entschlusse, neue Schulgebäude zu errichten, die noch jetzt eine Zierde der Stadt sind, und die größtentheils von den beträchtlichen Summen erbaut wurden, welche Layritz fast aus ganz Deutschland, Holland und der Schweiz zusammen zu bringen wußte.

Alle Freunde des Schulwesens bedauerten es, daß Layritz sich schon im Jahr 1742 von einer Anstalt trennte, die durch ihn in die blühendsten Umstände versetzt worden war. Er stund, als Freund des Pietismus, schon lange mit dem Grafen von Zinzendorf in

Briefwechsel, und übernahm jetzt die Direction des Seminariums zu Marienborn. Im Jahr 1744 wurde er Archidiakonus bei der evangelischen Brüderunität zu Herrnhut, und fünf Jahre nachher begleitete er das Seminarium zu Marienborn nach Barby. Als ihn die Gesellschaft in der Folge nach Petersburg sandte, beschenkte ihn die Kaiserin Katharina II. mit einer goldenen Dose. Da er schon 66 Jahr alt war, reiste er nach Terra Labrador in Nordamerika zu den Eskimos, jener wilden und rohen Nation, die fast mit niemand Umgang hat, und kehrte glücklich wieder nach Deutschland zurück. Daß seine Reise in Rücksicht der Handlung von Nutzen gewesen sei, ersieht man daraus, weil die Herrnhuter von der Zeit an alle Jahre ein Schiff zu den Eskimos schicken. Nach seiner Rückkehr wurde er zu der Herrnhuter Versammlung in die Schweiz abgeschickt, und 1775 wählte man ihn zum Bischof. Seit dieser Zeit war er größtentheils mit Reisen und mit Ausbreitung seiner Religionsparthei eifrig beschäftigt, bis er am 3ten August 1788 zu Herrnhut, in einem Alter von 81 Jahren starb.

Als Schriftsteller hat sich Layritz durch verschiedene philosophische, pädagogische und philologische Schriften, unter andern durch ein ehemals sehr geschätztes Kompendium der Logik, nach dem Wolfischen System, durch sein Lexicon manuale, und Betrachtungen über eine christliche und verständige Erziehung der Kinder rühmlich bekannt gemacht. Sein Temperament war sanguinisch-cholerisch, daher war er in der Vollziehung seiner Geschäfte unermüdet, bei der Züchtigung der Feh-

ler strenge und ernsthaft, er blieb hartnäckig auf seinem Vorsatze, und beobachtete immer aufs genaueste eine gute Ordnung. Aber eben so sehr war er auch zur Freundschaft geneigt, aufrichtig, freundlich, höflich, willfährig, bescheiden und leutselig im Umgang, so daß er sich durch sein angenehmes Betragen sehr leicht aller Liebe und Gunst erwarb. In seiner Art zu leben hatte er manche auffallende Eigenheiten. Große Rednertalente hatte ihm die Natur verliehen, und seine Schüler nannten ihn nur den Evangelisten.

Johann Joachim Spalding.

Oberkonsistorialrath und Probst zu Berlin.

Spaldings Name wird in der Literatur und Kulturgeschichte des nördlichen Deutschlands stets mit Ehrfurcht auch dann noch genannt werden, wenn die Resultate seiner Lehre durch Wort und Buchstaben in den Bestrebungen und Ueberzeugungen eines rasch fortschreitenden Zeitalters kaum mehr bemerkbar sind. Es läßt sich klar darthun, daß ohne Spaldings und seiner nächsten Zeitgenossen und Mitarbeiter wohlthätig wärmende Aufhellung des dogmatischen Wolkenhimmels am preußischen Horizont nicht einmal die freimüthige Stimme der allgemeinen deutschen Bibliothek, geschweige denn so manches spätere Wort vernommen worden wäre.

Gebohren wurde Spalding zu Triebsees in Schwedisch-Pommern am 1sten November 1714. Er erhielt eine vielseitige und vielumfassende Geistesbildung. In den Jahren 1731 bis 1735 trieb er, jedoch unterbrochen, seine akademischen Studien in Rostock und Greifswalde. Auf der letztern Akademie edirte er seine ersten Probeschriften über die vorgeblichen Angriffe des Apostaten Julians auf das Christenthum und zur Vertheidigung der Wolfischen Philosophie, die damals noch man-

cherlei Anfechtungen erdulden mußte. Es gewann bald das Ansehen, als wollte der Staat den wohlgerüsteten, und auch mit den neuen Sprachen, aus welchen er wohlgerathene Uebersetzungen herausgab, vertrauten Kandidaten der Theologie zu weit wichtigern Geschäften, als die Hirtenpflege einer geistlichen Gemeinde zu seyn scheint, auffodern. Der talentvolle, schöngewachsene und durch gefallende Sitten sich empfehlende Jüngling wurde schwedischer Gesandtschaftssecretair bei dem Gesandten Rudenskiold von 1745 — 47. Damals wartete Gleim in Berlin auf eine anständige ihm versprochene Civilversorgung, und schloß einen Freundschaftsbund mit Spalding, der aber nach wenig Jahren zerrissen und nicht wieder angeknüpft wurde; die Ursache war eine unbehutsame Bekanntmachung Spaldingischer Briefe an Gleim.

Durchdrungen von der Würde und Nutzbarkeit des Predigtamts, deren Sachwalter er 24 Jahre später mit einer so sanftandringenden und überzeugenden Beredsamkeit wurde, zog Spalding im Jahr 1747 weit lockendere Aussichten, den Ruf zur Predigerstelle zu Lassahn in Schwedisch-Pommern vor, und trat bald nachher mit seiner Betrachtung über die Bestimmung des Menschen hervor, die in mehrmals veränderter und erweiterter Gestalt seinen Ruhm für Mitwelt und Nachwelt begründete, fast in alle lebende Sprachen, und selbst ins Lateinische, klassisch übersetzt wurde.

Im Jahr 1757 kam Spalding als Präpositus und erster Prediger in die kleine Stadt Bath, ebenfalls in Schwedisch-Pommern. Mit einer Art heiliger Rührung erinnerte sich der edle Mann in spätern Jahren

jener glücklichen Jahre im Anfange seiner Predigerlaufbahn, zog sie oft und mit siegreichen Gründen seiner spätern Erhebung vor, und behauptete, daß eine nicht allzu kummervolle Landpredigerstelle, wo man noch Zeit zur Selbstvervollkommnung übrig behält, das unerläßliche Noviziat jedes Geistlichen in einer höhern Stelle seyn sollte. In seinem Berlinischen Gartenhause hiengen Abbildungen seiner stillen Landpfarre, deren Andenken ihm immer das Paradies seiner Jugend zurück rief. Die Abschiedspredigt, mit der er 1764 seine Amtsverwaltung in Bath schloß, ist ein unvergleichliches Vermächtniß an alle Geistliche, die in kleinern Stellen nach höhern Würden und Bürden gelüstet. Diese Predigt hörte Lavater mit an, der durch seine Schriften ergriffen, von Zürch nach Pommern wanderte, und Spaldingen auch nach Berlin, wo er zum Pastor und Probst bei der Nikolaikirche erwählt, und vom Könige zum Oberkonsistorialrath ernannt worden war, begleitete. Wort und That, äussere und innere Würde, Strenge mit Milde und Feinheit, machten ihn zum Liebling seiner Gemeinde, zum Muster aller zartfühlenden Jünglinge, die sich zu würdigen Geistlichen zu bilden strebten, und zum Orakel aller Denker, die weder Vernünftler noch Schwärmer seyn konnten. Die holdeste Suada saß auf der Lippe des Kanzelredners, der in seiner noch in Pommern herausgegebenen Schrift über den Werth der Gefühle im Christenthum die Grenzlinien zwischen bloßen Gefühls- und Verstandespredigten so fein bezeichnet hatte.

Ueber alle Spaldingische Schriften verbreitet sich Licht, Faßlichkeit, Gefühl und Eleganz in einem sehr

vorzüglichen Grade; und seine Predigten, wovon einige Sammlungen und mehrere einzeln gedruckte vorhanden sind, leisten das ganz, was er selbst in seinem lehrreichen Buche, über die Nutzbarkeit des Predigtamtes, als wesentlichste Eigenschaft der Kanzelvorträge fodert: „Man könnte, sagt er, das eigentliche charakteristische Merkmal einer guten und ihrem Zwecke gemäßen Predigt darein setzen, daß der erste dadurch erregte lebhafte Gedanke, ganz von dem Herzen gefühlt, der sein müßte: Wie wahr ist das! Und nachher (vielleicht je später, nachher desto besser) könnte die zweite Empfindung sich äußern: Wie schön ist das gesagt!“ Spaldings Beredsamkeit ist die einfältige Sprache der Wahrheit, der ruhigen, prüfenden Vernunft, des Tiefsinns und der Menschenliebe: sie rührt ohne zu erschüttern, sie überführt ohne zu betäuben, sie erleuchtet, unterrichtet und gewinnt die Herzen. Der Geist einer aufgeklärten Gottesfurcht, der lautern, herzinnigen Einfalt: Sanftmuth und Wahrheitseifer, tiefer Forschungsgeist, Ernst und ein gewisser Ton der Eingebung, Ton des Wohlwollens und der reinsten Bruderliebe, geben der Spaldingischen Wohlredenheit Gewicht.

Als unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. das bekannte Religionsedikt erschien, legte Spalding, der seinen Grundsätzen nie ungetreu werden konnte, seine Predigerstelle nieder. Seine letzte Amtspredigt am 21. September. 1788 (sie ist unter diesem Titel zum Besten der Berlinischen Armenschulen besonders gedruckt) vereinigte alle hell und gerade

denkenden Berliner in allen Ständen und Volksklassen zu dem Geständniß, daß der Abtritt dieses Mannes eine öffentliche Kalamität sey. Auch bei dieser Gelegenheit gab ihm seine Gemeinde einen Beweis ihrer besondern Werthachtung. Er mußte seit seiner Resignation einem Gehülfen, der sein Amt versah, von seinen Einkommen jährlich 300 Reichsthaler abtreten. Seine Zuhörer wollten aber nicht, daß die Einkünfte ihres vieljährigen Lehrers vermindert würden. Sogleich trat also eine Gesellschaft zusammen, und vereinigte sich, dem edlen Greise statt der abzugebenden 300 Rthlr. ein jährliches Geschenk von 400 Rthlr. zu machen. Der Anfang wurde auch wirklich gemacht und ihm durch einen unbekannten Knaben 200 Rthlr. zugeschickt, mit der Versicherung, daß dieses alle halbe Jahr wiederholt werden sollte. Wie sehr ein solcher Beweis der Liebe den würdigen Greis rühren mußte, kann man sich leicht vorstellen. Er dachte aber viel zu edel, um dieses Geschenk geradezu anzunehmen, und da er nicht wußte, an wen er sich deshalb wenden sollte, so ließ er in die Berliner Zeitungen die Anzeige rücken: „Es sey etwas richtig abgegeben worden; man könne es aber nicht annehmen, bis man mit den Gebern über eine gewisse Bedingung einig geworden wäre.“ Der unbekannte Knabe erschien also wieder, um die Bedingung zu erfahren, und die war: man möchte ihm (Spalding) erlauben, die 200 Rthl. jedesmal unter die Armen zu vertheilen. Hierauf brachte der Knabe die abermalige Erklärung: Man wünsche sehr, daß der Herr Probst das Geschenk für sich, zu seiner Entschädigung behalte, die Armen sollten nichts desto weniger die Gaben, die sie sonst empfan-

gen hätten, ohne die geringste Verkürzung ferner erhalten.

Auch im Greisenalter fuhr Spalding fort, nützliche Wahrheiten in gehaltreichen Schriften mitzutheilen. Es erschien im Jahr 1788 eine bedeutende Zugabe zu seinen vertrauten Briefen, die Religion betreffend, und endlich 1798 mit seinem Namen auf dem Titelblatt, eine neue Auflage seines Apologetikons: die Religion eine Angelegenheit des Menschen, worüber man Garve's Urtheile in den bekannten Briefwechsel nachlesen muß. Allmählich schränkte sich der muntere, aber mit sich selbst weise haushaltende Greis nur auf den Genuß seiner Familie und seiner Bücher ein. Denn in der Lektüre war er stets unersättlich, und doch las er mit Auswahl und immer nur das Ausgezeichnete und Merkwürdige in allen Fachern und Sprachen. Hierdurch und durch den vertrauten Umgang mit den erlesensten Menschen hatte er sich einen seltenen Schatz des Wissens erworben. Seine Geburtstage waren frohe Familienfeste im Kreise seiner Kinder und Enkel bei seinem Schwiegersohn, dem Oberkonsistorialrath Sack.

Den Sommer brachte Spalding viele Jahre nach einander gewöhnlich in Charlottenburg zu. Da saß er oft patriarchalisch unter dem Schirmdach vor seinem Hause auf einer für ihn gepolsterten Bank. Da empfieng er die Fremden mit dem Anstande des feinsten Weltmannes, und fügte ihren Unterredungen mit einer bewundernswürdigen Gegenwart seines Geistes immer eine treffende Anekdote oder Reflexion bei. Da wurden die neuesten Welthändel in lebhaften Diskussionen besprochen,

chen, an welchen er stets einen innigen Antheil nahm. Er rechnete stets auf große wohlthätige Folgen der Revolution, mochte aber von ihrem Ende nichts mehr hören. Gewöhnlich war er in Gesellschaft seiner Gattin (er hatte zum drittenmal geheurathet), deren zärtlicher und unermüdeter Pflege er größtentheils seine ununterbrochene Munterkeit und Gesundheit verdankte, und die er daher mit inniger Rührung oft seinen Schutzengel nannte. Sein wohlgebauter, dauerhafter Körper, sein fleckenloser Wandel und seine frühe Zurückgezogenheit von der Berliner Konvivialität, seine ungetrübte Seelenruhe und stille Heiterkeit, seine frohen Familienumgebungen führten ihn zu den höchsten Stufen des Alters. Er las bis ins späteste Alter jede Schrift ohne Brille, hatte alle Vorderzähne, und überstand, nachdem er schon die achtzig erreicht hatte, noch eine mörderische Dyssinterie. Er starb am 26sten Mai 1804 im 90sten Jahre seines Lebens. Sein Bild ist in Schattenrissen und Kupferstichen, vor Bibliotheken und Kirchenannalen hundertfach verbreitet, aber bis jetzt am Besten von Bause in Leipzig gestochen. Noch lange lebt der Unvergeßliche in tausend Geistern, die er durch Wort, Schrift und Beispiel veredelt hat.

Wilhelm Abraham Teller.

Oberkonsistorialrath und Probst in Berlin.

Bald nach dem Tode seines vieljährigen Kollegen Spaldings gieng auch der ehrwürdige Teller zu seiner Ruhe ein, reich an Verdiensten, wie jener, und geachtet von vielen Tausenden in der Nähe und in der Ferne. Was er, mit seltenen Kenntnissen ausgerüstet, zur Verbreitung gereinigter Religionsbegriffe, zur Zerstörung des Unglaubens, des Aberglaubens und der ärgerlichen Sklaverei der Gewissen, zur Veredlung des Systems und zur Aufklärung seines Jahrhunderts überhaupt gewagt und bewirkt hat, das wird auch die Nachwelt in einem dankbaren Andenken behalten.

Er stammte aus einer alttheologischen Familie und war am 9ten Januar 1734 zu Leipzig gebohren. Sein Vater war der verdiente und zu seiner Zeit sehr geschätzte Leipziger Professor Romanus Teller, der im Jahr 1750 starb. Der Sohn erhielt in der Kindheit und ersten Jugend seinen Unterricht von Hauslehrern, unter denen er das meiste dem nachherigen Professor Glöckner zu danken hatte, der ihn bis zur Akademie bildete, auf welcher er schon im 15ten Jahre seine Studien anfieng. In der Schule des großen Ernesti gebildet, mit gründlichen philologischen Kenntnissen ausgerüstet, kam er zum Studium der Gottesgelehrsamkeit, und

wurde durch Kritik und Exegese frühe schon zur freimüthigen Forschung angeführt. Im Jahr 1755 wurde er Katechet an der Peterskirche und gleich darauf Bakkalaur der Theologie, wodurch er die Freiheit erhielt, theologische Kollegien zu lesen, und Vormittags in der Universitätskirche mit zu predigen. Eine seiner ersten Schriften betraf die Kennikottische Bibelkritik. Sein rastloser Geist trieb ihn zu Behauptungen, die dem bedächtlichen Ernesti bald zu kühn dünkten, und über die er bedenklich den Kopf schüttelte. Allein dem Schüler war es wenigstens um Wahrheit und Licht zu thun, so wie es sich ihm darstellte, und er hat selbst in seiner merkwürdigen Schrift über Ernestis Verdienste um Theologie und Religion die Verhältnisse freimüthig angegeben, in welchen seine Ueberzeugungen zu denen seines Lehrers gestanden hatten.

Als der vorige Herzog von Braunschweig im Jahr 1761 von Ernesti einen gelehrten Theologen für seine Universität Helmstädt begehrte, empfohl dieser Tellern, der schon früher einen Antrag wegen der zweiten Universitätspredigerstelle in Göttingen abgelehnt hatte. Jetzt beschloß er dem Rufe zu folgen, wurde Doctor der Theologie und vertheidigte bei dieser Gelegenheit seine Inaugural-Disputation (Topice Scripturae), in welcher gewisse Regeln festgesetzt wurden, nach denen die Wahl der Beweisstellen in der Dogmatik geschehen müßte. Der Superintendent Bahrdt (Vater des bekannten Neologen), welcher einer der Opponenten war, wollte dem Verfasser allerlei Ketzereien zur Last legen, und ließ sich nur auf Ernestis und Stemlers Zureden bewegen, von seiner Protestation gegen die Promotion abzustehen.

In Helmstädt bildete Teller durch fortgesetztes Forschen in der Exegese und Kirchengeschichte sein dogmatisches Lehrgebäude aus, und trat mit einem Lehrbuche des christlichen Glaubens auf, welches die damalige theologische Welt in große Bewegung setzte, und viel Angriffe und Streitschriften veranlaßte, weil der Verfasser mit mehr Kühnheit hervortrat als seine Vorgänger, und nicht nur manche Lehrsätze aus der Dogmatik ganz wegließ, sondern auch manche bisherige Beweise entkräftete, und — wie man ihm Schuld gab — gewisse Lehren, der Bibel sowohl, als dem kirchlichen Lehrbegriff zuwider, vortrug. Allein gerade durch diesen Widerspruch wurde Teller immer noch freimüthiger und kühner, und gab unter andern durch die fortgesetzten Untersuchungen über die Auferstehungslehre ein merkwürdiges Beispiel der Prüfung nach den Kirchenvätern und früheren Glaubensbegriffen. Vermehrte er dadurch auf der einen Seite die Zahl seiner Gegner, so fanden sich auf der andern nicht wenige, die seinen Forschungen ihren Beifall schenkten, und der Ruf an Baumgartens Stelle nach Halle war ein lautes Zeugniß von der Achtung, in der er schon damals stund. Allein er beschloß in Helmstädt zu bleiben, bis er im Jahr 1767 dem Rufe nach Berlin folgte, als Oberkonsistorialrath, Probst zu Köln und Pastor primarius an der Petrikirche. Dem alt- und rechtgläubigen Herzog von Braunschweig war allmählich vor dem kühnen Neuerer bange geworden, und darum entließ er ihn eben nicht ungerne.

Erst in Berlin konnte Teller vollenden, was er in Helmstädt angefangen hatte. Sein Wörterbuch des

neuen Testamentes, das 1772 zum ersten- und 1792 zum fünftenmal gedruckt wurde, fand auf der einen Seite eben so lauten Tadel als auf der andern Beifall, hatte aber gewiß auf die liberalere Behandlung der Glaubenslehren und des gesammten theologischen Studiums einen ungemein wohlthätigen Einfluß. Auch um die Verbesserung des Kanzelvortrags hat Teller unbestrittene Verdienste. Ein Kanzelredner war er freilich nicht, und sein mündlicher Vortrag hatte mit einigen schwer zu besiegenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber seine gedruckten Predigten, deren Zahl nicht klein ist, sind Muster von Klarheit, rein von allem Wortgepränge, faßlich für den einfältigen Christen, und doch präcis und nachdrücklich. Alles, was er vorträgt, ist mit Ueberlegung und philosophischer Genauigkeit durchdacht, und kurz und ungezwungen gesagt; aber selbst diese Kürze ist ungezwungen und populär. Ungern vermißt man zuweilen die belebende Wärme und einen hinreißenden Ausdruck. Wenn aber auch sein Vortrag im Ganzen nicht musterhaft ist, so hat er doch in mehr als einer Hinsicht Verdienste um unsere Muttersprache, die er (der gelehrte Herausgeber des Sallusts und Turretins) auch kritisch studirt hatte. Seine Schriften über Luthers Lieder und Bibelübersetzung dringen tief in den Geist unsrer Sprache ein. Als Herzberg für die deutsche Sprache eine eigene Klasse in der Berliner Akademie der Wissenschaften stiftete, trat auch Teller hinzu, und seine Vorlesung über die deutschen Synonymen befindet sich im ersten Theile dieser Societätsschriften.

Im treuen Bunde mit Spalding, Dietrich, Büsching und den übrigen Mitgliedern des Berlini-

schen Oberkonsistoriums beförderte Teller mit einem nicht zu ermüdenden Eifer alles Gute, kämpfte mit Muth und Klugheit gegen alte Vorurtheile, und errang manchen glänzenden Sieg. Diese Beharrlichkeit bewies er auch da, als das Religionsedict erschien und die Wölnersche Parthei dominirte. Wo manche zagten und zurücktraten, blieb er allein unerschrocken, und selbst der Absetzung gewärtig gab er den merkwürdigen Anhang zu seinem Valentinian heraus, und wich dem schwärmerischen oder selbstsüchtigen Verfinsterer selbst da nicht, als das berüchtigte Examinationsschema mit Gewalt durchgesetzt werden sollte. Er gab in dieser Zeit die Religion der Vollkommnern heraus, setzte sein nutzbares Predigermagazin fort, und bewies durch jeden seiner Schritte, daß er ohne alle persönliche Rücksichten nur das, was ihm das Beste dünkte, im Auge hatte. Dieß feste und selbstständige Betragen erwarb ihm die Achtung aller Redlichen, selbst solcher, die in ihren Ueberzeugungen sonst sehr von ihm abwichen.

Der schöne Zeitpunkt, wo Friedrich Wilhelm III. aufs neue die lichtvolle Bahn seines Grosoheims betrat, mußte nothwendig für den ehrwürdigen Teller eine sehr frohe Erscheinung seyn. Nur erregte sein körperlicher Zustand immer mehr Besorgnisse. Gern schöpfte er auf seinem vaterländischen Boden, in dem romantischen Tharand bei Dresden, mehrere Jahre hintereinander Erfrischung für seine Lebensgeister, und hatte er bei einer Auffoderung, die ihm bald der eifernde de Luc, bald das Berlinische Judenthum, bald die zu schnell versuchte Bauernaufklärung darbot, die wohlgespitzte Feder in der Hand, oder belebte er den Kreis seiner Freunde

durch Scherz und muntere Gespräche; so war bis wenige Monate vor seinem Tode keine Aenderung an ihm zu bemerken. Schnell sank endlich die baufällige Hütte. Bei sichtbar zunehmender Schwäche hatte man ihm, wenige Wochen vor seinem Tode, schon einen Nachfolger bestimmt, und so gelassen und klug er auch diese Maasregel ertrug, so tief schien doch sein Zartgefühl diesen Mangel an Schonung zu empfinden. Schon hatte er sich zum Besuch einer Sitzung im Oberkonsistorium angekleidet, als ihm die Füsse den Dienst versagten, und ihn das Bette zu hüten nöthigten. Er müsse reisen! dieß waren seine letzten kräftigen Aeußerungen, wobei er mit ungewöhnlicher Anstrengung sich noch einmal ermannte, das Krankenlager verließ, und todt auf die Schulter seiner sorgsamen und edlen Gattin niedersank. Der Tag, da dieß geschah, war der 9te December des Jahrs 1803.

Mit Tellern ist ein Schatz vielfach erprobter und gereifter Gelehrsamkeit, die sich nicht blos auf sein Amtsfach einschränkte; großer Welt- und Menschenkenntniß, die er treflich mit der Erfüllung seiner Amtspflicht zu verbinden wußte, und mannichfaltige Erfahrungen in den obern und untern Ständen aus der Welt gegangen. Aber so groß auch seine Gelehrsamkeit, und so mannichfaltig seine Geistesbildung war, so hell leuchteten doch neben ihnen die Biederkeit seines Charakters, sein tiefes Gefühl für Freundschaft, seine anspruchlose Bescheidenheit hervor. Selbst bei heftigen und leidenschaftlichen Aeußerungen war seine edle Absicht nie zu verkennen. Er starb im Genusse des unbedingten Vertrauens seiner Obern, der herzlichsten Liebe seiner Freunde, und der Achtung und Zuneigung aller guten Menschen.

Ernst Jakob Danov.

Kirchenrath und Professor der Theologie in Jena.

Es wäre unbillig, einen Mann mit Stillschweigen zu übergehen, der in seinen Verhältnissen unstreitig viel Gutes wirkte. Wenn er sich auch als Schriftsteller nicht zu einer bedeutenden ruhmvollen Höhe erhoben hat, so ist sein Verdienst als akademischer Lehrer und sein Einfluß, den er als solcher auf die theologische Bildung seiner zahlreichen Schüler gehabt hat, doch entschiedener und größer; und schon dies giebt ihm ein Recht, neben den Männern zu stehen, die sich durch Verdienste auszeichneten. Indeß war doch sein Lehrbuch der Dogmatik (theolog. dog. instit. 2 Tom. 1773—76) den Bedürfnissen der Zeit, in der es erschien, nicht wenig angemessen, und trug das Seinige zur Aufklärung und Berichtigung einzelner dogmatischer Begriffe rühmlich bei.

Danov ward zu Redlau, unweit Danzig, am 12. März 1741 gebohren, von einer Mutter, die ihren Stand durch das, was sie darinn gethan, und noch mehr durch das, was sie gelitten, verherrlichet hat. Sein Vater war ein gelehrter und beliebter Geistlicher,

welcher im Jahr 1772 starb, ein Mann von hitzigem cholerischem Temperamente, aber auch von Treue und Eifer im Beruf. Danov's Eltern erzogen sehr glücklich von einem mäßigen Einkommen eine zahlreiche Familie, und doch gieng der Vater aus der Welt, ohne jemand etwas schuldig zu seyn — eine Beruhigung, die er dem Fleiß, der Treue und Sparsamkeit seiner, ihn noch lange überlebenden Gattin zu danken hatte. Der Vater war besonders des ältesten Sohnes, Ernst Jakobs, einziger Lehrer, bis ins 15te Jahr. Im Griechischen allein wollte der väterliche Unterricht nicht gedeihen. Der Sohn überraschte daher den Vater einst durch Proben, wie weit sein Privatfleiß jenen griechischen Kummer doch endlich besiegt habe.

Seine weitere Ausbildung in den Humanioren verdankte der Jüngling dem Danziger Gymnasium, welches er vier Jahre hindurch besuchte, nach deren Verlauf er in einem Zeitraume von fünf Jahren den akademischen Unterricht der Universitäten Helmstädt und Göttingen genoß. Nach dieser Zeit, im Jahr 1765, folgte er dem Winke Schuberts nach Greifswalde und wurde hier der Lehrer seiner Söhne, wie er denn auch von Michaelis Sohne es ehehin war. Allein schon nach acht Monaten wurde er als Rector an die Johannis-Schule nach Danzig berufen, wo er mit ausnehmender Treue und Fleiß arbeitete. Die Hitze, mit der er Verbesserungen in der Lehrart und Schulzucht durchsetzen wollte, wurde indessen für ihn eine ergiebige Quelle des Verdrusses. Er entgieng diesem dadurch, daß er im Jahr, 1768 einem Rufe als Professor der Theologie nach Jena folgte, hauptsächlich auf Empfehlung des be-

rühmten Bertling, seines väterlichen Freundes, der dem Gymnasium zu Danzig als Rector vorstund.

Dano v fand sich treflich in die neue Stelle, zu der er berufen war. Er fand Beifall, ohne ihn auf einem der mannigfaltigen Schleichwege zu suchen, die zum öftern eingeschlagen werden. Er hatte dazu zu viel Selbstgefühl, und fand zu viel Würde in seinem Berufe, dessen Bestimmung er nach seinem ganzen Umfange kannte. Seine verständigsten Zuhörer rühmten an seinem Vortrage eine einnehmende Lebhaftigkeit des Tons, und der Stimme, eine anständige Deklamation, eine lichtvolle Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung und philosophische Bündigkeit der Gedanken. Seinen Predigten fehlte die wahre Popularität; sie hatten zu viel Scientifisches und seine Modulation zu viel Kathederton. So beredt sein mündlicher Vortrag war, so geschraubt, verdreht und mühsam war sein schriftlicher, und zwar besonders im Lateinischen. Sein beständiges ängstliches künsteln an Wort und Ausdruck war Ursache, daß an seiner Dogmatik gegen die sieben Jahre gedruckt wurde. Jedes Programm machte seinen Umgang merklich launisch und mürrisch. Sicher lag ein großer Theil dieser Aengstlichkeit in der Achtung für sein lesendes Publikum. Als ein geübter Denker, versehen mit einem guten Gedächtniß, schrieb er wenig auf bei seinen Vorlesungen; bereitete sich aber auf jede mit Sorgfalt. Selten fand ihn ein Zuhörer gleich nach dem Kollegium bei guter Laune; es lag in seinem Temperament, daß er, nach einer streng gedachten Stunde, sich nicht sogleich in die vorige Geistesheiterkeit wieder umstimmen konnte. Er las seine volle Stunde bis auf wenige Mi-

nuten und versäumte ohne die höchste Noth keine Stunde. Dabei machte er sich um seine Zuhörer, deren er etliche hundert in einem Kollegio hatte, sehr verdient, durch Rath, Umgang und thätigen Beistand. Nie gab er die ihm schuldige Ehrerbietung Preis, nie die akademische Disciplin — oft sein Honorarium! etliche mal den Tumultuanten seine Fenster, immer blieb ihm die Liebe der Vernünftigen.

Talent und Neigung zur spekulativen Philosophie machten, daß Danov den Geist der besten deutschen, englischen und französischen Weisen sich eigen machte. Dogmatik, Moral, symbolische Theologie, nebst der Exegese des neuen Testaments war der Gegenstand seiner Beschäftigungen. In die historischen Disciplinen der Theologie wollte und konnte er minder tief eindringen. In dem Bekenntnisse seiner Einsichten war er freimüthig und bescheiden; in Rücksicht auf die Meinungen anderer billig und tolerant. Es war ein Hauptzug seines Charakters, mehr nach Grundsätzen als Empfindungen zu handeln. In der Freundschaft wollte er mit äußerster Delikatesse behandelt seyn. Man hat ihn hie und da des Stolzes beschuldiget; aber sicher hat seine finstere Laune, seine Physiognomie, seine ansehnliche Länge an diesem Vorwurf Theil, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß er bisweilen das Gute, das er besaß, zu lebhaft fühlte, zu eifersüchtig auf die Hochschätzung anderer, und in den Foderungen, die er an andere zu thun das Recht hatte, bisweilen zu genau und eigensinnig war. Heilig war ihm die Religion; sorgfältig legte er die Werthschätzung derselben, auch bei dem nie ausgesetzten äußerlichen Gottesdienste an den Tag.

Am meisten hatte Danov mit dem Feuer seines cholerischen Temperaments, in einem sonst gesunden, schön und ansehnlich gebildeten, starken und vollblütigen Körper zu kämpfen, welches ihn bisweilen bei Sachen, die er für recht und gut ansah, mit größerer Schnelligkeit, Lebhaftigkeit und Hitze zu sprechen und zu handeln vermochte; oder bei erlittenen Beleidigungen in heftigern Zorn brachte, als er vor dieser Ueberraschung wollte, oder nachher billigte.

Im letzten Jahre seines Lebens (es war das 1782ste) wurde ihm das Arbeiten, besonders aber das Schreiben, saurer, als jemals. Der Tod eines seiner Kollegen war Ursache, daß er jetzt fast täglich fünf Stunden mit verdoppelter Anstrengung lesen mußte. Schon redete er von seinen künftigen Kollegien, Prorectorat; ließ jene in das Lectionsverzeichniß setzen; wollte ein Haus kaufen; zeichnete sich Bücher aus einem Katalog; geht am Nachmittag des 17ten Märzes mit einem vertrauten Freunde vergnügt spatzieren; ist am Abend noch außerordentlich munter mit seiner Frau und Schwägerin; arbeitet nachher noch bis 11 Uhr an seinem Programm, geht nun ruhig aus seinem Studierzimmer in das Schlafgemach, legt sich nieder, vergißt aber das Licht auszulöschen; seine Gattin erinnert ihn daran; er antwortet ihr: es ist auch wahr, das hätt' ich bald vergessen; löscht es aus und wünscht ihr eine gute Nacht! — sicher ahndete er jetzt noch nicht, daß dieß die letzte seyn würde. — Und morgens um 7 Uhr war es, als sie geweckt wurde, und auf dem Schreibpulte des Studierzimmers folgenden Zettel fand: „Mein letzter Wille ist, daß meine hinterlassene bedaurenswerthe Witwe, gebohrne Wilhel-

mine Eberin, die einzige Erbin meines ganzen wenigen Nachlasses sei. Man lasse ihn statt haben, soweit es unter den Umständen nur immer seyn kann. Möchte die Bedauernswerthe mich doch ganz vergessen können, und es wirklich thun. Geschrieben Montags nach Judica 4½ Uhr früh 1782. Ernst Jakob Danov."

Ein heftiger und plötzlicher Ausbruch von Melancholie, davon in seinem ganzen Leben Aeußerungen sind, stürzte den Unglücklichen in die Fluthen der Saale. Als man ihn gegen ein Uhr gefunden hatte, versuchten die Aerzte alle Kunstmittel, um ihn ins Leben zurück zu bringen, aber vergebens. Nach 2 mal 24 Stunden secirte man ihn und fand im Gehirn verschiedene osseseirte Theile, die Galle ganz schwarz, das Blut dick und die Lunge stark angewachsen. Sein entseelter Körper ward hierauf den Donnerstag mit allen seinem Stande und entschiedenem Verdienste gemäßer Achtung und mit allen öffentlichen Ehrenbezeugungen in die Universitätskirche beigesetzt. Vierzehn der vornehmsten Studierenden trugen die Leiche. Viele Professoren und andere Personen von Stande, und eine große Menge Studierende, die über diesen Verlust äußerst gerührt waren, begleiteten sie.

Samuel Werenfels.

Professor der Theologie in Basel.

Einer der gründlichsten Gottesgelehrten seiner Zeit, der in der Schweiz zuerst anfieng, gesunde Begriffe in die Theologie zu bringen. Er wurde am 1sten März 1657 in Basel gebohren. Sein Vater hatte sich als Professor und Pfarrer große Hochachtung erworben; seine Mutter, Margaretha Grynäus, war ebenfalls von gelehrter Abkunft; von Jugend auf ward unser Werenfels, und zwar immer mit glücklichem Erfolge, den Wissenschaften gewidmet. Außer der Beihülfe seines Vaters genoß er den Unterricht eines Joh. Rud. Wetsteins, eines Joh. Zwingers und Lucas Gernlers. Als er seinen akademischen Kursus vollendet hatte, wurde er in das Predigtamt eingeweiht, und besuchte dann die Schulen und Kirchen in Zürich, Bern, Genf und Lausanne.

Nach der Rückkunft in seine Vaterstadt übte er sich in Predigergeschäften, und vermehrte zugleich die Summe seiner wissenschaftlichen Kenntnisse. Damals befand er sich mit Nicolaus Gürtler und Bernoulli, seinen Altersgenossen, im vertraulichsten Umgange. In

ihren täglichen Unterhaltungen übten sie sich in Auflösung allerlei philosophischer und theologischer Fragen. — Uebungen, die oft weit mehr als alle akademischen Vorlesungen die Bildung des Geistes befördern.

Werenfels wollte sich anfangs dem Predigamte widmen; da ihm aber das Memoriren seiner öffentlichen Vorträge zu viel Mühe machte, so beschloß er die akademische Laufbahn zu wählen. Er übernahm 1684 vikariatsweise den akademischen Lehrstuhl, und zwei Jahre hernach wurde er zum wirklichen Lehrer der griechischen Sprache ernannt. In eben diesem Jahre machte er eine literarische Reise mit Friedr. Battier und Gilbert Burnet, welcher letztere nachher Bischof von Salisbury wurde. Bei seiner Rückkunft erhielt er das rhetorische Lehramt, und 1696 die Professur der Kontroversen. In seinem Vortrage schränkte er sich auf die wesentlichsten Kirchenzwiste ein, und sie behandelte er auf eine weit lieberalere Art, als es vorher gewöhnlich gewesen war, zugleich mit Nachdruck und Würde. Seine polemischen Beschäftigungen veranlaßten ihn zu einer neuen literarischen Reise, in der Absicht, die Lehrer der römischen Kirche nicht blos aus Schriften, sondern auch aus persönlichen Umgange kennen zu lernen. Am längsten hielt er sich dießmal in Paris auf, und genoß besonders den Umgang eines Malebranche, Montfaucon, Varignon und anderer Gelehrten. In Neufchatel schloß er mit Osterwald, und in Genf mit Alphons Turretin den Bund einer vertrauten Freundschaft, und in Lausanne lernte er den Philosophen Crousay kennen.

Bereichert mit neuen Schätzen der Weltweisheit kam er in seine Vaterstadt zurück, und wandte seine hellen Einsichten mit unverstellter Offenheit zum gemeinen Besten an. Man übergab ihm nach seines Vaters Tode 1703 die Professur des alten Testaments, und mit besonderer Herzenstheilnehmung arbeitete er jetzt an der Auslegung der Psalmen. Es war aber überhaupt kein Zweig der theologischen Wissenschaften, den er nicht aufzuhellen gesucht, und über den er nicht ein wohlthätiges Licht verbreitet hätte. Er unterwarf sämmtliche Glaubenslehren einer strengen, unbefangenen Prüfung, suchte sie insbesondere von allen dunkeln und scholastischen Formeln, Eintheilungen und Ausdrücken zu reinigen, und sie auf einfachere, der Vernunft und Schrift gemäßere Lehrsätze zurück zu führen; indem er dabei überall von dem Grundsatze ausgieng, daß eine Lehre nicht sowohl dann, wenn sie von der alten Meinung abwich, als vielmehr dann verdächtig scheinen müsse, wenn sie ächte Religiosität und Frömmigkeit zu verdrängen schien. Diese liberale Behandlungsart und Ansicht der Theologie zeigte sich sowohl in seinen akademischen Vorlesungen, als auch in allen seinen theologischen Abhandlungen, die öfters zusammen gedruckt geworden sind, und sich bis auf unsere Zeiten in verdientem Ansehen erhalten haben. (Opuscula theologica, philosophica et philologica. III. Tom. Basil. 1782. 8.)

Verschiedene Akademien, Franecker, Lewarden und andere suchten mit Versprechung großer Gehalte diesen berühmten Theologen an sich zu ziehen; allein theils seine schwächliche Gesundheit, theils die Bitten der baslerischen Akademie, besonders auch die kindliche Anhäng-

lich-

lichkeit an seine Mutter fesselten ihn an seine Vaterstadt. Die englische Gesellschaft de propaganda fide und die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin rechneten es sich zu einer Ehre, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen nach Neuburg, Genf und in andere Gegenden. Mit neuen Leibes- und Gemüthskräften kam er zurück, und durch solche Reisen gewannen seine Zuhörer mehr, als sie verloren.

Nach Wetsteins Tode, den er als Vater kindlich verehrte, erhielt er 1711 die Professur des neuen Testaments, und in eben diesem Jahre wurde ihm von der französischen Kirche in Basel das Seniorat übertragen. Von diesem Amte schreiben sich die französischen Predigten her, die er von Zeit zu Zeit in dieser Kirche hielt, und die im Original und in deutschen Uebersetzungen mehrmals gedruckt wurden. Schon Mosheim empfahl diese Religionsvorträge angehenden Predigern als Muster. Licht und Wärme ist ihnen gleich gut vertheilt; Werenfels scheidet die populaire und gelehrte Theologie sehr weislich, und macht nur Gebrauch von der letztern.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich, mit Hintansetzung aller Kontroversen, ganz allein mit der praktischen Theologie. Weit mehr war er bemüht, die Urtheilskraft seiner Schüler als ihr Gedächtniß zu üben. Im vertraulichen Umgange wußte er ihr ganzes Herz zu gewinnen, und ihnen die Tugend als letzten Zweck aller Aufklärung zu empfehlen. Es war beinahe kein Prediger in den reformirten schweizerischen Kantonen, der nicht bei unserm Werenfels in diesen

oder in andern Fällen Rath gesucht habe. Mit liebenswürdiger Höflichkeit empfieng er Besuche von Einheimischen und Fremden; nicht blos Theologen, sondern Leute von jedem Rang und Stand strebten nach seinem Umgang; die Kirche, die Akademie, die Regierung selbst fragten ihn um Rath und seine Konsultationen wurden immer für höchst brauchbar geachtet. Er wurde zuletzt von einem gelinden Flußfieber befallen, welches nur durch sein hohes Alter tödtlich wurde. Sanft entschlief er im 84sten Jahr seines Alters, den 1sten Jun. 1740.

Jakob Vernet.

Professor der Theologie und Prediger in Genf.

Vernet gehört unter die Theologen, welche über Religionslehren frei denken, sich an keine Lehrform binden, und ihre Ueberzeugungen mit Scharfsinn und hinreissender Beredsamkeit der Welt mittheilen. Er machte unter seinen Konfessions-Verwandten Epoche und verdient in jeder Hinsicht die Achtung aller Zeiten.

Genf war der Ort seiner Geburt, und der 29ste August des Jahres 1698 der Tag derselben. Sein Vater war ein geschätzter, aber nicht sonderlich reicher Kaufmann, und als dieser 1706 starb, mußte Jakob mit noch 9 Geschwistern die mäßige Erbschaft theilen, die gerade hinreichend war, ihn ohne Kummer bis in die Jahre zu leiten, wo jeder Mensch gelernt haben sollte, sein Brod selber zu verdienen. Die übrigen 6 Brüder widmeten sich dem Stande ihres Vaters, er selbst aber den Wissenschaften. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit studirte er seit seinem 18ten Jahre die Theologie, und die beiden Turretins und Benedict Pictet waren seine vornehmsten Lehrer. Als er den

akademischen Kursus geendigt hatte, gieng er nach Paris, und widmete sich hier länger als 8 Jahre dem Unterricht eines jungen Franzosen. Jede Gelegenheit, seinen Geist auszubilden, benutzte er mit weiser Sorgfalt, und seine Kenntnisse und seinen Sitten verschaften ihm den Umgang und die Achtung der angesehensten Gelehrten. Mit seinem Zöglinge durchreiste er ein Jahr lang Italien, und mit welcher Aufmerksamkeit er dieß gethan, beweisen seine Briefe über den Literaturzustand Italiens (Lettres sur l'état litéraire de l'Italie — abgedruckt in der Bibliotheque Italique), die an innerem Gehalt ganze Bände unsrer jetzigen Reisebeschreibungen aufwiegen.

Im Jahr 1730 ward er als Prediger nahe bei Genf einer kleinen Dorfgemeinde vorgesetzt, von der er sich aber bald wieder trennen mußte, um den Sohn seines verehrten Lehrers A. Turretin auf einer Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich zu begleiten. Ein genaues Tagebuch derselben, und die Verbindungen, worinn er lebenslang mit den berühmtesten Männern dieser Länder geblieben, sind der beste Beweis, daß er kein Reisender von gewöhnlichem Schlag war. Als er wieder in seine Vaterstadt zurück gekommen war, besaß ihn diese auf immer, und so anlockend auch mehrere aus der Ferne ihm gemachte Anträge für andere gewesen wären — der dankbare Genfer glaubte schlechterdings seinem Vaterlande sich schuldig zu seyn; und dieses wiederum war klug und erkenntlich genug, die ersten Lehrstühle, die in Kirche und Akademie offen wurden, mit einem Manne zu füllen, der es von jeher darauf angelegt hatte, ihnen Ehre zu machen. Wie sehr er als

Prediger Beifall gefunden, erhellet schon daraus, daß man es höchst ungerne sah, als ihn in seinem 82sten Jahre eine zunehmende Schwachheit der Stimme bewog, der Kanzel nach einer 50jährigen Uebung zu entsagen. Und wie nützlich er seit 1739 als Professor der Geschichte und schönen Wissenschaften, der Gottesgelehrsamkeit seit 1756, durch mündlichen Vortrag sowohl als durch seine Feder geworden, beweisen so viel wackere Männer, die aus seiner Schule hervorgiengen, und die nicht kleine Anzahl von Schriften, die insgesammt das Gepräge eines eben so belesenen als selbstdenkenden Kopfes tragen, dem es vor allen Dingen um Gründlichkeit und Lebensweisheit zu thun war.

Die Schriften, durch welche er sich als Theolog ruhmvoll bekannt gemacht hat, sind sein christlicher Unterricht (Instruction chretienne) in fünf, und sein Werk von der Wahrheit des Christenthums (Traité de la religion chretienne) in 10 Bänden, wovon er den letzten noch im 90sten Jahre seines Lebens abdrucken ließ. Daß ein so bescheidener Mann um Nachsicht bat, in solchem Alter noch Schriftsteller bleiben zu wollen, war zu erwarten: kaum aber, daß er diese Nachsicht nur in einem so geringen Grade nöthig haben würde. Hohe Beredsamkeit und lebhafter Witz zeichnen die letzten Theile des Werks freilich nicht aus: dafür wird man durch ausnehmende Klarheit der Begriffe, tiefgeschöpfte Belesenheit und strenge Unpartheilichkeit entschädigt. Als Vernets Glaubensbekenntniß können seine Opuscula select. theologica an-

gesehen werden, die er in seinem 86sten Jahre zusammendrucken ließ.

Bis zum Jahre 1755 hatte der würdige Mann den Pflichten seines Amts, so wie einer Menge anderer freiwillig übernommener, ungestöhrt obgelegen, und lebte im Schooß seiner Familie, ohne durch Streitigkeiten oder Zufälle von Erheblichkeit in seiner philosophischen Ruhe angefochten zu werden. Diese fieng endlich Voltaire zu verbittern an: ein Mann, der zum wenigsten eben so oft unrecht gethan, als ihm dergleichen von andern widerfahren ist. Er hatte Vernet schon 1733 in Paris kennen gelernt, einen trefflichen Kopf an ihm gefunden, und ihn seitdem nie aus dem Auge verloren. Mehrere bis 1755 an ihn geschriebene äußerst schmeichelhafte Briefe beweisen dieses zur Genüge. Natürlich, daß, bei seiner Ankunft am Genfersee, Vernet als ein alter Freund von ihm behandelt, und anfänglich sogar mit Nachgiebigkeit gehört wurde, als dieser für gut fand, dem Patriarchen des Unglaubens Winke zu geben, wie er sich etwa zu benehmen habe, um ein friedlicher Bewohner der kleinen Republik bleiben zu können. Voltaire, dem an Ruh und Friede gar nichts gelegen war, und unser Geistlicher noch lange nicht aufgeklärt genug schien, warf sehr geschwind die Maske weg, suchte geflissentliche Händel, und erlaubte mit unter sich so gehässige Mittel, daß Vernet mehr als einmal die Dazwischenkunft seiner Obrigkeit auffodern mußte.

Nicht viel besser gieng es ihm mit d'Alembert, der in dem bekannten von Genf handelnden Artikel der Pariser Encyklopädie, die Nachweisungen unsers Ver-

nets sehr wohl benutzt, aber auch sich die Bemerkung erlaubt hatte, daß alles, was zu Genf nicht Pöbel wäre, für erklärte Socinianer gelten könne. Gern oder ungern mußte Vernet im Namen seiner Kollegen einer so plump hingeworfenen Aeußerung widersprechen, und er that es mit einer Mäßigung, von der sogar Rousseau erbaut wurde, die aber die Apostel von Ferney so wenig auf andere Gedanken brachte, daß ihr Betragen nunmehr in wahre Grobheit ausbrach. Der ganze Handel gab Vernet Anlaß, die bekannten kritischen Briefe (Lettres critiques d'un Voyageur anglois au sujet de l'article Geneve de l'Encyclopédie) zu schreiben, die ein schönes Denkmal seines Scharfsinns und seiner Gelehrsamkeit sind.

Vernet konnte seine Thätigkeit bis ins 91ste Jahr fortsetzen, ohne die Gebrechen eines so hohen Alters an seinem Geiste zu fühlen. Blos die Kräfte des Körpers nahmen ab, und auch dieses, ohne durch ernsthafte oder anhaltende Krankheiten zerrüttet zu werden. Bis in dieses Jahr genoß er den freien Gebrauch aller seiner Sinne; selbst sein Gedächtniß stand ihm noch immer zu Gebot, so, daß er durch eine Menge angenehm erzählter Anekdoten, jeden, der ihn besuchte, entschädigen konnte. Auch der gewöhnliche Fehler alter Leute, über Neuerungen mißmuthig zu werden, blieb ihm fremd, und bis zum letzten Augenblicke des Lebens schritt der Greis mit seinem Jahrhunderte fort. Ein hart gewordenes Herz entstellte eben so wenig die übrigen rühmlichen Eigenschaften des Geistes. Sanftmuth, Nachsicht und Wohlthätigkeit blieben bis zum letzten Hauch des Lebens seine Gefährten.

und von der letzten sind Beispiele vorhanden, die mit seinen Vermögensumständen kaum in Verhältniß zu stehen scheinen; allein immer war Mäßigung ihm über Ueberfluß gegangen. Seine Freunde und Jugendverwandte hatte der Biedermann insgesammt überlebt. Wohlerzogene Kinder und Kindeskinder, und dankbare Kollegen, die meist seine Schüler gewesen, bestrebten sich nunmehr, diesen Verlust ihm weniger fühlbar zu machen. Seinem Ende sah er mit dem Gleichmuth entgegen, der von einem so thätig verwandten Leben zu erwarten war. „Es wäre Zeit, sich anderwärts zu verjüngen“, pflegte er wohl etwa zu sagen. Dieser Wunsch ward ihm am 26sten März 1789 gewährt, wo er, statt den Stachel des Todes in seiner Schärfe zu fühlen, eher einer verlöschenden Flamme gleich, sanft entschlief. — „Ich weiß, an wen ich glaube“, sind seine letzten Worte gewesen, und der Ton, womit er auch diese noch aussprach, der beste Kommentar darüber.

Vernet war es, dem Montesquieu seine Handschrift vom Geist der Gesetze (1747) anvertraute, um sie unter eigener Aufsicht in Genf zum erstenmal drucken zu lassen. Da Montesquieu unaufhörlich an den Styl seines Werks, selbst während des Abdrucks noch, zu feilen vorfand, Vernet aber bisweilen anderer Meinung war, so erwuchs daraus ein weitläuftiger Briefwechsel zwischen Verfasser und Herausgeber. Montesquieu hatte unter andern dem 2ten Theile eine Anrufung der Musen vorgesetzt, die Vernet ihrem poetischen Werth unbeschadet in einem Werke dieser Art doch an der unrechten Stelle fand. Eine zeitlang sträubte

der Verfasser sich gegen Unterdrückung seiner Geburt; gab aber am Ende doch nach. Uebrigens waren es nicht nur Männer wie Montesquieu, denen sich Vernets Dienstfertigkeit widmete; auch für Schriftsteller von geringerem Range unterzog er sich, sobald ihre Arbeit auf irgend eine Art nützlich schien, der Beschwerlichkeit einer sorgfältig wachenden Herausgabe, ohne je die geringste Entschädigung dafür anzunehmen.

Alexander Geddes.

Doktor der Theologie in London.

Unter den katholischen Theologen Englands zu seiner Zeit der angesehenste. Seine Kenntnisse waren so ausgebreitet, sein Charakter so vortreflich, und sein Ruhm unter den aufgeklärten Gottesgelehrten aller christlichen Secten so wohl begründet, daß man ihn stets mit vorzüglicher Achtung nennen wird.

Er war im Jahr 1737 zu Aradowl in Schottland gebohren. Sein Vater war ein geschätzter Pachter, aber nur in mittelmäßigen Vermögensumständen. Indessen gab er seinen vier Söhnen eine viel sorgfältigere Erziehung, als gewöhnlich in diesem Stande zu geschehen pflegt. Die Eltern gehörten zu den lieberalen Katholiken. Unter ihren Büchern war das vorzüglichste eine englische Bibel, die sie ihren Sohn sehr früh mit Verehrung und Aufmerksamkeit lesen lehrten. Daher war er schon als Kind mit der heiligen Schrift vertraut, und hatte noch vor seinem IIten Jahr den geschichtlichen Theil derselben völlig inne. Eine Zeit lang erhielt er Unterricht von dem Hofmeister seines jungen Gutsherrn, und kam dann nach Scalan, einem unberühm-

ten Orte des schottischen Gebirges, wo man damals junge Katholiken erzog, die zum Priesterthum bestimmt waren. Hier legte Geddes vermuthlich den Grund zu der tiefen Kenntniß der alten Sprachen, wodurch er sich in der Folge so ehrenvoll auszeichnete.

Die nähere Vorbereitung zu seiner künftigen Bestimmung erhielt er in dem Schottischen Kollegium zu Paris, wo er in den Jahren 1758 bis 1764 vornemlich Rhetorik, Philosophie, Theologie und alte Sprachen studirte. Bald nach seiner Rückkunft ins Vaterland kam er von Edinburg nach Dundee, um die Seelsorge der Katholiken in der Grafschaft Angus zu übernehmen. Aber schon im folgenden Jahre wurde er nach Traquaire versetzt, wo er drei Jahre lang Hauskaplan des Grafen von Traquaire war. Dieses Aufenthaltes erinnerte er sich immer mit Vergnügen und Dankbarkeit, denn er fand hier nicht nur eine trefliche Büchersammlung, sondern auch viel Muße zum Studieren.

Die Schätze der königlichen Bibliothek und anderer wichtiger Sammlungen lockten unsern Geddes im Jahr 1768 noch einmal nach Paris. Aus seltenen Büchern, welche in die theologische Literatur einschlugen, machte er Auszüge, gieng dann im folgenden Jahre nach Schottland zurück, und übernahm eine ansehnliche römisch-katholische Gemeinde zu Auchinhalrig in Banffshire. Der Bau einer neuen Kapelle und eines sehr niedlichen Pfarrhauses stürzte ihn in Schulden, welche der verstorbene Herzog von Norfolk für ihn tilgte. Er dachte hierauf, ein kleineres Pachtgütchen würde seine Umstände gemächlicher machen, aber es glückte ihm damit nicht. Erst mußte er das Geld borgen, um das

nöthige Vieh, die Ackergeräthe ꝛc. anzuschaffen, und dann kamen drei Jahre Mißwachs dazu; dieß stürzte ihn aufs neue in Schulden. Der Bau einer andern Kapelle in Fochabers häufte diese vollends an. Seine Uebersetzung auserlesener Satiren des Horaz brachte ihm zwar eine nicht ganz unbeträchtliche Summe ein, aber freilich nicht so viel, um seine Umstände wieder herzustellen. Doch verlor er weder Muth noch Hoffnung. Nachdem er 10 Jahre lang die mancherlei Pflichten seines Hirtenamts treu und gewissenhaft erfüllt hatte, verließ er Auchinhalrig im Jahr 1779, aufrichtig von seiner ganzen Gemeinde bedauert. Nie hatte einer seiner Vorgänger die Unterweisung der Jugend mit mehr Aufmerksamkeit betrieben.

Seine gründliche Gelehrsamkeit, die nun allgemein unter den schottischen Gelehrten erschollen war, verschafte ihm im Jahr 1780 das Diplom eines Doctors der Rechtsgelehrsamkeit auf der Universität Aberdeen. Seit der Reformation hatte die Universität diese Ehre niemals einem Katholiken erzeigt. Um diese Zeit ließ sich Geddes in London nieder, wo er einige Monate lang an der Kapelle des kaiserlichen Gesandten stand, bis Kaiser Joseph II. im Jahr 1780 die Kapelle aufzuheben befahl. In den folgenden zwei Jahren predigte er nur noch gelegentlich und gab zu Ostern 1782, wie man glaubt, alle priesterliche Verrichtungen gänzlich auf, um die Ausführung seines längst gebildeten Plans ernstlich zu betreiben.

Eine neue englische Bibelübersetzung, die er herauszugeben beschloß, war seit dem Jahre 1760 der vornehmste Gegenstand seiner Studien und seines emsigsten

Fleißes. Mancherlei Umstände verzögerten aber die Ausführung seines Plans, und vielleicht würde er nie zur Wirklichkeit gediehen seyn, wenn nicht Geddes an dem katholischen Pair Petre einen großmüthigen Unterstützer gefunden hätte. Dieser wirklich edle Lord war nicht nur während seines Lebens sein wohlthätiger Gönner, sondern er setzte ihm auch in seinem Testamente die bisher gereichte Summe aus. So erschien im Jahr 1792 der erste Theil von Geddes Uebersetzung, welcher die ersten 6 Bücher des alten Testaments begreift.

Der Sturm war schrecklich, der jetzt über Geddes losbrach, besonders, da sogleich drei apostolische Vikarien in einem Hirtenbriefe ihre Gemeinden vor seiner Uebersetzung warnten. Diese bischöfliche Ermächtigung, wofür Geddes sie erklärte, gab Gelegenheit zu einem Briefwechsel zwischen ihm und dem Bischof von Centuriä, welcher letztere erklärte, daß er ihn gänzlich von allen priesterlichen Functionen suspendirte, wenn er sich nicht binnen 6 Tagen einem Befehle fügte, der in dem Hirtenbriefe enthalten war. Der Bischof kannte aber Geddes Denkungsart sehr wenig, wenn er glaubte, daß sich dieser durch Drohungen Furcht eintreiben ließe. Mit edler Freimüthigkeit erklärte er öffentlich: „Keck würd' ich es mit Päbsten aufnehmen, wenn Päbste es wagten, mich anzufechten. Unsre katholischen Vorfahren banden häufig mit ihnen an, und trugen zuweilen den Sieg davon. Ein Pabst und also auch ein Bischof kann fehlen, und wenn er fehlt, so darf es ihm auch ein Untergebener sagen.“

So ließ Geddes sich weder durch Drohungen noch durch Schmähungen abhalten, seiner Ueberzeugung zu folgen und sie laut zu vertheidigen. Ein neuer Beweis davon war der 2te Band seiner Bibelübersetzung, der im Jahr 1797 erschien. In der Vorrede dazu sagt er sich ausdrücklich von der gemein angenommenen Lehre los, daß die heilige Schrift unbedingt und ganz inspirirt sei, ja er bestritt diese Meinung kühn. Ihm zufolge hatten die hebräischen Geschichtschreiber, wie alle andere Historiker, menschliche Urkunden vor sich, so wie sie dieselben bekommen konnten, und waren daher auch in dem Falle, sich zu irren; auch besaßen sie nicht mehr Einsicht und Beurtheilungskraft, und waren zum allerwenigsten eben so leichtglaubig. In Absicht auf Schönheit des Vortrags, Korrektheit und lichtvolle Ordnung giebt er den griechischen und römischen Schriftstellern den Vorzug, und glaubt, daß man in den hebräischen Schriftstellern poetische Geschichte fände, wie sie im Homer und Herodot vorkommt.

Solche Grundsätze, die unter den englischen Gottesgelehrten nicht eben sehr gewöhnlich waren, zogen ihm häufig den Namen eines Unglaubigen, eines Ketzers ꝛc. zu. Ob er sie verdiente, mag man nach folgender Aeußerung (in seinen Critical Remarks) beurtheilen: „Das Evangelium Jesu Christi ist mein Religionsgesetz; seine Lehren sind meine höchste Wonne; sein Joch ist mir sanft, und seine Last leicht; aber ich würde mir sein Joch nicht auflegen, ich könnte diese Lehren nicht lieben und dieses Evangelium nicht zu meinem Gesetze machen, wenn Vernunft, reine Vernunft mir es nicht geböten

und riethen. Ich bekenne gern, daß ich ein aufrichtiger, obgleich unwürdiger Schüler Christi bin, mein Name ist Christ und mein Zuname Katholik. Ich wollte lieber mein Blut vergießen, ehe ich diesem glorreichen Namen entsagte; aber keinen einzigen Tropfen wollte ich um dessentwillen, was weder katholisch noch christlich ist, vergießen. Katholisches Christenthum verehre ich, wo ich es finde, und in welcher Secte es nur immer einheimisch ist; aber ich kann nicht die Lasten von Heu und Stoppeln verehren, die mit den köstlichen Juwelen desselben vermengt worden sind, und die immer noch in jeder Secte, die mir bekannt ist, den Glanz dieser Kleinodien mehr oder weniger trüben oder verdunkeln."

Wenn' aber einige schwache und übelwollende Menschen den Doctor Geddes verunglimpften, so hatte er dagegen sehr viele Verehrer und Freunde unter den edelsten und verständigsten seiner Landsleute. Wie war es anders möglich, da er mit so gründlicher Gelehrsamkeit einen so schuldlosen, ächt christlichen Wandel verband. Seine Bibelübersetzung und seine Critical Notes bleiben ehrenvolle Urkunden seiner großen Kenntnisse in den Hauptfächern der Theologie. Was andere Felder anbetrifft, so hat ein gelehrter Italiäner gestanden, daß er außer dem Kirchenstaate nie einen Katholiken angetroffen, der in der Kirchengeschichte, im kanonischen Rechte, der Kirchenliturgie und der Diplomatik des römischen Hofs besser bewandert gewesen sei, als Geddes.

Er war ein höchst aufgeweckter, witziger Gesellschafter. Daß er sich zuweilen etwas reizbar zeigte,

kann nicht geleugnet werden; aber er war nie bösartig, nie rachgierig. In seinen Schriften lebt und webt er ganz, wie er war. In einigen derselben zeigte er sich als einen Mann vom feinsten Witze und von der treffendsten Satire; allein sie führen seinen Namen nicht, und blos seine Freunde wissen, daß sie von ihm herrühren. Er starb an einer sehr schmerzhaften Krankheit den 26sten Februar 1802.

Gilbert Wakefield.

Prediger der Dissenters.

Ein gelehrter und würdiger englischer Gottesgelehrter, der den deutschen Philologen und Liebhabern der englischen Literatur von einer sehr vortheilhaften Seite bekannt ist. Er wurde wahrscheinlich im Jahr 1756 gebohren. Sein Vater war ein Geistlicher, der, als Gilbert gebohren wurde, die Predigerstelle an der Nikolaikirche in Nottingham bekleidete. Schon früh entwickelten sich bei ihm solche Verstandeskräfte, die man insgemein für das sichere Zeichen eines vorzüglichen Kopfes hält. In seinem siebenten Jahre las er das Englische ungemein fertig, und man ließ ihn nun das Lateinische anfangen. Sein Lehrer hierinn war der Doctor Beardmore, welcher damals Oberlehrer an der Armenschule in Nottingham war. Unter der scharfen Disciplin dieses strengen Pädagogen fühlte er oft die Ruthe, aber das Mittel war nicht sonderlich wirksam, denn die Fortschritte waren eben nicht bedeutend, die er machte.

Auf der Schule zu Wilford baute der junge Wakefield auf den Grund fort, den er bei Beardmore gelegt hatte. Hier war die Schulzucht weniger strenge, aber des Lernens zu viel; dreizehn Stunden täglich über den Büchern sitzen, behagte dem Knaben so wenig, als

es seiner Gesundheit zuträglich war. Seine letzte Schulzeit brachte er in Kingston zu unter Woodeson, einem vortreflichen Philologen.

Die akademischen Studien trieb Wakefield auf der Akademie Cambridge, wo er ein Mitglied des Jesus-Kollegium wurde. Ob er sich gleich, um einen Gradus zu erhalten, in der Mathematik, welche hier sehr fleißig getrieben wird, festsetzen mußte, so blieb dennoch das kritische Studium der Alten sein Hauptzweck, den er mit unermüdetem Eifer verfolgte. In den ersten Jahren mislang es ihm, einen von den Preisen zu erhalten, welche für griechische und lateinische Gedichte ausgesetzt sind; aber dieß Fehlschlagen spornte ihn nur noch zu größeren Bemühungen an, und erzeugte einen Wetteifer, der in der Folge die schönsten Früchte trug. Auch in dem Studium der hebräischen Sprache, nach dessen gründlicher Kenntniß er strebte, machte er bald sehr ansehnliche Fortschritte.

Die Würde eines Bakkalaureus der Theologie erhielt Wakefield im Jahr 1776, und das Examen, welches bei dieser Gelegenheit mit ihm angestellt wurde, war für ihn ungemein ehrenvoll. Er hatte sich nun bereits einen ausgezeichneten Ruf in seinem Kollegium erworben, und es waren nur wenige Monate nach Ertheilung der gedachten Würde verflossen, als dasselbe ihn zum Fellow erwählte. Er krönte den Ruhm dieses Jahres durch die Herausgabe eines Bändchens von lateinischen Gedichten, denen er einige kritische Observationen über den Horaz beifügte. Durch diese Gedichte wurde er allen Gelehrten in England bekannt, und selbst seine Gegner gestehen, daß etliche Gedichte zu den besten latei-

nischen gehören, die in neuern Zeiten erschienen sind. Jetzt erhielt er bei den Bewerbungen der Universität verschiedenemal den zweiten Preis — doch niemals den ersten.

In einem Alter von nicht viel mehr als 22 Jahren nahm er eine Predigerstelle zu Stockport in Cheshire an, und wurde vom Bischof von Peterborough ordinirt. Ob er aber die Amtspflichten zu beschwerlich fand, oder ob er anfieng, die Wahrheit der Lehre seiner Kirche in Zweifel zu ziehen, genug, er verließ Stockport bald, und begab sich in das Haus seines Bruders, welcher Prediger in Richmond ist. Von hier aus hielt er um die Lehrstelle in der Freischule zu Breewood in Staffordshire an, welche er aber nicht erhielt; jedoch wurde er als Prediger nach Liverpool berufen. Da er im Jahr 1779 eine eheliche Verbindung schloß, so verlor er seine Einkünfte und Rechte als Fellow vom Jesus-Kollegium. In demselben Jahre wurde er als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache nach Warrington berufen, wo damals noch die Erziehungsanstalt für Dissenters blühte, an welcher ehemals der berühmte Reinhold Forster stund, und wo sein Sohn Georg erzogen wurde. Wakefield blieb an dieser Anstalt, bis sie eingieng, und verwaltete sein Amt mit eben so viel Ruhm als Fleiß. Zu gleicher Zeit war er unermüdet im Studium der alten Literatur und der Theologie. Während seines Aufenthalts daselbst gab er folgende Schriften heraus: einen Versuch über die Inspiration, eine Abhandlung über die Taufe, und Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, und die Episteln an die Thessalonicher. Seine Liebe für die heiligen Schriften bewog ihn auch, die übrigen orientalischen Sprachen zu lernen, in denen er bald außeror-

deutlich weit kam. Hebräisch konnte er schon; nun fügte er Syrisch, Chaldäisch, Aethiopisch, Arabisch, Persisch und Coptisch hinzu. Seine ersten theologischen Schriften wurden in der gelehrten Welt überaus günstig aufgenommen. Aufrichtige Absicht, Verabscheuung des vom Ansehen aufgelegten Jochs, enthusiastische Anhänglichkeit für alles, was ihm wahr dünkte, sinnreiche Vermuthungen in der Kritik, obwohl nicht immer mit fester Beurtheilung, große Belesenheit, aber oft Mangel an klaren Begriffen, sind die hervorstechenden Züge aller dieser Schriften. Man hatte nun ziemlich große Erwartungen von ihm, und glaubte, daß reifere Jahre, tiefere Gelehrsamkeit und mehr Fertigkeit im Schreiben ihn zu einem der vorzüglichsten Schriftsteller in seinem Fache erheben würden.

Von nun an war es kein Geheimniß mehr, daß er sich mit den Grundsätzen der bischöflichen Kirche nicht vertragen konnte; er gieng daher, anstatt sich, nachdem die Anstalt in Warrington aufgehört hatte, um eine andre Predigerstelle zu bewerben, auf ein Dorf bei Nottingham, wo er im Jahr 1783 vergebens bemüht war, selbst eine Erziehungsanstalt anzulegen. Hier gab er den ersten Theil seiner Untersuchung der Meinungen heraus, welche die Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte über die Person Jesu Christi hegten. Ungeachtet dieses Buch voller Gelehrsamkeit ist und von vielen geschätzt wird, so fand doch der Buchhändler seine Rechnung nicht dabei. Das Jahr darauf zog er in seine Geburtsstadt Nottingham und übernahm die Erziehung von etlichen jungen Leuten, die sehr gut bezahlten.

Wiewohl Wakefield allezeit höchst mäßig lebte, keine geistigen Getränke genoß, und kein Fleisch aß, so empfand er doch früh die Folgen einer anhalten Geistesanstrengung und sitzenden Lebensart. Ein rhevmatischer Schmerz überfiel ihn 1786 in der linken Schulter und verließ ihn während zweier Jahre nicht. Unterdeß nutzte er alle leichten Augenblicke zu gelehrten Arbeiten, worunter seine Ausgabe von Virgils Landbau die vornehmste ist. Daß er unter die wärmsten Verehrer des geläuterten Christenthums gehörte, bewies er durch seine Bemerkungen über die innere Evidenz des Christenthums, welche im Jahr 1789 erschienen, und ihm viel Verehrer verschaften. Um dieselbe Zeit fieng er an seine Silva Critica herauszugeben. Dieß Buch machte ihn am meisten bekannt, und verbreitete besonders seinen Ruf als Philologen im Ausland; es wird geschätzt werden, so lange man die biblischen und Profanscribenten kritisch liest.

Als in Hackney ein neues Kollegium für Dissenters gestiftet wurde, gab man ihm den Lehrstuhl der alten Literatur; aber die Einrichtung der Anstalt misfiel ihm, und er blieb nicht mehr als 11 Monate in diesem Posten. Da es gleich Anfangs an gehöriger Aufmunterung für dieses Seminarium fehlte, so wurde dasselbe vollends durch Wakefields Abgang zurückgesetzt und zerschlug sich bald nachher gänzlich. Da er schon vorher einzelne Stücke der Bibel übersetzt herausgegeben hatte, und da seine theologische Gelehrsamkeit nun allgemein geachtet wurde, so erhielt die vollständige Uebersetzung des neuen Testaments mit Anmerkungen, welche er im Jahr 1791 erscheinen ließ, viele Leser; und noch jetzt wird dieß

Buch von den Dissentern sehr geschätzt. Es ist zu bedauern, daß ihn in der Folge die stürmische Politik aus den ruhigen Beschäftigungen mit der Literatur verschlug. Er ließ im Jahr 1798 eine politische Flugschrift drucken, die zu einer Zeit, da die Gemüther ohnedieß in Gährung waren, der Regierung so gefährlich dünkte, daß man ihn zwei Jahre lang zu Dorchester in Verhaftung behielt. Im Gefängniß machte er mehrere literarische Entwürfe, allein sein Tod, im September 1801, verhinderte die Ausführung derselben.

Wakefield war ein überaus thätiger Mann, der seine Zeit immer wohl anwandte, aber er würde ohne außerordentliche Naturgaben niemals die tiefe Gelehrsamkeit erlangt haben, welche ihm so viele Bewunderer verschafte. Sein Gedächtniß war eines der allertreuesten; sogar die kleinsten Umstände blieben ihm gegenwärtig. Seine Unterhaltung und seine Sitten waren äußerst einfach und anspruchlos; dieß, verbunden mit seinem guthmüthigen Ernste, machte, daß er bei jedem, der ihn kannte, beliebt war. Durch eine unerschütterliche Rechtschaffenheit setzte er sich selbst bei seinen Feinden in Achtung. Ein wenig Nachgiebigkeit würde seinen Umständen, welche fast immer bedrängt waren, sehr zu statten gekommen seyn. Bei allem Ernste, der ihn von Jugend an auszeichnete, war er ein treflicher Gatte und Vater; er hinterließ sechs Kinder.

Ludwig Bourdaloue.

Königl. französischer Hofprediger.

Das erste Muster guter Prediger in Europa war der Pater Bourdaloue — sagt Voltaire vielleicht zu allgemein, denn es möchte wohl auch vor ihm schon gute Prediger, selbst in Frankreich unter den Reformirten, gegeben haben. Aber ein vortreflicher Redner war er gewiß, ausgezeichnet durch eine glückliche Verbindung seltener Talente. In einem vorzüglichen Grade besaß er die Kunst, seinem Vortrage Ordnung und bestimmten Zusammenhang, seinen Gründen eine vortheilhafte Stellung, seinen Gedanken Feuer und Lebhaftigkeit, und seinem Ausdrucke hinreichende Wärme zu geben. Und was ihm natürlich sehr zur Ehre gereicht, ist die Harmonie zwischen seiner Lehre und seinem Leben.

Er stammte aus einer der ansehnlichsten Familien in Bourges, und wurde im Jahr 1632 daselbst gebohren. Sein Vater Stephan, ein Mann von anerkannter Redlichkeit und ein gewandter Redner, hatte sich in seiner Jugend lange mit dem Wunsche getragen, in den Jesuiterorden zu treten. Was er am Ende doch unterließ, das that sein Sohn bereits im 16ten Jahre. Er

durchwanderte alle Klassen und Uebungen der Gesellschaft. In den ersten 18 Jahren nach seiner Aufnahme in den Orden, war er eifrig beflissen, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen auszuschmücken; aber zu eben der Zeit lehrte er auch die alte Literatur, Philosophie und Theologie in den Schulen seines Ordens. Einige Zeit lang war er unschlüssig, ob er sich der Schule oder der Kanzel widmen sollte; allein verschiedene Reden, die er zu der Zeit hielt, da er die theologische Sittenlehre vortrug, fanden einen so ungetheilten Beifall, daß er sich auf den Rath seiner Obern entschloß, sein Talent für die Kanzel weiter auszubilden.

Der Beifall, den Bourdaloue fand, blieb nicht auf die Gegenden eingeschränkt, wo er öffentlich auftrat. Der Ruf seiner Talente drang bis nach Paris, selbst Ludwig XIV. hörte von dem seltenen Kanzelredner, und bezeigte ein Verlangen, ihn kennen zu lernen. Er kam im Jahr 1669 nach Paris, und es gelang ihm, die Erwartungen noch zu übertreffen, die man sich von ihm gemacht hatte. Tausende aus allen Gegenden der Hauptstadt strömten zu den Kirchen, wo er die Kanzel bestieg, und der Beifall, den er erwarb, litt mit der Zeit keine Veränderung; vielmehr stieg sein Ruhm immer höher. Vier und dreißig Jahre genoß er ununterbrochen das seltene Glück, daß ihn nicht allein die Großen und Gelehrten, sondern auch das gemeine Volk und mit Erbauung hörten. Am Hofe predigte er besonders im Advent und in den Fasten; sonst aber fast auf allen Kanzeln von Paris. Man nannte ihn den König der Prediger und den Prediger der Könige. Der Monarch

pflegte zu sagen: „Eine Wiederholung von ihm ist mir lieber, als das Neue, das mir ein anderer vorträgt.“

Bourdaloue schränkte sich nicht blos auf den öffentlichen Vortrag der Kanzel ein. Nicht glänzen, sondern nützen scheint sein Wahlspruch gewesen zu seyn. Er saß Beichte und war der Gewissensrath vieler vornehmer Personen, denen er unverholen und nachdrücklich die Wahrheit enthüllte. Die Armen nahm er liebreich auf; je furchtsamer sie wegen seines großen Ansehens waren, wenn sie zu ihm kamen, desto mehr Mühe gab er sich, ihr Vertrauen zu erwerben und ihnen den Zutritt zu sich zu erleichtern; er gieng selbst zu ihnen, wenn sie nicht im Stande waren, zu ihm zu kommen. Gerne verweilte er an Sterbebetten, tröstete und ermahnte. Er besuchte die Gefängnisse und Spitäler, und war oft besorgt, den Dürftigen reiche Almosen zu verschaffen. Streng gegen andere ohne Ansehen der Person, wenn es Pflichten der Religion betraf, war er es noch mehr gegen sich selbst. Je größer sein Ansehen war, desto mehr hütete er sich, einen unbedachtsamen Schritt zu thun. Mit einer sichtbaren Verachtung der Welt und ihrer Hoheit verband er doch alle den Großen gebührende Hochachtung. Er war dem Dienste der Kirche unverletzlich ergeben, seinen Vorgesetzten vollkommen unterworfen, und so voll Hochachtung gegen seinen Beruf und Liebe zu seinem Stande, daß er die vortheilhaftesten Anerbietungen ausschlug. Seine Bescheidenheit, Redlichkeit, Sanftmuth und andere gesellige Tugenden machten, daß man ihn im Umgange eben so bewunderte wie auf der Kanzel.

Des Lebens in der großen Welt müde, und nicht gefesselt von den Lobsprüchen, die seiner täglich warteten, sehnte sich Bourdaloue in seinen letzten Lebensjahren nach einem abgelegenen Orte in der Provinz, um seine Gedanken zu sammeln, und sich besser zum Tode vorbereiten zu können. Da er vorher sah, daß seine Vorgesetzten in Frankreich sich diesem Wunsche widersetzen würden, so wandte er sich an den General der Gesellschaft selbst. Er wurde aber auf ein anderes Jahr vertröstet, und als dieses gekommen war, wiederholte er seine Bitte, die ihm nun gewährt wurde. Schon war er im Begriffe abzureisen; allein eben die Vorgesetzten, die ihn das erstemal zurück gehalten hatten, wollten ihm die Erlaubniß zur Reise nicht eher ertheilen, bis sie zu Rom neue Vorstellungen gemacht hätten. Diese veranlaßten den Schluß des Generals: Bourdaloue sollte in Paris bleiben und ferner seine Geschäfte verwalten. Er gehorchte ohne Murren und setzte seine Arbeiten mit neuer Munterkeit und erhöhtem Eifer fort. Mitten in diesen Beschäftigungen entriß ihn im Jahr 1704 ein bösartiges Fieber der Welt.

Das Genie, der fruchtbare Verstand, die vorzügliche Gabe, mit der Bourdaloue die Glaubenslehren seiner Kirche von ihrer praktischen Seite vorzustellen, und durch die geheimnißvollsten Spekulationen hindurch den Weg zum Herzen seiner Zuhörer zu finden wußte; sein Eifer für Religion und Tugend, und seine wirkliche Gottesfurcht, durch welches alles seine Predigten ihren eigenthümlichen Charakter bekommen haben — dieß macht ihn unsterblich. Voltaire

wünschte übrigens mit Recht, daß dieser Redner, der den schlechten Geschmack von der Kanzel verbannte, auch die Gewohnheit, über einen Text zu predigen, möchte abgebracht haben. Aber er behielt sie bei, und fast ängstlicher, als irgend einer seiner berühmten Nachfolger. Ihm wurde sein Text eine Art von Motto, oder vielmehr von Räthsel, das in der Predigt allmählich seine Auflösung erhielt.

Gottfried Arnold.

Inspektor und Prediger zu Perleberg.

Die Zeitgenossen dieses emsigen Forschers in den Quellen der Kirchengeschichte waren oft ungerecht gegen ihn; allein die unbestochene Nachwelt würdigt unpartheiisch seinen Werth und erkennt ihn eines bleibenden Andenkens würdig.

Gottfried Arnold war der Sohn eines Schullehrers zu Annaberg in Meissen, und kam daselbst am 5ten September 1666 zur Welt. Die ersten Gründe zu den höhern Wissenschaften legte er auf dem Gymnasium zu Gera, gieng dann in seinem 19ten Jahre auf die Universität zu Wittenberg, und nahm schon im folgenden Jahre daselbst die Magisterwürde an. Seine Talente und sein außerordentlicher Fleiß, so wie seine strenge Sittlichkeit, machten ihn dieser Auszeichnung vollkommen würdig; allein ein Hang zum Mysticismus und Sonderbarkeit, der sich schon damals an ihm äußerte, ließ ihn den gethanen Schritt bald bereuen, und er vermied es sorgfältig, das große M. vor seinen Namen zu setzen. Bei seinen Kenntnissen dürfte es ihm nicht schwer geworden seyn, in Wittenberg

eine akademische Lehrstelle zu erlangen, allein seine Neigung trieb ihn zu dem Oberhofprediger Spener in Dresden, dessen vorzügliche Liebe er gewann. Auf die Empfehlung desselben erhielt er eine Hofmeisterstelle in einigen adelichen Häusern in Dresden, verlor sie aber bald wieder, vermuthlich, weil man die Spenerschen sogenannten Collegia pietatis, von welchen Arnold eines der fleißigsten Mitglieder war, nicht eben mit günstigen Augen betrachtete. Mit seines Freundes Speners Beistand hätte er ohne Zweifel in ein öffentliches Kirchenamt kommen können, er verhinderte es aber selbst: „weil er (dieß sind seine eigenen Worte) nach Erkenntniß des tiefen Verfalls in der ganzen sogenannten Christenheit und wegen der äußerlichen Ceremonieen, auch dabei fast nöthigen Verstellungen nicht tüchtig dazu zu seyn glaubte.“

Als Arnold einige Zeit Korrektor in einer Buchdruckerei zu Frankfurt am Mayn gewesen war, gieng er 1693 als Hofmeister in ein adeliches Haus nach Quedlinburg und blieb mehrere Jahre daselbst. Seine Muße widmete er vornehmlich dem fortgesetzten Studium der Kirchengeschichte, und auf das Zureden seiner Freunde folgte er 1697 einem Rufe als ordentlicher Professor der Geschichte zu Gießen. Bald reute aber den ängstlich-gewissenhaften Mann der gethane Schritt, und „der Ekel vor dem hochtrabenden ruhmsüchtigen Vernunftwesen des akademischen Wesens“, wie er sich ausdrückte, bewog ihn, nach einem Jahre sein Professorat wieder niederzulegen. In einer besondern Schrift, welche in wenig Jahren 7mal auf-

gelegt wurde, rechtfertigte er den gethanen Schritt, und wenn nicht alle schriftstellerische Physiognomik trügt, so erscheint er hier als der redlichste Mystiker.

Von Gießen gieng er wieder nach Quedlinburg, und hielt sich bei dem Hofdiakonus Sprögel auf, der in ein paar Jahren sein Schwiegervater wurde. Von der Zeit an änderte er auch seine Gesinnung in Ansehung der Annahme eines öffentlichen Amts. Da er in Quedlinburg als ein Religions-Separatist verfolgt wurde, nahm ihn König Friedrich von Preussen, der ihm den Charakter eines Historiographen beilegte, in Schutz. Er gieng 1701 als Kabinetsprediger der verwittweten Herzogin von Eisenach nach Altstädt, vertauschte nach einigen Jahren dieses Amt mit dem Inspektorat zu Werben in der Altmark, und gieng 1707 in gleicher Würde nach Perleberg in der Priegnitz. Hier fand er auf eine traurige Art seines Lebens Ende. Als nemlich einmal preußische Werber, die alle großen Leute aufsuchten, unter seiner Predigt in die Kirche drangen, um junge Leute auszuheben, erschrack der Pfarrer darüber so sehr, daß ein hitziges Fieber ihn bald hernach den 30sten May 1714 dahin raffte.

Arnold war nicht frei von Schwärmerei, und man stößt in seinen Schriften auf mancherlei sonderbare Meinungen. Von der systematischen Lehrart in der Theologie wollte er nichts wissen. Das Christenthum setzte er, ohne Unterschied der Religion, in der Liebe. Die sogenannten Orthodoxen hielt er geradezu

für herrschsüchtige Verfolger; dagegen redete er den Ketzern, als unschuldigen und unglücklichen Menschen, oder gar als Zeugen der Wahrheit, überall das Wort. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß, sein bleibendes Verdienst gründet sich aber auf seine unpartheyische Kirchen und Ketzerhistorie, die mehrmals gedruckt ist, am vollständigsten zu Schafhausen in 3 Bänden Fol. Arnold gieng von dem Gesichtspunkte aus: es sei unleugbar, daß vom Anfange der Welt an mancher rechtschaffene Mann unschuldig verfolgt und verketzert worden sei, daß die Lehrer der Kirche immer die heftigsten Verfolger gewesen, und daß die Kirchenversammlungen mehrentheils aus zanksüchtigen und ehrgeizigen Leuten bestanden hätten, denen es meistens um ihr eigenes Interesse zu thun gewesen sei. Mit vieler Freimüthigkeit sagte er das Gute, das bei manchen Irrlehrern anzutreffen gewesen, und machte manche seltene Nachricht bekannt. Aber er war weder durchaus zuverläßig noch unpartheyisch. Doch gerade der gerechte Widerspruch, den seine Geschichte bei den zahlreichen falschen Behauptungen, die sie enthielt, von allen Seiten erfuhr; die gegründete Widerlegung, zu der sie Männer veranlaßte, die ihm an historischen Kenntnissen bei weitem überlegen waren; zum Theil aber auch das Wahre, welches in vielen Beschuldigungen, die Arnold den ältern kirchlichen Historiographen machte; so wie manche von ihm wirklich neu aufgestellte Thatsache, durch die er die Materialien der Kirchengeschichte bereicherte: — alles dieses trug zu der glücklichen Reform, die dieser

Zweig der Theologie von jetzt an erfuhr, nicht wenig bei. Wenn daher das Verdienst um eine Wissenschaft selbst auf dem mittelbaren Einflusse beruht, den derjenige auf sie hat, der in ihr Dinge zur Sprache bringt, die bisher übersehen, oder doch nicht genug in Anspruch genommen waren; so gebührt dieses Verdienst unstreitig dem Manne, der im verflossenen Jahrhunderte an der Spitze der historischen Theologie steht.

Jakob

Jakob Mauvillon.

Ingenieur-Obristlieutenant und Professor in Braunschweig.

Kein großer Gelehrter, aber doch ein sehr achtungswerther Schriftsteller, dem's bei allem, was er unternahm, ein Ernst damit war, sich und andere glücklich zu machen. Seine Lebhaftigkeit war Ursache, daß er oft irrte und beleidigte; aber alle, die ihn näher kannten, hielten ihn für einen sehr guten Menschen, für ehrlich, treuherzig, zuvorkommend, wohlwollend, für einen vorzüglichen Gatten und Hausvater.

Mauvillon war am 8ten März 1743 zu Leipzig gebohren, wo sein Vater ein sehr geachteter Lehrer der französischen Sprache war. In den Anfangsgründen der Wissenschaften unterwiesen ihn theils seine Eltern, die beide wohl darinn bewandert waren, theils einige geschickte Privatlehrer. Dann kam er auf die Thomasschule, unter die Zahl der besondern Lehrlinge des grosen Ernesti. Dieser Unterricht hörte aber schon im Jahr 1758 auf, indem er seinen Vater nach Braunschweig begleiten mußte, wohin dieser als Professor der französischen Sprache am Karolinum berufen war. Hier genoß er den Unterricht sehr vieler geschickter Leh-

rer, und legte sich besonders auf die militärisch-mathematischen Wissenschaften, denn eine unüberwindliche Neigung riß ihn — ob er gleich schwächlich und klein war, und der Vater seinen Wünschen lange widerstrebte — zum Soldatenstande hin.

Im Jahr 1760 gieng er zur Armee, anfänglich als Privat-Ingenieur des General-Lieutenants Grafen von Walmoden. Dieser öfnete ihm den Weg über alle damaligen militärischen Begebenheiten, denen er, so viel er nur immer konnte, beiwohnte. Im Jahr 1762 ward er beim Hannövrischen Ingenieur-Korps als Conducteur angestellt, und nach drei Jahren wurde er Fähndrich. Da aber der Friede alle Aussicht zum Avancement benahm, so dankte er auf seines Vaters Zureden ab, und gieng nach Leipzig, um die Rechte zu studiren. Dazu hatte er aber keinen Kopf, deswegen verließ er dieses Studium, und legte sich auf Literatur und Philosophie. Allein schon im Jahr 1766 folgte er einem Rufe an das Pädagogium zu Ilfeld, um Französisch und Italiänisch da zu lehren. Die Ilfeld'sche Einsamkeit war ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, außerordentlich zuträglich; allein er wurde ihrer doch nach einigen Jahren überdrüssig, und da er hörte, daß die Lehrstelle der militärischen Wissenschaften am Kollegium Karolinum zu Kassel offen wäre, so bot er dem Landgrafen seine Dienste zu diesem Geschäfte an. Sie wurden angenommen, und er wurde zugleich als Weg- und Brücken-Ingenieur angestellt.

Mauvillon war schon damals als Schriftsteller ungemein thätig, und blieb es bis an sein Ende. Er arbeitete an der Lemgoer Bibliothek, an dem Kasseler

Zuschauer, spater am deutschen Museum und verschiedenen andern Journalen, schrieb Briefe über den Werth der deutschen Dichter, übersetzte Raynalds Geschichte der beiden Indien, Turgots Werke und den Ariost, und schrieb seine Aufsätze über Gegenstände der Staatskunst, Staatswirthschaft und neuesten Staatengeschichte. Er lebte in Kassel in Verbindung mit vielen angesehenen Gelehrten, genoß besonders beim Hessischen Militär einer ausgezeichneten Achtung, und mehrere Offiziers verdankten ihm ihre Bildung. Da er 1780 von der Gesellschaft der Alterthumsforscher in Kassel zum Mitglied aufgenommen wurde, schrieb er verschiedene Abhandlungen, welche in dieses Fach einschlugen und alle mit Beifall aufgenommen wurden, bis auf Eine, über die der Landgraf sehr aufgebracht war, weil er darinn die französische Nation verkleinert hatte. Einen vorzüglichen Werth haben seine Einleitung in die militärischen Wissenschaften, über den dreißigjährigen Krieg und über den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen, Abhandlungen, die auch Französisch erschienen sind. Die letztere ist bei weitem das Gründlichste und Gedachteste, was über diesen wichtigen Punkt geschrieben worden ist; man hat sie auch ins Englische übersetzt. Von einer andern Seite war sein System der christlichen Religion (Berlin 1787) eine merkwürdige Erscheinung, dessen Tendenz daraus erhellet, daß es eigentlich aus einem größeren Werke entstanden ist, welches er Trugschlüsse der christlichen Religion betitelt hatte. Seine Dramatischen Sprüchwörter (Leipzig 1785) sind die Frucht seiner entschiedenen Liebe zu dergleichen gesellschaftlichen Unterhaltungen.

Im Jahr 1785 kam er als Major bei dem Ingenieur-Korps und als Lehrer der Taktik an das Karolinum in Braunschweig. Diese Lage war seinen Wünschen ganz entsprechend. Er hatte, wie jeder Professor dieser Lehranstalt, nur wenige Amtsarbeit, und dabei einen Gehalt, mit welchem auch ein Anderer hätte zufrieden seyn können, der nicht so genügsam gewesen wäre, als er. Was ihm aber in dieser Lage mehr als alles Uebrige galt, war die Ruhe, mit welcher er nun für sich arbeiten, seine Kinder erziehen und das häusliche Leben genießen konnte.

Bei aller Achtung, die Mauvillon für stehende bürgerliche Verfassungen hatte, war er doch ein erklärter Freund des Republikanismus, und wenn es einmal zur Revolution kommen sollte, wünschte er das Königthum in aller Form vernichtet zu sehen. Da er seine Gedanken über Freiheit und Gleichheit nicht geheim hielt, so mußte er sich manche Verunglimpfungen gefallen lassen. Besonders war seine enge Verbindung mit dem Grafen von Mirabeau, den er schon im Jahr 1786 in Braunschweig hatte kennen lernen, für Viele ein Stein des Anstosses. Aus dieser Verbindung entsprang das bekannte Werk über die preußische Monarchie, an dem Mauvillon wahrscheinlich mehr Antheil hatte als Mirabeau. Es hat unstreitig viele Berichtigungen nöthig; man hat dagegen gesprochen und geschrieben, und viele Unrichtigkeiten aufgedeckt; aber bei dem allen bleibt es ein Buch des Jahrhunderts, und die Nachwelt wird ihm seinen Platz anweisen.

In den letzten Jahren seines Lebens beschränkte Mauvillon seinen Umgang vornemlich auf seine Fa-

milie und einige wenige erlesene Freunde. Eine seiner letzten gelehrten Arbeiten war die Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, unstreitig ein sehr lehrreiches Werk, und vielleicht in Absicht auf den Styl das beste, was Mauvillon geschrieben hat. Im Jahr 1793 nahm er auf ein halbes Jahr Urlaub, um einige Zeit in Leipzig und Hamburg zuzubringen. Er kam krank von dieser Reise zurück, lag aber wenig zu Bette, sondern machte sich immer eine Beschäftigung. Den Abend vor seinem Tode unterrichtete er seinen jüngsten Sohn noch im Französischen, dictirte einige Briefe, ließ sich die Zeitungen vorlesen, und da diese voll von den Siegen der Franzosen waren, so heiterte sich sein ganzes Wesen auf. „Auf so gute Nachrichten wird es sich gut schlafen lassen“ — sagte er, und legte sich zu Bette. Es war seine letzte Nacht; am andern Morgen, den 10ten Januar 1794, starb er.

Mauvillon ist in allen seinen Schriften ein scharfsinniger Denker, aber der Leser darf sich nicht sorglos auf ihn verlassen; er baut oft auf einen glänzenden, aber falschen Vordersatz, und durch die schneidende Behauptungsart, die ihm eigen ist, und durch seinen Witz imponirt er oft dem Leser, der nicht auf seiner Hut ist. Seine Paradoxiensucht artete zuweilen in Rechthaberei aus. Deswegen, und wegen seiner Sarkasmen, hatte er auch wenig Freunde, ob ihn gleich viele unpartheiische Männer sehr hochschätzten, weil sie sahen, daß es ihm bei allen seinen Urtheilen aufrichtig um Wahrheit zu thun war; aber freilich sah er diese, von ihm redlich gesuchte Wahrheit, zuweilen durch das Medium seines Witzes an. Dabei ist er aber unstreitig ein Schriftstel-

ler, der durch Scharfsinn und Muth seinem Zeitalter ungemein nützlich geworden ist. Sein deutscher Styl ist zwar nicht korrekt, aber überaus kräftig.

Männlichkeit, Muth, Verlassen auf eigene Kräfte, Furchtlosigkeit vor den Mächtigen, große Stetigkeit in seinen Meinungen und in der Freundschaft waren stark ausgesprochene Züge seines Charakters. Er lebte äusserst einfach und hatte wenig Bedürfnisse. Sein Tisch war mittelmäßig, seine Kleidung simpel; andere Bequemlichkeiten kannte er nicht. Wein war ihm entbehrlich, aber Koffee nicht. Die Gesellschaft liebte er in jüngern Jahren bis zur Ausschweifung, und auch später war er gerne um Menschen, ohne in der Wahl seines Umgangs eigensinnig zu seyn. Er war sehr tolerant, nur durfte man ihn nicht hindern, seine Meinung, ohne alle Rücksicht der Person, zu sagen. Dieß machte ihm die Gesellschaft von Leuten, die über seinen Rang waren, sehr lästig. Wenn er jemand nicht leiden konnte, so widersprach er ihm beständig. Unter seine Schwächen gehörte seine Erbitterung gegen berühmte Männer. Seine gute Laune war unzerstörbar, und Leben sein liebster Gedanke. Er war fest überzeugt, daß es ohne Tugend kein wahres Glück gebe, und dieser Wahrheit kam er immer und in allen Verhältnissen aufs Genaueste nach.

Karl Rollin.

Rector der Universität zu Paris.

Rollin war der Sohn eines Messerschmidts zu Paris, und wurde im Jahr 1661 daselbst gebohren. Der Vater bestimmte ihn für seine Profession, und ließ ihn sehr jung als Meister einschreiben. Glücklich entdeckte ein Benedictiner, dem der Knabe öfters bei der Messe diente, einige Fähigkeiten zum Studiren bei ihm. Dieser ehrliche Ordensbruder verschafte dem jungen Menschen eine Freistelle in einem Kollegium, und ließ ihn studiren. Bei seiner nachherigen Erhebung zu den ansehnlichsten Ehrenstellen, und bei aller Gnade der Grosen vergaß er doch seine Herkunft nie. Als er einst an der Tafel eines Großen mit dem Pater Poulouzat speiste, bat man diesen, ein Stück Wildpret zu zerlegen. Als Rollin sah, daß das Messer des Zerlegers nicht schneiden wollte, sagte er: „Nehmen Sie mein Messer; es ist besser. Ich verstehe mich darauf: denn ich bin eines Messerschmids Sohn.“ Ein andermal hatte er einem seiner Freunde ein Messer zum Neujahrsgeschenk geschickt, und in einem artigen Sinngedichte dabei gesagt: „Wenn dieß Geschenk ihm mehr vom Vulkan als von den Musen herzurühren schiene, so

so möchte er sich darüber nicht wundern, weil sein Weg nach dem Parnaß von der Höhle der Cyklopen ausgegangen wäre."

Eine edle Ehrbegierde trieb den jungen Rollin an, seine Schulfreunde an Fleiß und Artigkeit zu übertreffen. Er saß mit den Söhnen des Ministers Pelletier in einer Klasse. Der Minister benützte die Verbindung des lernbegierigen Jünglings mit seinen Söhnen, als einen Sporn zur gegenseitigen Belebung eines edlen Wetteifers. Wenn Rollin Kaiser war, das nicht selten geschah, so schickte ihm Pelletier eben das Geschenk, das er seinen Söhnen zu geben pflegte; und diese wurden darüber nicht eifersüchtig. Sie liebten ihn, und nahmen ihn in ihrem Wagen mit sich nach Hause. Sie ließen ihn bei seiner Mutter aussteigen, wenn er etwas bei ihr zu verrichten hatte, und warteten, bis er wieder kam. Als die gute Frau einst bemerkte, daß ihr Sohn ohne Umstände sich auf den besten Platz setzte, wollte sie es ihm als einen Mangel an Lebensart verweisen; aber der Hofmeister sagte: der Minister hätte befohlen, daß man sich im Wagen nach eben der Ordnung setzen sollte, wie in der Klasse.

Der berühmte Herfan, der die Gewohnheit hatte, den Eifer seiner Schüler in der rhetorischen Klasse durch rühmliche Ehrennamen zu spornen, sagte öffentlich: er wüßte keinen Namen, der den jungen Rollin ganz charakterisirte, und manchmal käme er in Versuchung, ihn göttlich zu nennen. Fast alle, die etwas in Prosa oder in Versen von ihm verlangten, schickte er mit den Worten an seinen talentvollen Zögling: „Geht nur zu ihm, er wirds besser machen als ich."

Nachdem Rollin drei Jahre in der Sorbonne die Theologie studirt hatte, wurde er schon in seinem 22sten Jahre der Nachfolger seines Lehrers Herfan, und schwang sich endlich bis zum Rector der Universität zu Paris. Er suchte das Studium der Alten von neuem zu beleben, und beförderte überhaupt die Kultur der Wissenschaften mit Eifer und Einsicht. Er selbst schämte sich nicht, noch als öffentlicher Lehrer Unterricht in dem Fache anzunehmen, in welchem er andere unterrichten sollte. Er sollte als Professor eines zur Pariser Universität gehörigen Kollegiums jungen Leuten eine theologische Lektion halten. Als er nun den Abbe Guet fragte, wie diese Lektion am besten einzurichten sei, und dieser rieth, die Bibel selbst zum Grunde zu legen und in diesen Stunden durchzugehen, erschrack Rollin und bekannte, daß er die Bibel nicht hinreichend verstehe. Dieß veranlaßte den Abbe, mit ihm und einigen andern Freunden die Bibel vom Anfange bis zu Ende durchzugehen und ihnen die nöthige Unterweisung zum Unterrichte anderer zu ertheilen, welches, wie er sagte, großen Segen für ihn hatte, und ihm erst die Augen öffnete.

Rollins Bibliothek war unbeträchtlich; er pflegte aber die geringe Anzahl der Bücher damit zu entschuldigen, daß er niemals Willens gewesen sei und erst sehr spat angefangen habe, (im 54sten Jahre) ein Autor zu werden, folglich auch wenig Werkzeuge angeschaft habe. Als er seine erste Schrift in Druck geben wollte (es war eine Ausgabe von Quinctilians Rhetorik zum Schulgebrauch) konnte er kaum einen Verleger finden. Auch derjenige, welcher den Verlag übernahm, ließ sich erst von seiner Frau, die viel Verstand besaß und das Manu-

script gelesen hatte, dazu überreden, und nahm noch überdem von dem Verfasser das Versprechen der Schadloshaltung an, falls die Schrift nicht abgehen sollte. Der Erfolg war günstig und Rollin schrieb nun seine Einleitung in das Studium der schönen Wissenschaften (De la maniére d'enseigner et d'etudier les belles lettres), die öfters gedruckt, ins Deutsche übersetzt, und überall mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde. Es war ein brauchbares Buch für die Zeit, in der es geschrieben wurde, ist jetzt aber längst durch bessere Schriften ersetzt worden.

Eine neue Bahn betrat Rollin, da er anfieng, in einem ausführlichen Werke die alte Geschichte zu bearbeiten, (Hist. ancienne des Egyptiens, Charthaginois, Assyriens etc. à Amsterd. 1730 — 39. XIII. Vol. 8.) worauf noch eine besondere Geschichte der Römer (Hist. rom. dépuis la fondation de Rom jusqu'à la bataille d'Actium. Revue par Crevier, à Paris 1739 — 1748. XVI. Vol. 8.) folgte, die an Crevier einen geschickten Verbesserer und Fortsetzer fand, weil der Verfasser im Jahr 1741 und noch vor Vollendung des Werks starb. Ein gelehrter Historiker war Rollin nicht, und er schöpfte mehr aus neuern Schriften als aus den Quellen. Seine Geschichtsbücher sind daher keine eigentliche Bereicherung der historischen Literatur; aber sie trugen ungemein viel dazu bei, die Liebe zur historischen Lectüre in und außer seinem Vaterlande zu verbreiten. Original und Uebersetzungen in die meisten europäischen Sprachen wurden sehr oft gedruckt, und halfen mit dazu, die geistlosen Romane zu verdrängen, und den Geschmack an einer nützlicheren Unterhaltung zu verbreiten. Denn

Rollin besaß das Talent, angenehm zu erzählen, und die Leser durch die Reize des Vortrags zu fesseln. Wer es mit der historischen Wahrheit nicht allzu genau nimmt, wird seine Schriften immer mit Vergnügen und Nutzen lesen.

Achtung und Ansehen begleiteten ihn durch sein ganzes Leben, ja noch lange nach seinem Tode ließ ihm Ludwig XVI. eine marmorne Statue errichten. Nicht allein die Großen Frankreichs, sondern auch Fürsten und Große des Auslandes bezeugten ihm ihre Achtung und ehrten sein Verdienst. Der Herzog von Cumberland und Friedrich der Große waren unter der Zahl seiner Bewunderer. Dieser Monarch, damals noch Kronprinz, schrieb öfters an ihn, und bediente sich einmal des Ausdrucks: „Männer, wie Sie, wandeln an der Seite der Fürsten.“ In das Schreiben, in welchem Rollin dem Könige Friedrich zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte, ließ er einige, einem angehenden Regenten sehr heilsame Lehren einfließen, und erhielt in der Antwort die Versicherung, daß der König solche Rathschläge für sich weit nützlicher finde, als die falschen und oft thörichten Komplimente der Schmeichler. Gegen den Beifall, den seine Schriften fanden, war er nicht gleichgültig, und der Weihrauch, den ihm seine Verehrer so häufig zum Opfer brachten, mochte wohl Ursache seyn, daß er allzu günstig von ihnen dachte. Aber er war eitel ohne Stolz. Man hörte ihn gerne reden, aber noch lieber las man, was er schrieb, denn alles, was aus seiner Feder kam, war angenehm, witzig und lebhaft.

Sanftmuth, Redlichkeit, Aufrichtigkeit und eine weise Mäßigung waren Hauptzüge seines Charakters.

Nichts gleicht dem liebreichen Wesen, mit welchem er seine Haushalterin und seinen Bedienten behandelte. Er überließ beiden die ganze Wirthschaft, und hatte, wenn er auswärts speisete, für weiter nichts zu sorgen, als daß diesen Leuten an Speise und Trank nichts abgehen möge. Mit dem Domestiken, der einem ehrbaren Kammerdiener ähnlich sah, und seine Studien hatte, war er ungemein zufrieden und ließ ihn, wenn er allein war, mit sich speisen. Mit diesen Leuten hielt er täglich Hausandacht, welche hauptsächlich darinn bestand, daß man sich des Abends wechselsweise aus dem Nicole etwas vorlas. Als man ihn einmal fragte, ob er auch gute Hausnachbarn habe, bejahte er es, setzte aber hinzu: „Es liegt mir eben nicht viel daran, brave Nachbarn zu haben, weil mir für sie nur wenig Zeit übrig bleibt.“

Ein so eifriger Katholik Rollin auch war, und so gern er auch jeden vermeinten Ketzer zu seiner Kirche gebracht hätte, so äußerte er doch auch sehr tolerante Gesinnungen. Als man in seiner Gegenwart von einem redlichen Manne, der ein Molinist sei, redete, versicherte er, aller erlittenen Molinistischen Drangsale ungeachtet, einen rechtschaffenen Molinisten eben so gut zu lieben, als einen Jansenisten. „Oft, setzte er hinzu, ist eine Mauer zwischen dem Verstande und Herzen; der Verstand denkt nicht richtig, aber das Herz ist gut.“

William Robertson.

Principal der Universität zu Edinburg.

Nicht mit Unrecht hat man diesen treflichen Schriftsteller den Tizian der Geschichte genannt; denn in wahrer, lebendiger Schilderung und Vergegenwärtigung der Begebenheiten und Charaktere übertrift ihn so leicht keiner. Aber was ihm nicht weniger Ehre macht, ist die von ihm auf die genaueste Forschung der Quellen und die treueste Benutzung der Hülfsmittel verwandte Sorgfalt, und die kühle, reife Beurtheilung, womit er seinen Stoff wählte, ordnete und zu einem schönen Ganzen bildete.

Robertsons Vater war ein Landgeistlicher zu Bothwick, wo unser Geschichtschreiber im Jahr 1721 gebohren wurde. Den ersten Unterricht empfieng er in Dalkeith, einer damals in Schottland sehr berühmten Schule. Sein Genie hatte nicht den üppigen wilden Wuchs, welcher sich früh reif auszeichnet; nur ein paar vertraute, scharfsehende Freunde konnten aus der angebohrnen Stärke seiner Naturgaben und aus dem geduldigen Anbau derselben seinen künftigen unvergänglichen Ruhm abmaßen. Auf der Akademie zu Edinburg, wo er seit dem Jahre 1733 die Theologie studirte, las er mit vorzüglichem Fleiß die Alten; aber der Mathematik und Physik konnte er keinen Geschmack abgewinnen,

obschon der berühmte Maclaurin damals beide Wissenschaften mit großem Beifalle vortrug.

Viele Schotten zeichneten sich eben so sehr durch Genie als durch Gelehrsamkeit aus; aber die Schwierigkeit, das Eigenthümliche und Provinzielle der schottischen Mundart zu überwinden, schien den Gelehrten alle Wege zum Ruhme durch Schriften zu verschließen, ausgenommen in solchen Fächern, die den Schmuck der Schreibart nicht zu erfodern schienen. Robertson ließ sich aber durch diese Hindernisse nicht abschrecken, und er scheint von sehr früher Jugend an mit großer Beharrlichkeit die wirksamsten Mittel angewandt zu haben, sie zu übersteigen. Unter andern übersetzte er fleißig; und er hatte diese sehr schwere Kunst so weit angebaut, daß er mit Ernst daran dachte, eine Uebersetzung von Marcus Antonius herauszugeben, als ihm ein Ungenannter in Glasgow darinn zuvor kam. Daß er gerade diesen Schriftsteller auswählte, mochte gutentheils von der Vorliebe herkommen, die er allezeit für die Ueberreste der Stoischen Philosophie bewies. In seinen letzten Universitätsjahren übte er sich auch mit andern geschickten Freunden in der Beredsamkeit und im unvorbereiteten Debattiren.

Im Jahr 1743 wurde er Prediger zu Gladsmuir. Diese Stelle brachte ihm nur 100 Pfund ein, aber es war ein vorzügliches Glück, daß er sie bekam, denn seine Eltern starben beinahe zu gleicher Zeit, und hinterließen ihm 7 hülflose Geschwister. Der edle Mann handelte hier mit der Entschlossenheit, die ihn immer auszeichnete. Ohne über eine Familienlast kleinmüthig zu werden, welche seine bisherigen literarischen Absichten

niederzudrücken schien, dachte er blos an seine heilige Pflicht, nahm alle Geschwister zu sich nach Gladsmuir, und erzog die 6 Schwestern in seinem Hause, bis sie anständig versorgt wurden. Nur dann erst glaubte er eine eheliche Verbindung schließen zu dürfen, die er schon längst gewünscht hatte, und die er mit Recht unter die glücklichsten Ereignisse seines Lebens zählte.

Als die Rebellion im Jahr 1745 ausgebrochen war, hatte er Gelegenheit, den Eifer für die bürgerlichen und religiösen Freiheiten seines Vaterlandes zu beweisen, welchen er mit seiner ersten Erziehung angenommen hatte. Einmal war die schottische Hauptstadt in der Gefahr, den Rebellen in die Hände zu fallen, und der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten schien so mißlich, daß er sich für berechtigt hielt, eine Zeit lang unter die Edinburger Freiwilligen zu gehen: ja als es zuletzt beschlossen war, daß man die Stadt ausliefern wollte, war er einer von den wenigen, die dem königlichen Feldherrn ihre Dienste anboten. — Als Prediger erwarb er sich durch die Pünktlichkeit, womit er sein Amt verwaltete, die Achtung und Liebe seiner Gemeinde, während die Beredsamkeit und der Geschmack, welche in seinen Kanzelvorträgen herrschten, ihn vor der benachbarten Geistlichkeit bemerkt machten, und den Weg zu dem Einflusse in der schottischen Kirche bahnten, den er nachmals erhielt. Er hat zwar nur Eine Predigt drucken lassen, aber sie ist fünfmal aufgelegt und auch ins Deutsche übersetzt worden, und beweist hinlänglich, wie weit er es in diesem Fache hätte bringen können. Der wachsende Ruf verschafte ihm Verehrer und Freunde, die allerdings seine Muße etwas schmählerten; aber da seine Gesell-

schafter gebildet waren, so gewann er durch ihren Umgang.

Bald nach seinem Eintritte ins Predigtamt hatte Robertson den Entwurf gemacht, die Geschichte von Schottland zu beschreiben; aber erst im Frühjahr 1758 reiste er nach London, um mit einem Buchhändler Verabredungen wegen des Drucks zu nehmen. Das Werk erschien den 1sten Februar 1759, und fand eine so gefällige Aufnahme, daß ihn der Buchhändler noch vor Ablauf des Monats bat, Anstalten zu einer zweiten Ausgabe zu machen. Vierzehn Ausgaben erschienen beim Leben des Verfassers, und alle Anfälle, die man auf das Werk machte, waren nicht im Stande, das Ansehen desselben zu untergraben. Die besten englischen Kritiker stimmen darinn überein, daß in der Landesgeschichte Hume und Robertson immer noch die größten Schriftsteller sind, welche Grosbritannien aufzuweisen hat.

Lange hatte Robertson im Dunkeln gelebt, und seine geringen Einkünfte wollten kaum für eine wachsende Familie hinreichen. Unter währendem Drucke seiner Geschichte von Schottland erhielt er einen Ruf nach Edinburg, als Prediger an einer der Stadtkirchen. Von nun an folgte eine Beförderung der andern, schon im Jahr 1762 wurde er zum sogenannten Principal der Edinburger Universität, und zwei Jahre darauf erneuerte man die Würde eines königlichen Geschichtschreibers für Schottland mit einem Jahrgehalte von 200 Pfund Sterling zu seinen Gunsten. Sein Ruhm machte, daß man mit ausnehmender Ungeduld auf seine Geschichte Karls V. wartete, die er nach Vollendung

der

der Geschichte von Schottland bearbeitete. Auch dieses neue Werk erhielt wieder einen allgemeinen Beifall, erlebte selbst in Deutschland mehrere Auflagen, und die schöne französische Uebersetzung, welche Suard davon machte, trug nicht wenig zu dem weit ausgebreiteten Ruhme bei, welchen Robertson einärndtete.

Nach einem Zwischenraume von acht Jahren erschien sein drittes historisches Meisterwerk: die Geschichte von Amerika, eben so günstig aufgenommen und eben so allgemein verbreitet, als die beiden frühern Werke. Nur muß man den Verfasser nach den Materialien beurtheilen, die er damals hatte. Gegen die Spanier verfuhr er unstreitig zu gelinde; seine Herzensgüte konnte an ein. außerordentliche Bosheit der menschlichen Natur nicht glauben. Die Spanier wußten sehr wohl, wie viel sie Robertsons Mäßigung zu danken hatten, und wählten ihn im Jahr 1777 zum Mitgliede der königlichen Akademie der Geschichte in Madrid. Der amerikanische Krieg, den Robertson nicht billigte, hinderte die ganze Ausführung des Plans zur Geschichte von Amerika.

Lange genoß Robertson die Früchte seines wohlerworbenen Ruhms. Auch im Alter blieben seine Geisteskräfte ungeschwächt, aber da er sich dem 60sten Jahre näherte, fühlte er, daß die sitzende Lebensart seiner Gesundheit geschadet hätte. Er entfernte sich nun auch aus den geistlichen Gerichten, und sieben bis acht Jahre lang widmete er alle Zeit, die ihm von Amtsgeschäften übrig blieb, der Lectüre und seinen Freunden. Im 68sten Jahre seines Alters veranlaßte ihn Rennels Erläuterung einer Charte von Indostan, die Untersu-

chung über das älteste Indien zu schreiben; sie war die letzte seiner literarischen Arbeiten, und kostete ihn ein Jahr Zeit. Die Gelehrten haben auch zum Vortheile dieser letzten Schrift entschieden.

In den Edinburger Kirchenversammlungen hatte Robertson ungemein viel Einfluß, seine Ueberredungsgabe und die lichtvolle Ordnung, womit er alles vortrug, waren unwiderstehlich. Er war es, der die Zwistigkeiten der schottischen Kirche völlig heilte. Er war kein sehr scharfsinniger Mann, besaß aber viel gesunden Verstand und Lebensweisheit; daher sein Rath, welchen er jedoch niemals aufdrang, unschätzbar war. Er liebte Gesellschaft und war äußerst angenehm und lehrreich in derselben; denn ohne seine große Kenntnisse in Anschlag zu bringen, hatte er immer viel Umgang mit unterrichteten Leuten gehabt, und interessirte sich stets angelegentlich für die Begebenheiten der laufenden Zeit. Er haschte niemals nach Witz, aber wenn er unter seinen vertrauten Freunden war, fehlte es ihm nie an Aufgeweckтheit und Laune. Er fand Vergnügen an harmlosen charakteristischen Anekdoten seiner Bekannten, und sie gewannen außerordentlich durch die theilnehmende muntere Art, womit er sie erzählte: überhaupt liebte er den Scherz, ohne jedoch der Würde seines Standes etwas zu vergeben. Er hatte sich so sehr gewöhnt, richtig und in schönen Perioden zu sprechen, daß er sich selbst im Umgange davon nicht los machen konnte.

Im Jahr 1791 befiel ihn eine Gelbsucht, wovon er 1793 starb. An der Vortreflichkeit seines moralischen Charakters hat wohl schwerlich jemand gezweifelt.

1,2 + 5,6 = 1500.-
Dez. 84

V 8
4 XIV

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Gallerie historischer Gemählde aus dem achtzehnten Jahrhundert ein Handbuch für jeden Tag des Jahres

Bd.: 5

Hof 1806

Biogr.c. 22-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069671-5